Clio's
Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

II.

*

Darmstadt,
bey Heyer und Leske.
1811.

Inhalt:

Seit.

Xenophons Feldzug 1

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville. (Fortsetzung.) . . 177

Reise des Grafen Potozki. (Beschluß) . 257

Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo 306

Die Amazonen 309

Aethiopien 317

Abentheuer eines Negerfürsten . . 321

Inhalt.

Seite
Gemälde menschlicher Schwachheiten . 338
Rudbecks Träume 340
Historisches Quodlibet 361

Clio's

Blumenkörbchen.

2.

Xenophons Feldzug. *)

Als Darius, der Monarch von Persien, dem Tode sich nahe fühlte, berief er die Söhne vor

*) Gelehrte, der griechischen Sprache kundig, lesen das Original und sind entzückt. Gelehrte, der griechischen Sprache unkundig, lesen die Borheckische Uebersetzung, die mehr treu als schön ist. Die Bearbeitung welche hier geliefert wird, ist ein Versuch, von Xenophons berühmten Werken auch solchen Lesern einen hellen Begriff zu geben, die sonst durch trockene Weitschweifigkeit und eine holprichte Sprache sich abschrecken lassen. Diese werden versichert, daß sie weder etwas Wesentliches hier vermissen, noch etwas, dem Xenophon Untergeschobenes finden sollen.

Lesern, die etwa von Xenophon noch gar nichts wissen, und überhaupt mit der Geschichte nicht vertraut sind, diene zur Einleitung, daß der Feldzug des Prinzen Cyrus etwa 400 Jahr vor Christi Geburt unternommen wurde. Damals hatte bereits Athen seinen höchsten Flor erreicht und überlebt. Sparta eroberte es, und beherrschte ganz Griechenland. Die Perser waren in üppige, unkriegerische Weichlinge ausgeartet; ihre Könige ein Spiel der Weiber und Günstlinge; ihre Satrapen despotisirten; ohne griechische Miethlinge hatten sie keine Solda-

sein Krankenlager; Artaxerxes, den Aeltesten am Hofe gegenwärtig, und Cyrus, den Jüngsten, damals Statthalter von Lydien, Phrygien und Cappadocien. Der eilte zu dem sterbenden Vater, in Begleitung des Satrapen der Jonischen Städte, Tissaphernes, den Er für seinen Freund hielt. Darius starb, Artaxerxes bestieg den Thron, und öffnete sein Ohr der Verleumdung jenes falschen Tissaphernes, der den Bruder ihm verdächtig machte. Den ließ er fahen und wollte ihn tödten, allein der Mutter, Parysatis, Bitten erhielten des Prinzen Leben; Er durfte grollend in seine Statthalterschaft zurückkehren. Dort erwog Er den erlittenen Schimpf und die Gefahr, welcher

---

ten. Aegypten hatte sich von Persien losgerissen. In Thracien war das Reich der Odryser in zwey Staaten zerfallen. — Die Karducher sind die heutigen Kurden. Die Chalyber waren vermuthlich Chaldäer, die Tarcher, Georgianer, die Skythier, kappadocische Völker, wie auch die Makronen. Die Kolcher wohnten in Mingrelien, die Driter im Pontus, die Mosynöken in Cappadocien am schwarzen Meere, die Phosianer an der westlichen Grenze von Armenien. Byzanz ist bekanntlich das heutige Constantinopel.

kaum Er entronnen, und beschloß die Gewalt des Bruders abzuschütteln, ja, wo möglich, ihm die Krone zu rauben. Seine Mutter war einverstanden, denn mehr als den König liebte sie ihn.

Mit großer Schlauheit spann er den Plan, wer vom Hofe zu ihm kam, wurde so liebreich aufgenommen, daß er sein Herz dem Könige nicht zurückbrachte. Die von ihm regierten fremden Völker gewann der Prinz und machte sie geschickt zum Kriege. Bald insgeheim, bald unter dem Vorwand, der Städte Besatzungen vollzählig zu machen, ließ Er griechische Truppen werben, die besten Peloponesier. Alle jonischen Städte fielen ihm zu, nur in Miletos, der berühmtesten von allen, vereitelte Tissaphernes ein gleiches Vorhaben, durch Hinrichtungen und Verbannungen. Die Flüchtigen nahm Cyrus auf, und belagerte Milet mit einem Heere, das nur zum Schutz der Unterdrückten gesammelt schien. Dann bat er den König, ihn, als Bruder, auch über die jonischen Städte zu setzen, und Artaxerxes, von der Mutter bewogen, bewilligte es; zumal da Cyrus deren Tri-

but nach wie vor entrichtete und seine Truppen vorgeblich nur den Tissaphernes bekriegen sollten.

Damals war Klearch von Lacedämon vertrieben. Dem schmeichelte Cyrus und sendete ihm 10000 Dariken. Mit diesem Gelde warb er ein Heer in der Krimm und bekriegte die Thracier. So blieb es verborgen, daß seine Völker dem persischen Prinz zu Gebote standen. Gleiche Unterhandlungen trieb Er mit dem flüchtigen Thessalier Aristipp, den Er mit 4000, von ihm besoldeten Kriegern nach Thessalonien ziehen ließ, bedingend, daß er ohne seinen Rath keinen Frieden schließen solle. Abermal ein Heer, das insgeheim nur seines Winkes harrte.

Vorwendend, er wolle die Pisidier, ein barbarisches Gebirgs-Volk, bekriegen, bot Er seinen Freund den Böoter Proxenos, und für die Milesier noch andere seiner Gastfreunde auf, nach Kräften für ihn zu werben. Sie alle gehorchten mit Eifer. So vorbereitet dünkte es ihm Zeit, den großen Kampf zu wagen. Ein Wink, und von allen Seiten strömten die bereit gehaltenen Völker

in Sardes, der lydischen Hauptstadt zusammen. Es gelte die Psidier, wurde noch immer vorgespiegelt, allein Tissaphernes, ungetäuscht, zog eilig mit 500 Reitern zum Könige, der, jezt gewarnt, sich rüstete.

Cyrus brach auf. Als er im Thiergarten der königlichen Burg Kolänä die Griechen musterte, bestand ihre Zahl aus 11000 Mann und 2000 Leichtbewaffneten. Schon hatte er den Fluß Mäander auf Schiffbrücken überschritten, und war 7 Tagmärsche bis in die sogenannte Ebene des Kaisers vorgerückt, da murrten die Soldaten wegen rückständigen Soldes, kamen häufig zu seinem Zelte und empfingen nur Hoffnungen von dem sichtlich Verwirrten, der sonst ungern schuldig blieb. Aus diesem Bedrängniß rettete ihn die Königinn der Cilicier Epyaxa, die Gold und, wie man sagt, auch ihre höchste Gunst ihm brachte. Ihr zu Ehren stellte sich das Heer in Schlachtordnung. Sie fuhr auf einem leichten Wagen durch die Reihen. Die Nichtgriechen, (Xenophon nennt sie Barbaren) trugen kupferne Helme, rothe Waffenröcke, Beinharnische und glänzende Schilde. An den Griechen

bewunderte sie den Glanz und die kunstreiche Gewandheit. Mitten vor diesen Kerntruppen ließ Cyrus den Wagen halten, und durch einen Dolmetscher die Griechen auffordern, das Schauspiel eines Angriffes darzustellen. Sie gehorchten. Die Trompeten schmetterten. Mit Eilschritten, vorgestreckten Waffen und großem Geschrey stürmten sie gegen das Lager an. Die erschrockenen Barbaren flohen, die Königin selbst jagte auf ihrem Wagen davon, die Krämer, ihre Waaren im Stiche lassend, mischten sich unter die Flüchtigen, die Griechen lachten laut und Cyrus freute sich des Schreckens, den ihr ungestümer Angriff den Barbaren einflößte. Unter griechischer Bedeckung sandte er die Königin auf dem kürzesten Wege in ihr Land zurück. Er selber rückte vor, gab Lykaonien, ein feindliches Land, der Plünderung Preiß, und ließ zu Dara, einer blühenden Stadt, den Purpurbereiter des Königs, nebst einem mächtigen Befehlshaber verrätherischer Nachstellungen halber tödten.

In Cilicien einzudringen vergönnte nur ein steiler Paß, einer Wagenspurbreit, und oben, hieß es, stehe der gerüstete König Syennesis, Erya-

ra's ungleich gesinnter Gemahl. Cyrus stutzte und blieb einen Tag in der Ebene. Indessen war die Königin, mit ihrem griechischen Geleite, schon durch andere Wege über die Gebirge gekommen und eine griechische Flotte segelte herüber. Als Syennesis dieß erfuhr, wich er von den Anhöhen und Cyrus folgte ihm ungehindert, eroberte dessen Lager und stieg herab in eine weite, lachende Ebene, wo der Weinstock prangte und mancherley Getrayde üppig wuchs. Bey seiner Annäherung verließ der König die Hauptstadt Tarsos, und alle Einwohner mit ihm flohen in die sichern Gebirge.

Epyaxa hatte Tarsos fünf Tage früher als Cyrus erreicht, aber von ihrem Geleite waren hundert Griechen verloren, vielleicht plündernd von den Ciliciern erschlagen, vielleicht verirrt und umgekommen. Um diesen Verlust zu rächen, plünderten die Uebrigen Tarsos, selbst das königliche Schloß nicht verschonend.

Nachdem aber Cyrus in die Stadt eingezogen, ließ er den Syennesis zu sich entbieten. Nie — war dessen Antwort -- habe er in der Gewalt eines Mächtigeren sich befunden, darum er zu erscheinen

sich weigerte, bevor nicht die Königin ihm Sicherheit verbürgt. Das mag geschehen seyn, denn er kam und spendete große Summen zu dem Feldzuge, und Cyrus beschenkte ihn königlich. Auch sollte sein Land ferner nicht verheert werden und er die geraubten Sklaven, wo er sie fände, wieder nehmen.

Zwanzig Tage blieb Cyrus hier, denn die Soldaten erriethen nun, der Zug sey gegen den Persischen Monarch gerichtet, und weigerten sich ihn fortzusetzen, weil sie keineswegs dazu sich verbungen. Klearch wollte seine Truppen Anfangs zwingen, allein sie warfen mit Steinen nach ihm. Als er nun sah, daß Gewalt hier nicht zum Ziele führe, so trat er weinend in ihre Mitte. Alle stuzten und schwiegen, er aber redete also: „Wundert Euch nicht, ihr Krieger, mich so bekümmert zu sehen; war doch Cyrus mein Gastfreund, „der mich, den Flüchtigen, gütig aufnahm und „mir 10000 Dariken schenkte. Mit diesem Golde „habe ich weder mich bereichert noch ergötzt, sondern es auf Euch verwandt und mit Eurer Hülfe Griechenland an den Thraciern gerächt. Dann „aber, von Cyrus gerufen, führte ich seinem

„ Dienste Euch zu, weil ich des Guten viel von „ ihm empfangen. Nun, wollt Ihr nicht weiter „ ziehen, so muß ich entweder Euch oder meinen „ Freund verlassen. Das wird mir schwer, doch „ nun soll irgend Einer mich beschuldigen dürfen, „ ich hätte Griechen unter Barbaren geführt und „ sie dort verrathen. Ihr wollt mir nicht gehor- „ chen? mir nicht folgen? Wohlan, so folge ich „ Euch, und will, was über uns verhängt seyn „ mag, mit Euch tragen und erdulden. Denn ihr „ seyd mir das Vaterland, Ihr Freunde und Mit- „ streiter gewährt mir den Ruhm; von Euch ver- „ lassen kann ich weder mich noch andere schützen. „ Darum, wohin Ihr ziehen möget, ich ziehe mit „ Euch." So sprach Er. Die Soldaten, eige- ne sowohl als fremde, rühmten seinen Entschluß; mehr als 2000 verließen andere Fahnen, mit Waf- fen und Gepäck in sein Lager übergehend.

Cyrus, hoch bekümmert, sandte nach Klearch, der zu kommen sich weigerte, doch insgeheim durch einen Boten ihm Muth einsprechen ließ. Dann versammelte er die Krieger aufs neue und redete sie an: „Soldaten! Gegen uns ist Cyrus gesinnt wie

„ wir gegen ihn. Wir sind seine Krieger nicht
„ mehr, wenn wir von ihm weichen, und so wird Er
„ auch den Sold uns länger nicht bezahlen. Für
„ treulos hält er uns, das weiß ich; darum gieng
„ ich nicht zu ihm, als er mich berief, denn ich
„ schäme mich, weil ich ihn betrogen habe. Fürch-
„ ten mußt' ich, daß er mich verhaften, meine
„ Unredlichkeit strafen würde. Ihr seht, wir dür-
„ fen jetzt nicht schlummern noch unbekümmert seyn,
„ wir müssen unsere Lage in ernste Betrachtung
„ ziehen. Mögen wir bleiben oder gehen, so thut
„ Noth auf unsere Sicherheit zu denken, und wie
„ wir unsre Bedürfnisse erlangen mögen; denn
„ was ist ein Heer, wo diese mangeln?"

„Seinen Freunden ist der Prinz ein treuer Freund,
„ aber auch seinen Feinden ein harter Feind. Ihr
„ kennt seine Macht zu Lande und zur See, unser
„ Lager steht dem Seinigen nahe. So dünket es
„ mich hohe Zeit, daß Jeder seine Meinung sage."

Er schwieg. Einige redeten, andere, von ihm unterrichtet, erinnerten wie schwierig es sey, ohne des Prinzen Willen zu bleiben oder zu gehen. Einer trat auf mit schlauer Verstellung, der mein-

te, man solle zurück nach Griechenland eilen, und wenn Klearch sie nicht führen wolle, flugs einen andern Feldherrn wählen; die Lebensmittel kaufen; — (der Markt war aber mitten unter den Barbaren) — das Gepäck zusammen bringen; den Cyrus um Schiffe bitten; gäbe er diese nicht, um sicheres Geleit zu Lande ihn ersuchen, und wolle er auch das nicht zugestehen, so müsse man sich schnell in Schlachtordnung stellen und die Gebürge besetzen, ehe Cyrus oder die Cilicier zuvorkämen, denn auch der Letzteren Rache sey zu fürchten, da man so viele Menschen und Güter ihnen geraubt. Klearch nahm das Wort: „Ich kann und mag, aus vielen Gründen, auf diesem Zuge Euer Führer nicht seyn; doch werde ich dem gehorchen, den Ihr wählt, damit ihr seht, daß ich so gut als irgend Einer zu gehorchen weiß.“

Da sprach ein Anderer: es sey thörigt Schiffe oder ein Geleit zu begehren, von dem Fürsten, dessen Unternehmen man vereitle, und wolle man diesem Geleite sich vertrauen, so mögte Cyrus immer auch die Gebürge zuvor besetzen. „Ich, fuhr er „fort, möchte seine Schiffe nicht besteigen, aus

„ Furcht, er ließe uns alle versenken. Ich möchte „ seinem Geleitsmanne nicht folgen, aus Furcht, „ er werde uns in die Irre führen. Besser wäre es, „ heimlich zu entweichen; aber wo ist die Möglich„ keit? — Darum meyne ich, wir befragen ihn, „ wozu er uns gebrauchen wolle? ob als Söldner wie „ bisher? zu Unternehmungen wie die schon gelun„ genen? so mögten wir ihm muthig folgen. Ob „ zu anderen, die mehr Gefahr und Mühseligkeit „ drohen? dann möge er uns überreden, oder ab„ zustehn von uns sich überreden lassen, damit „ wir als Freunde ihn freywillig begleiten, oder „ sicher heimkehren. Seine Antwort werde uns „ gebracht, und dann, was frommt, beschlossen."

Dem Rathe stimmten alle bey. Klearch, an der Spitze auserlesener Männer, begab sich zum Cyrus, und trug des Heeres Anliegen vor. Der Prinz antwortete: sein Feind Abrokomes, ein Feldherr des Königs, stehe am Eufrat, noch 12 Tagmärsche entfernt. Gegen diesen sey der Zug gerichtet, ihn wolle er züchtigen, und, wenn er flöhe, dann weiter mit den Griechen berathschlagen. Diese vernahmen die Antwort gerne, denn

sie war von dem Versprechen einer sechsfachen Soldes, Erhöhung begleitet, und obwohl sie, durch sein Vorgeben ungetäuscht, vermutheten wohin er sie führen wolle, so sprachen sie doch nicht mehr laut davon, sondern rückten nun bereitwillig mit ihm vor.

Zu Issos, einer blühenden Seestadt an Ciliciens Grenze, fand Cyrus eine Flotte von 60 Schiffen, die der Lacedämonier Pythagoras, und auf ihr noch 700 schwer Bewaffnete ihm zuführte. Die Schiffe ankerten neben seinem Zelte. Hier empfieng er auch 400 griechische Söldner, die von Abrokomes abgefallen waren. Als er an die Päße kam, die aus Cilicien nach Syrien führen, fand er durch zwey Festungen sie gesperrt; die eine hatte cilicische, die andere persische Besatzung; zwischen beyden floß ein Strom 100 Fuß breit, und man konnte durch den engen Zwischenraum mit Gewalt nicht dringen, denn die Mauern reichten bis ans Meer und lehnten sich an unersteigliche Felsen. Dennoch machte Cyrus Vorbereitungen zu Wasser und zu Lande, um diesen furchtbaren Paß zu überwältigen, denn er meynte, Abrokomes, der,

wie es hieß, an der Spitze von 300000 Mann stand, habe nicht versäumt die Pforte von Syrien zu besetzen. Allein der hatte sich zurückgezogen, und der Prinz kam ungehindert nach Myrian-dros, einer volkreichen phönicischen Seestadt, wo eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, und viele Kauffahrer geankert hatten. Hier entflohen zu Schiffe einige griechische Feldobristen mit ihrer be-sten Haabe, vielleicht aus Eifersucht, weil ihrer Soldaten viele zum Klearch übergegangen und es von Cyrus nicht mißbilligt wurde; es hieß, der Prinz lasse die Flüchtlinge verfolgen. Des Heeres Stimmung war ungleich; ein Theil wünschte deren Bestrafung, ein anderer bedauerte sie. Aber Cy-rus berief die Feldherren und sprach in ihrer Mit-te: „Xenias und Posion haben uns verlassen; „ich weiß wohin sie geflohen, meine Schiffe wür-„den leicht ihre Nachen ereilen, doch das sey fer-„ne. Ich schwöre bey den Göttern, sie sollen un-„verfolgt bleiben, damit Niemand sagen möge: „daß ich der Gegenwärtigen mich bediene, dann „aber, wenn sie sich entfernen wollen, sie ergreife „und beraube. Sie mögen fliehen mit dem Be-

„ wußtseyn, daß sie uns, nicht wir sie, beleidiget
„ haben. Sind doch ihre Weiber und Kinder in
„ Lydien noch in meiner Gewalt; auch diese mö-
„ gen sie zurücknehmen zum Lohn ihrer vormals
„ mir bewiesenen Tapferkeit."

So sprach er, und die Griechen, seinen Edelmuth preisend, folgten ihm freudiger als zuvor. Am Eufrat endlich that er ihnen kund, der Zug gehe nach Babylon gegen den großen König. Da murrten die Griechen, warfen ihrem Feldherren vor, sie hätten das längst gewußt und verheimlicht, wollten auch nicht fürder ziehen, wenn der Prinz nicht abermals ihren Sold vermehrte. Cyrus versprach fünf Silberminen jedem Krieger, der nach Babylon käme, dazu den ganzen Sold bis er die Griechen alle nach Jonien zurückgebracht. Das beruhigte die meisten, und ehe ihr Entschluß noch bekannt wurde, versammelte Menon seine Haufen abgesondert, sprechend: „Laßt uns flugs über den
„ Eufrat setzen, so werdet Ihr, wenn die Uebrigen
„ folgen, als des muthigen Entschlusses Urhe-
„ ber betrachtet und vom dankbaren Fürsten ausge-
„ zeichnet werden. Auch dann, wenn Eure Brü-

„ der es anders beschließen, wird er Euren guten „ Willen erkennen und vergelten.“ Sie thaten was er vorschlug, und der erfreute Cyrus ließ ihnen entbieten: „Ich rühme Euch, wackere Männer. „ Daß Ihr mich wieder rühmen müsset, sey meine „ Sorge, so wahr ich Cyrus heiße!“

Da hofften alle und vertrauten seinem Glücke. Menon erhielt kostbare Geschenke. Das ganze Heer watete durch den Strom, dessen Wellen nur die Brüste der Krieger bespülten, obgleich, nach Aussage der Uferbewohner, man bisher nur zu Schiffe übergehen dürfen, weshalb Abrokomes die Schiffe verbrannt hatte. Darum schien des Stromes Seichtigkeit ein göttliches Wunder; es hieß, der Eufrat habe den Cyrus für seinen Beherrscher erkannt. Der Marsch gieng nun durch Syrien neun Tage lang, dann durch Arabien den Eufrat zur Rechten, auf einer Ebene ohne Bäume, wo aber jede Pflanze würzhaften Geruch verbreitete, und wo die Reiter bald wilde Esel, bald Strausse jagten, doch die letzteren nie erhaschten. In einer Wüste, ohne Gras und Bäume, durch die das Heer sich dreyzehn Tage lang schleppend zog, verschmachteten

viele Lastthiere. Auch den Menschen gebrach es an Nahrung. Das wenige Mehl wurde im Lager der Barbaren um hohe Preise verkauft. Oft mußte ein Tagmarsch unmässig verlängert werden, um Wasser oder Gras zu finden. Oft, wenn tiefer Koth oder enge Straßen die Fuhrwerke hemmten, mußten des Prinzen ungriechische Völker sie vorwärts schieben, und wenn es ihm dünkte, es geschehe säumig, so befahl er wohl gar den edlen, ihn umgebenden, Persern, selbst Hand anzulegen. Dann sah man die Wirkung einer strengen Kriegszucht: denn freudig warfen sie die purpurnen Gewänder ab, erklimmten um die Wette, als gelte es einen Preis, steile Klippen, sprangen mit kostbaren Kleidern, bunten Schärpen, Hals- und Armketten in den Sumpf, und hoben die Wagen heraus.

Nirgends verweilte Cyrus, wenn nicht die Versorgung mit Lebensmitteln es erheischte; denn er berechnete, je schneller das Heer dem Ziele nahe, je unvorbereiteter werde er den König finden, der zwar ein volkreiches Land, doch wegen des Reiches Größe, eine zu vertheilte Macht besaß.

Jenseits des Eufrat lag eine große Stadt, Karmanda, woher die Soldaten häufig Hirsenbrod und Palmwein hohlten. Die Häute, ihre Decken, füllten sie mit leichten Kräutern, nähten sie dicht zusammen, und brauchten sie als Flösse über den Strom zu setzen. Bey dieser Veranlassung gerieth ein Soldat des Menon mit einem des Klearch in Streit, und, weil er Unrecht hatte, ließ Klearch ihn schlagen. Das erzählte der Geschlagene unter seinem Haufen, der laut zu murren begann. Als nun Klearch am selbigen Tage, vom Markte zurückkehrend, durch Menons Lager ritt, warf einer, der eben Holz spaltete, seine Axt nach ihm, verfehlte ihn zwar, doch andere ließen Steine fliegen, und es entstand ein Getümmel. Da floh Klearch erbittert zu den Seinen, ließ die Waffen sie ergreifen, und mit thracischen Reitern rückte er hastig vor. Menon erschrack. Die Seinigen waffneten sich zitternd. Viele standen, nicht wissend was zu thun.

Da warf zu rechter Zeit sich Proxenos mit seinen Haufen zwischen beide Theile, den Klearch ermahnend, abzulassen. Doch der Zornige befahl ihm, sich zu entfernen, bis endlich Cyrus selbst

erschien, was geschahe vernahm und die Erbitterten trennte, sprechend: „Ihr wißt nicht was Ihr „thut! Wollt Ihr gegen Euch selber fechten, so „werden wir alle zu Grunde gehen, und die Barbaren, die mein Heer bilden, uns gefährlicher „werden als des Königs Macht.“ Klearch kam zu sich. Die Ruhe wurde hergestellt, man legte die Waffen nieder.

Das Heer brach wieder auf, und fand Rosses Spuren. Einige tausend feindliche Reiter zogen vor ihm her, alles verheerend und verbrennend. Da kam Orontes, ein vornehmer Perser, mit dem Könige verwandt, ein tapferer Krieger, vormals des Prinzen Feind, nun aber mit ihm versöhnt, der erbot sich, wenn man 1000 Reiter ihm geben wolle, jene Schaar zu überfallen, zu vertilgen, oder doch zu hindern, daß sie ferner den Zug beobachten, ihn dem Könige verrathen, oder alles vor ihm her vernichten könnte. Cyrus vertraute ihm und gab die nöthigen Befehle. Orontes aber schrieb an den König, seiner Treue ihn versichernd, und meldend, er werde mit einer starken Reiterey zu ihm übergehen, weshalb er bitte, als Freund

ihn zu empfangen. Der Bote, auf dessen Treue er sich verließ, brachte seinen Brief dem Cyrus, der den Verräther alsobald verhaftete, sieben der Perser zu sich berief, und sein Zelt mit griechischen Truppen umgab. Klearch, der in den Rath gezogen wurde, weil der Prinz vor allen Griechen ihn schätzte, erzählte nachher seinen Freunden was vorgegangen.

„Dieser Mann“ so hatte Cyrus gesprochen: „war mein Unterthan durch den Willen meines „Vaters. Dann hat er mich bekriegt auf meines „Bruders Befehl. Ich bekämpfte ihn, wir schlo„ßen Friede; ich reichte ihm meine Rechte und er „gab mir die Seinige. Sprich, Orontes, habe „ich dich beleidigt?“ Nein; antwortete dieser. „Bist du nicht dennoch zu den Mysiern abge„fallen und hast mein Gebiet verheert wo du konn„test?“ Ja; bekannte Orontes. Und als ich „meine Macht dich abermals fühlen ließ, hast du „nicht an Dianens Altare bereut, und mir Treue „geschworen?“ Ja; erklärte Orontes. „Was „hab ich dir denn gethan, daß du zum dritten-

„mal mir nachstellst?" Nichts; war die Antwort. „So bekennst du dein Unrecht?" Ich muß es wohl. „Wirst du mir künftig „treu gegen meinen Bruder dienen?" Wenn „ich es auch wollte, du wirst es nicht „mehr glauben. Da wandte sich Cyrus zu der Versammlung: „So hat der Mann gehandelt, und „so spricht er. Jetzt Klearch, sage du zuerst dei„ne Meynung." Er muß fort, meynte der Grieche, damit wir länger nicht vor ihm uns hüten müssen. Alle stimmten bey, auch seine Verwandten, und griffen, nach ihrer Sitte, an den Gürtel des Verräthers, dadurch sein Todes-Urtheil sprechend. Die Henker führten ihn hinaus. Wer ihn sah, bezeigte ihm die gewohnte Ehrerbietung, obschon man wußte, er gehe zum Tode. In dem Zelte eines treuen Höflings verschwand er. Niemand hat ihn wieder gesehen, Niemand sein Grab gefunden.

* * *

Nun gieng der Zug durch Babylonien drey Tage lang, und am dritten Tage musterte Cyrus sein ganzes Heer um Mitternacht auf einer Ebene,

denn der König war ihm jetzt so nahe, daß er mit Tages Anbruch einen Angriff vermuthete. Auch kamen schon am Morgen Ueberläufer, nach deren Berichten der Prinz die Feldherren der Griechen zu sich berief, und also sprach:

„Nicht aus Mangel an Kriegsvolk habe ich „Euch mir zugesellt, sondern weil Ihr tapferer „seyd als die Barbaren. So beweiset euch nun „würdig der Freyheit die Ihr besitzt, um die ich „Euch so glücklich preise und die ich selber nicht „für alle meine Schätze opfern würde. Hört „welch' ein Kampf euch bevorsteht. Die Feinde „sind zahlreich und mit großem Geschrey greifen „sie an. Doch wenn Euch dieses nicht erschüttert, „so muß ich fast mich schämen zu bekennen, wie „Ihr meine Landsleute finden werdet. Seyd ta- „pfere Männer, so will ich einem Jeden in seiner „Heymath eine glückliche Zukunft bereiten. Doch „hoffe ich, daß viele die Heymath vergessen und „bey mir bleiben werden."

Da sprach Gaulites, ein vertriebener Samier und treuer Anhänger des Cyrus: „Prinz, „man fürchtet, du versprechest viel, weil dir Ge-

„ fahr droht, allein du werdest im Glücke deiner „ Worte nicht gedenken. Manche sagen: auch bey „ gutem Willen fehle dir die Macht.

Da erwiederte Cyrus: „Meines Reiches Grenzen erstrecken sich so weit, daß in Süden vor Hitze, in Norden vor Kälte sie Niemand bewohnen kann. Von den Satrapen meines Bruders „ werden die mittleren Provinzen regiert; siegen „ wir, so tretet Ihr an deren Stelle. Mir wird „ es nicht an Belohnungen, eher an Empfängern „ derselben fehlen. Jedem Griechen schenke ich „ überdieß eine goldene Krone.

So entließ er sie alle bereitwillig durch Hoffnungen gespornt. Und sie ermahnten ihn nicht selber zu kämpfen, sondern hinter ihren Gliedern zu halten.

„Glaubst du wohl," sprach Klearch, „daß „ dein Bruder ein Gefecht wagen werde?" — „ Beym Zeus!" erwiederte der Prinz, „wenn „ er ein Sohn des Darius und der Parysatis, „ wenn er mein Bruder ist, so wird er mir die „ Herrschaft nicht ohne Schwerdtstreich überlassen.

Noch einmal wurden jezt die Griechen gezählt. Es waren deren 14400 mit großen Schilden, und 2400 leicht Bewaffnete, der Barbaren 100000, mit etwa 20 Sichelwagen. Dagegen hieß es, die Zahl der Feinde sey eine Million und 200000 Mann mit 200 Sichelwagen. 6000 Reiter umgaben den König als Leibwache. Vier Feldherren befehligten jeder 300000 Mann. Doch wußte man durch Ueberläufer, daß Abrokomes nicht zugegen. Er kam zu spät aus Phönicien fünf Tage nach der Schlacht; es waren folglich nur 900000 Mann und 150 Sichelwagen im Gefecht. Doch vergebens rückte Cyrus noch einen Tagmarsch weiter in Schlachtordnung vor. Er fand keinen Feind, nur einen breiten tiefen Graben, der durch die Ebene bis an die medische Grenzfestung lief, und den der König, bey seines Bruders Annäherung, hatte aufwerfen lassen, so daß ein enger Paß zwischen diesem Graben und dem Eufrat blieb, aber unvertheidigt. Man gieng hinüber und sah nur die Fußtapfen zurückschreitender Mannschaft und Rosse. Ein Wahrsager hatte dem Cyrus prophezeyt, daß in den nächsten 10 Tagen keine Schlacht vorfallen werde,

und der Prinz — vermeynend, wenn so viel Zeit verstriche, so werde dann nie eine geliefert — hatte 3000 Dariken ihm versprochen, im Fall sein Wort sich bewähre. Die Zeit war nun verflossen und das Geld wurde ausgezahlt.

Da der König seines Bruders Uebergang nicht gehindert, so schien es in der That, er wolle nicht fechten, weshalb Cyrus am folgenden Tage sorglos hinzog, und am dritten auf seinem Wagen fuhr, unter geringer Begleitung von Bewaffneten. Das Heer marschirte ohne Ordnung, Lastthiere und Wagen trugen die meisten Waffen. Aber gegen Mittag, schon nahe dem Lager-Platze, sprengte plötzlich der Perser Patagyas, ein treuer Freund des Prinzen, heran. Sein Roß triefte, und allen Begegnenden rief er auf Persisch und Griechisch laut zu, der König sey im Anzuge mit einem großen geordneten Heere. Da entstand ein gewaltiger Lerm. Alle eilten zu den Waffen, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Cyrus sprang vom Wagen, legte den Panzer an, bestieg das Streitroß und faßte die Wurf-Pfeile. Eilig bildete Klearch mit seinen Griechen den rechten Flü-

gel am Eufrat, 1000 Paphlagonische Reiter gesellten sich zu ihm, und neben ihm stand Proxenos; auf dem linken Flügel abermals Griechen unter Menon durch Barbaren verstärkt. Und Cyrus hielt in der Mitte mit 600 Reitern umgeben, alle gepanzert, Hüftharnische tragend und Helme auf den Häuptern. Nur Cyrus stellte sich mit bloßem Haupte zum Kampfe. Die Rosse waren geschützt durch Stirn- und Brustschilde, die Reiter führten griechische Säbel. Es wurde Mittag und noch erschien kein Feind. Aber bald nachher sah man Staub wie weiße Wolken, die Ebene überzog sich schwarz, und als die Feinde näher rückten, blitzten die kupfernen Schilde und Helme, die Lanzen blitzten und man konnte deutlich die Glieder unterscheiden. Die Reiter auf dem linken Flügel waren weiß beharnischt. Es hieß, Tissaphernes befehlige sie. Dann folgten andere mit leichten persischen Schilden, dann schwere Truppen, (man sagte es wären Aegyptier) mit hölzernen, bis auf die Füße ragenden Schilden; dann Reiter und Bogenschützen, alle Völkerweis und jedes Volk bewegte sich in einem dichten Viereck. Die Sichelwagen, mit Zwischenräumen, zogen

sich längs der Fronte. An die Achse waren die Sichel befestigt und bogen sich zur Erde, um alles vor sich wegzumähen. Sie sollten die Glieder der Griechen trennen und niedermetzeln.

Unwahr hatte Cyrus berichtet, die Perser thäten mit Geschrey den Angriff, denn sie rückten still und langsam, wohlgeordnet heran. Der Prinz, an seiner Fronte hinab reitend, rief dem Klearch laut zu, er solle gegen die Mitte des feindlichen Heeres aufbrechen, dort sey der König, und, dort siegend, sey alles gewonnen. Aber Klearch, fürchtend umringt zu werden, wollte sich vom Strome nicht trennen, und antwortete nur, er werde schon sorgen, daß alles gut von statten gehe.

Die Feinde rückten allgemach näher, die Griechen standen noch und ordneten sich; der Prinz ritt vor zwischen beyde Heere, doch dem seinigen etwas näher bleibend, und beobachtete beyde. Da folgte ihm Xenophon, fragend, ob er noch etwas befehle? „Sage Allen," war die Antwort, „daß die „Opferzeichen uns begünstigen."

In diesem Augenblicke hörte er Lermen durch alle Glieder. „Was ist das?" rief er. Die Lo-

sung geht herum, erwiederte Xenophon. — „Wer gab sie? und welche?“ — Zeus der Erretter und Sieg! — „Es sey,“ sprach Cyrus, „ich nehme die Losung an.“ Mit diesen Worten sprengte er wieder an seinen Platz. Und als die Heere nicht ferne mehr von einander waren, da stimmten die Griechen ihren Schlachtgesang an und setzten sich in Bewegung. Alle stießen zu gleicher Zeit ein lautes Geschrey aus, schlugen auch wohl die Spieße und Schilde aneinander, um die Rosse scheu zu machen, und setzten sich im vollen Lauf zum Angriff. Doch ehe noch ihr Bogenschuß den Feind erreichen konnte, wichen schon die persischen Reiter, von den Griechen verfolgt, die einander zuriefen, nicht zu laufen, sondern in geschlossenen Gliedern den Fliehenden nachzusetzen. Die Sichelwagen, ohne Ordnung, rannten hin und her, bald durch die Feinde selber, bald durch die Griechen, die aber standen und sie geschickt vermieden. Nur einer wurde ergriffen, weil er verwundert, gleichsam wie bey einem Wagenrennen dem Schauspiel zusah; doch soll auch dieser unbeschädigt geblieben seyn, und von allen Griechen wurde nur einer

auf dem linken Flügel erschoßen. Als der Prinz gewahrte, daß die Griechen auf dieser Seite schon siegreich den Feind verfolgten, wuchs ihm der fröliche Muth, und schon begrüßten, die um ihn waren, ihn als König. Doch die Freude machte ihn nicht sorglos. Er wußte, daß sein Bruder im Mitteltreffen stehe; was der jetzt unternehmen werde beobachtete er mit 600 Reitern. Aber des Königs Heer war dem des Prinzen an Zahl so weit überlegen, daß eben dieses Mitteltreffen noch immer dem linken Flügel seines Bruders gegenüber stand, und er mit seinem rechten, weit ausgedehnten Flügel durch eine Schwenkung, die er jetzt befahl, die Griechen umringen konnte. Cyrus, die Folgen schnell übersehend, brach mit seiner Schaar mitten in den Feind, warf alles nieder, was den König deckte, trieb 6000 Reiter in die Flucht, und erlegte mit eigener Hand deren Obristen Artagerses. In der Hitze des Verfolgens hatten seine Begleiter sich zerstreut; nur wenige, fast nur seine Tafelgenossen, blieben um ihn. In diesem Augenblicke gewahrte er den König, vermochte nicht sich zu halten, rief: Ich sehe ihn! rannte auf ihn zu und

stieß ihn durch den Panzer in die Brust, wie Ktesias, der Leibarzt, berichtet, der diese Wunde heilte. Doch zu gleicher Zeit empfieng auch Cyrus durch einen Wurfspieß eine tiefe Wunde unter dem Auge. Beyde Brüder und ihre Leibwachen kämpften jetzt miteinander. Viele stürzten um den König her, aber auch Cyrus fiel, und acht der Edelsten wurden auf seinem Leichnam niedergehauen. Artoxares, der treueste und geliebteste seiner Höflinge, als er seinen Herrn fallen sah, sprang vom Rosse, warf sich über ihn, und wurde, auf des Königs Befehl, getödtet, oder wie andere wollen, stieß sich selber das goldene Schwerdt in die Brust. So endete Cyrus, ein tapferer Prinz, den alle, die ihn gekannt, für den würdigsten hielten, jenes Ersten Cyrus Krone zu tragen; der schon als Knabe vor Allen sich hervorthat, befehlen und gehorchen konnte; ein Rossebändiger, ein wackerer Kriegsmann und kühner Jäger, der einst sogar mit einem Bären kämpfte, und ihn tödtete, von welchem Kampfe er noch die Narben trug. Reich belohnte der Dankbare den Mann, der damals ihm zu Hülfe eilte. Als Statthalter wußte er allen

Städten Vertrauen einzuflößen, denn nie brach er sein Wort, selbst nicht gegen Feinde. Seine Freundschaft war unwandelbar. Gutes oder Böses vergalt er ohne Maaß, und wünschte nur so lange zu leben, bis er an Freunden und Feinden solches erwiesen. Versöhnung duldete er nicht, sondern züchtigte unerbittlich. In seinen Staaten war jeder Reisende sicher, denn die Frevler lagen verstümmelt an den Landstraßen.

Die Tapfern, die Gerechten, ehrte er hoch, und machte sie reich, darum hatte er das beste Heer, die redlichste Gerichtspflege, und die Feldherren der Griechen hiengen an ihm nicht um des Soldes willen, sondern weil sie für höheren Gewinn es achteten, einem solchen Fürsten zu gehorchen. Sah er Männer, die auf redlichen Wegen sich Reichthum erwarben, so gab er ihnen noch mehr dazu; nur deren Gold benutzte er, die es verheimlichten. Seinen Freunden war er der treuste Freund, und theilte gern empfangene Geschenke mit ihnen. „Mich „können diese Kostbarkeiten nicht schmücken“ pflegte er zu sagen: „eines Mannes größte Zierde „sind geschmückte Freunde.“

Daß er, der Mächtige, im Wohlthun die Seinigen übertraf, ist nicht seltsam; daß sie aber auch in Liebe und freundschaftlichem Eifer ihm nachstanden, bringt fürwahr ihm Ruhm. Oft sandte er diesem oder jenem Wein von seiner Tafel, entbietend: „Dieser Wein ist süß, wie ich schon lange „keinen genossen, darum sollst du ihn heute trin„ken mit denen, die du am meisten liebst.“ Oder es waren Speisen von seinem Tische, durch die Bothschaft gewürzt: „Hieran hat Cyrus sich ver„gnügt, darum sollst auch du davon kosten.“ Also wurde er von allen geliebt, wie kein Grieche oder Barbar vor ihm, und keiner fiel von ihm ab, (den Orontes ausgenommen) wohl aber giengen viele zu ihm über, die der König für seine treuesten Freunde gehalten. Auch sein Tod bewies, daß er tapfer war und die Tapfersten wohl kannte: denn Alle, die ihn umgaben, mischten ihr Blut mit dem Seinigen.

Ihm wurde das Haupt und die rechte Hand abgehauen. Der König drang in sein Lager, plünderte es, nahm auch des Cyrus Geliebte gefangen, Phokais, ein schönes kluges Mädchen. Milesia, die Jüngere, fiel den Soldaten in die Hände,

rettete sich aber nackend zu den Griechen, die noch beym Gepäcke unter den Waffen standen, viele der Plünderer tödteten, selbst einige der Ihrigen verlohren, dennoch nicht zurück wichen, sondern das Mädchen und ihre eigene Haabe schützten.

Der König plünderte und verfolgte, als sey der Sieg bereits entschieden; doch vernehmend, daß die Griechen seine Truppen geschlagen, sammelte er sie wieder und erneuerte die Schlachtordnung. Da berieth sich Klearch mit dem Proxenos, der ihm am nächsten stand, ob sie vorrücken, oder das Lager vertheidigen sollten? Artaxerxes schien die Griechen umgehen zu wollen; dem kamen sie durch eine Schwenkung zuvor. Schon früher hatte Tissaphernes vor ihnen mit Verlust sich zurückziehen müssen. Jetzt vereinte er sich mit seinem Monarchen, und die Menge wollte den linken Flügel der Feinde umzingeln; der dehnte sich aber, den Fluß im Rücken, aus, stimmte den Schlachtgesang an, und schritt munterer als vorher zum Angriff. Die Perser hielten nicht Stand, flohen in Unordnung und wurden von den Griechen verfolgt bis zu einem Flecken, hinter dem ein Hügel

lag, auf dem die persische Reiterey sich setzte; doch nur so lange bis die Griechen ihr nacheilten; dann verschwanden alle. Des Königs Fahne wollte man sogar gesehen haben, einen fliegenden goldenen Adler, auf einer Lanze befestigt. Klearch ließ vom Hügel herab die Fliehenden beobachten, und, weil die Sonne schon zum Untergang sich neigte, machten die Griechen Halt, entwaffneten sich und ruhten aus. Es befremdete sie, weder den Cyrus noch einen Boten von ihm zu sehen, denn daß er gefallen war, wußten sie nicht. Sie wähnten ihn noch im Verfolgen begriffen, oder zur Eroberung einer Feste vorausgezogen. Sollten sie nun bleiben wo sie standen und ihr Gepäck dahin tragen? oder in das Lager zurück kehren? das Letztere wurde beschlossen. Gegen die Zeit des Abendbrodes erreichten sie die Zelte, und so endete dieser Tag.

Im Lager fanden sie alles geplündert, Speisen und Getränke, 400 Wagen voll Mehl und Wein, die des Prinzen Vorsicht für den Nothfall gespart hatte. Die Griechen, noch ungespeiset — denn der Feind erschien ehe das Heer zum Mittagesmahl sich

lagern konnte — mußten jetzt hungrig die Nacht zubringen. Bey Tages Anbruch als noch immer weder Cyrus noch ein Bote von ihm erblicket wurde, beschlossen die Feldherren sich zu wappnen und vorzurücken, bis sie mit dem Prinzen sich vereinigen würden. Endlich, schon auf dem Zuge begriffen, erfuhren sie durch Nachgesandte, Cyrus sey gefallen; nur Ariáos, der Obriste von dessen Reiterey, auf dem linken Flüzel stehend, habe sich fliehend mit dieser gerettet als er des Prinzen Tod vernommen, und stehe jetzt, sammt den Barbaren, in dem am vorigen Tage verlassenen Lager, harrend ob die Griechen ihm folgen würden. Doch am nächsten Morgen wolle er aufbrechen und nach Jonien zurückkehren.

Bestürzt vernahm das Heer die Trauerbotschaft, und Klearch sprach: „Wollte Gott der Prinz lebte „noch! nun er aber gefallen, so berichtet dem „Ariáos, daß wir die Perser besiegt und kein Feind „mehr gegen uns ficht. Wäret Ihr nicht gekom„men, wir schritten noch immer vorwärts. Da„rum verkündet dem Ariáos: Er komme, wir

„ wollen ihn zum Könige erheben, denn dem Sie„ ger gebührt die Herrschaft.

Während die Boten, und mit ihnen Menon des Ariäos Gastfreund, diesen Auftrag zu berichten giengen, machten die Griechen Halt und schlachteten zur Speise ihre Lastthiere. Auf der Wahlstatt sammelten sie die Pfeile und hölzernen Schilde und leeren Wagen, um bey diesem Holze ihr Fleisch zu braten. Gegen Mittag erschienen Herolde von Tissaphernes, unter ihnen ein Grieche Phalinos, der viel bey diesem Perser galt, weil er in der Kriegskunst erfahren zu seyn vorgab. Den versammelten Feldherren wurde entboten: durch den Tod des Cyrus sey der Sieg dem Könige verblieben, der nun den Griechen befőhle, ihre Waffen auszuliefern, und an seinem Hofe um Gnade zu bitten. Das hörten die Griechen unwillig. „Sieger" sprach Klearch, „pflegen ihre „ Waffen nicht auszuliefern. Doch antwortet ihr „ übrigen, wie es Euch am rühmlichsten dünkt." Mit diesen Worten entfernte er sich, um die Eingeweide der eben geopferten Thiere zu beschauen.

Da antwortete Kleanor, ein Arkadier und der Aelteste: „Lieber sterben, als die Waffen aus-„liefern!“ und Proxenos sprach: „Fodert der „König unsre Waffen als Sieger, so komme Er „sie zu holen; erbittet er sie als ein Geschenk, „was soll uns dafür werden?“ Phalinos er-wiederte: „Der Monarch hat den Cyrus erlegt „und hält sich darum für den Sieger; denn wer „mögte noch um die Krone mit ihm kämpfen? „Euch hält Er für seine Gefangene, denn Ihr „steht mitten in seinem Lande, zwischen undurch-„gänglichen Strömen, und er kann durch ein gro-„ßes Heer Euch umzingeln.“

Da nahm Xenophon das Wort: „Wir haben „nichts gerettet, als unsere Waffen und unseren „Muth. Beyde verbürgen uns Sicherheit. Da-„rum wähne nicht, wir würden jemals unser letz-„tes Gut überliefern; es reicht wohl noch hin um „Eure Güter damit zu erkämpfen.“

Lachend versetzte Phalinos: „Junger Mann, „du redest wie ein Philosoph, doch thöricht ist die „Einbildung, durch Eure Tapferkeit der Macht „des Königs u widerstehen.“ Andere sprachen

gelinder: sie wären dem Cyrus treu gewesen, und, wenn der König nun ihr Freund seyn wolle, so könnten sie auch ihm recht nützlich werden zu irgend einer Unternehmung, etwa Aegypten zu erobern. Hier kam Klearch zurück und fragte: ob die Antwort schon erfolgt?

„Erkläre du selber deine Meynung" erwiederte Phalinos, „denn hier spricht Einer dieß, „der Andere das."

Da sprach Klearch: „Phalinos, ich und wir „alle sehen dich hier gern, denn du bist ein Grie„che und wir alle sind es. So rathe du uns „nun. Bey den Göttern! du sollst uns rathen, „was dich am besten und rühmlichsten dünkt, was „dir Ehre bringen mag, wenn in künftigen Zeiten „erzählt wird, Phalinos, der Grieche, habe einst „im Namen des Persischen Monarchen seinen Lands„leuten befohlen ihre Waffen auszuliefern, und, „auf ihr Verlangen, ihnen Rath ertheilt. Sprich! „du weißt, ganz Griechenland wird erfahren, „was du jetzt gesprochen."

Der schlaue Klearch meynte, wenn Phalinos selber die Unterwerfung widerriethe, so würden die

Griechen um so muthiger bleiben; doch seine Erwartung täuschte ihn, denn nach einigem Bedenken sagte dieser: „Dürft Ihr hoffen, wie 1 gegen 1000, „daß Ihr fechtend entrinnen werdet, so rathe ich „Euch zu fechten; ist aber keine Rettung möglich „ohne des Königs Willen, so helft Euch, wie „Ihr könnet.“

„Das ist deine Meynung“ erwiederte Klearch, „die unsrige hinterbringe deinem Monarchen „mit folgenden Worten: wir, seine Freunde, „können bewaffnet ihm nützlicher seyn als unbewaffnet; wir, seine Feinde, bedürfen der „Waffen um gegen ihn zu fechten, darum in beyden Fällen es unberathen wäre sie auszuliefern.“

„Wohl“ sprach Phalinos, „wir werden so „berichten. Doch Eines noch befahl der Monarch „zu sagen: Bleibt wo Ihr steht, so werde Euch „Waffenstillstand vergönnet; schreitet Ihr aber „vor- oder rückwärts, so ist Krieg die Losung. „Was entscheidet Ihr?“ „Sage deinem Herrn“ „antwortete Klearch, „wir sind seiner Meynung.“

„Welcher?“ fragte Phalinos. „Waffenstillstand, wenn wir bleiben; Krieg, wenn wir vor

„oder rückwärts schreiten.“ Jener wiederholte die Frage, dieser dieselbe Antwort, denn seine Gedanken offenbarte er nicht, und die Herolde zogen ab.

* * *

Jetzt kamen die Boten aus dem Lager des Ariäos zurück, nur Menon war dort geblieben. Sie brachten die Antwort jenes Feldherrn: es würden die Perser, deren viele eines höhern Standes als Er, ihn nicht für ihren König erkennen, darum wiederholte er den Vorschlag, in der kommenden Nacht mit ihnen sich zu vereinigen; geschähe es nicht, so würde er doch am Morgen zum Rückzug aufbrechen. Da sprach Klearch: „Thut was Euch „das Beste dünkt.“ Doch was Er thun wollte, sagte er nicht.

Aber am Abend berief Er die Obristen und redete sie also an: „Männer! ich habe geopfert, „ob wir gegen den König anrücken sollten? die „Vorbedeutungen waren ungünstig und mit Recht. „Denn ich weiß nun, daß zwischen uns und dem „Feinde der schiffbare Tigris strömt, den zu über„schreiten uns Fahrzeuge mangeln. Hier dürfen

„ wir auch nicht verweilen, denn uns gebrechen „ die Lebensmittel. Wollen wir uns aber zu des „ Cyrus Freunden begeben, so weissagen die Opfer „ es werde gelingen. Darum gehet und esset was „ Ihr habt. Wird mit dem Horne das Zeichen der „ Ruhe gegeben, so bereitet Euch zum Aufbruch. „ Ertönt das Horn zum zweytenmale, so beladet „ die Lastthiere, und beym dritten Rufe setzt Euch „ in Bewegung. Das Gepäcke zieht längs dem „ Strome, die Bewaffneten decken es." Alle gehorchten ihm, nicht als dem Erwählten, sondern als dem, der Feldherren-Pflichten am kundigsten. Sie waren aber von Ephesos in Jonien bis auf das Schlachtfeld bey Kunaxa, 93 Tage gezogen und von Babylon noch etwa 20 Tagmärsche entfernt.

Als es finster geworden, gieng ein Thraeier mit 40 Reitern und 300 Mann zum Könige über. Klearch brach auf und führte das Heer wie beschlossen worden. Um Mitternacht erreichte er das Lager des Ariäos. Hier schwuren sich die Perser und Griechen den Eid, einander nicht zu verrathen und treulich beysammen zu halten. Sie fiengen das Blut der Opferthiere in den Schilden auf, die

Perser tauchten ihre Spieße, die Griechen ihre Schwerdter in das Blut.

Dann befragte Klearch den Ariäos, welche Straße er zu ziehen gesonnen? dieselbe auf der sie kamen? oder eine bessere? „Auf jener" antwortete Ariäos, „müssen wir verhungern, denn schon „in den letzten 17 Tagen litten wir Mangel und, „was noch da war, zehrten wir auf. Darum „stimme ich für einen längeren, doch mit allen Be„dürfnissen wohl-versehenen Weg. Wenn wir „in den ersten Tagen durch beschleunigte Märsche „uns so weit als nöthig vom Feinde entfernen, „so wird er dann uns nie erreichen; denn mit ge„ringer Macht uns zu folgen, wagt er nicht, und „ein großes Heer bewegt sich langsam, und ist „schwer zu versorgen."

Dieser Meynung folgend begann der Zug. Man hoffte, mit Sonnen Untergang babylonische Dörfer zu erreichen und man irrte nicht. Aber gegen Abend erschienen Reiter in der Ferne. So kam es den Griechen vor, und sie eilten sich zu ordnen, und Ariäos, fahrend wegen einer Wunde, sprang vom Wagen sich zu rüsten. Doch ausgesandte Kund-

schafter berichteten: es wären nur Lastthiere auf der Weide. Da merkten alle, das Persische Heer sey nahe, auch wurden rauchende Dörfer gesehen. Klearch wollte die ermüdeten, nüchternen Truppen nicht im Dunkel gegen den Feind führen, doch auch den Schein der Flucht vermeiden. Er lagerte sich mit dem Vortrab in den nächsten, durch die Perser verödeten Dörfern. Sogar die Balken hatten sie fortgeschleppt. Die Nachkommenden wählten im Finstern eine Lagerstatt, wie der Zufall sie anwies, erhuben ein Geschrey und riefen einander zu, daß die nächsten Feinde es vernahmen und erschrocken aus ihren Zelten flohen. Am andern Morgen sah man weder Lager noch Rauch, noch Lastthiere mehr und den König selber hatte Furcht ergriffen.

Aber auch unter den Griechen verbreitete sich in der folgenden Nacht ein panischer Schrecken, das Getümmel wurde groß, die Verwirrung nahm überhand. Da ließ Klearch durch einen Herold Stille gebieten und verkünden: Des Schreckens Ursach sey nur ein Esel, den irgend ein Uebelwollender in das Heer gelassen; wer den Thäter angeben kön-

ne, solle zur Belohnung ein Silbertalent empfangen. Das beruhigte alle.

Jetzt sandte der König, der noch vor Kurzem die Waffen der Griechen so trotzig begehrt hatte, neue Herolde mit Vergleichs-Vorschlägen. Die Vorposten meldeten ihre Ankunft, als eben Klearch das Heer musterte. Sie sollten warten, ließ Er sagen, bis Er Zeit haben werde. Dann stellte Er das Heer in einen schönen, dichtgeschloßenen Phalanx und als die Waffen überall blitzten, ließ er die Boten rufen und empfieng sie an der Spitze seiner ansehnlichsten Krieger. Was wollt Ihr? fragte er. Sie sprachen vom Vergleich, als des Königs Bevollmächtigte. „Sagt ihm" antwortete Klearch, „wir müssen uns schlagen, denn wir haben kein „Brod. Wer mit Griechen vom Vergleich reden „will, muß zuvor sie speisen."

Die Herolde giengen und kehrten so schnell zurück, daß wohl zu erkennen war, der König oder sein Beauftragter, sey in der Nähe. Der Griechen Forderung, hieß es, scheine dem Monarchen billig; Wegweiser sollten, nach geschlossenem Waffenstillstand, sie an Orte führen wo Lebensmittel zu fin-

den. „Sind wir alle in diesem Vertrag begriffen?“ fragte Klearch, „oder nur die, an jene Orte Ge„henden und von da zurück kehrenden?“ Alle, war die Antwort. Da ließ er sie hinausgehen und hielt Rath. Es wurde beschlossen, eilig einen Waffenstillstand einzugehen, um Nahrungsmittel zu erlangen. Doch zögerte Klearch mit seinem Worte gegen die Boten, um sie in Furcht zu erhalten; gab es endlich und befahl, das Heer versprochener massen zu führen. Er selber folgte mit dem Nachtrab. Auf diesem Wege fand er Gräben und Kanäle voller Wasser, vermuthlich Ueberschwemmungen vom Könige angeordnet, um die Straße zu verdecken, denn in dieser Jahreszeit pflegte man die Felder nicht zu wässern. Es wurden Palmbäume umgehauen, Brücken und Stege daraus bereitet. Klearch, den Spieß in der Linken, den Stab in der Rechten haltend, war überall befehlend und hülfreich, sprang selber in den Schlamm, arbeitete selber unermüdet und beschämte Alle. Nur junge Männer hatte er angestellt, aber als die Alten seinen Eyfer sahen, griffen auch sie munter zu. So erreichte man die Dörfer, wo Erquickung bereit

war. Getrayde und Palmwein und Essig aus solchem Weine gekocht. Die schönsten Palmfrüchte dem Börnstein ähnlich, wurden den Herren vorgesetzt, die geringeren den Knechten, die getrockneten als Nachtisch. Speise und Trank fanden die Griechen süß und kräftig, doch viele erkrankten von dem Genuß.

Drey Tage verweilten sie hier, da kamen Tissaphernes und der Königin Bruder, und noch drey andere Perser, mit großem Gefolge von Sklaven. Als die Feldherren ihnen entgegen giengen, sprach Tissaphernes durch einen Dolmetscher also:

„Griechische Helden! ich bin Euer Nachbar, „und mich schmerzt es, Euch in dieser verzweifelten Lage zu erblicken. Darum bat ich den Monarchen, um meiner treuen Dienste willen mir „zu vergönnen, daß ich nach Griechenland Euch „zurückführe, wodurch ich Euren, und den Dank „aller Griechen zu verdienen hoffe. Er versprach „mir, meine Bitte zu überlegen, doch sollte ich „zuvor euch befragen: Warum Ihr gegen ihn „ausgezogen? ich rathe Euch zu einer milden

„Antwort, damit ich um so leichter Gutes für „Euch wirken könne."

Die Griechen traten ein wenig bey Seite um sich zu berathen, dann brachte Klearch die Gegenrede: „Wir sind nicht gekommen um den König „zu bekriegen. Mancherley Vorwand brauchte „Cyrus um uns herzuführen. Als Gefahr ihm „drohte, schämten wir uns vor Göttern und Men„schen ihn zu verlassen, nachdem wir so manches „Gute von ihm empfangen. Nun ist er tod, so „trachten wir nicht nach des Königs Herrschaft „und Leben, oder nach Verheerung seines Landes. „Man vergönne uns nur, unbeleidigt heim zu „ziehen. Wohlthaten wissen wir zu vergelten; „doch, angetastet, werden wir, mit der Götter „Hülfe, uns vertheidigen."

Tissaphernes versprach, diese Antwort zu berichten. Bis zu seiner Wiederkunft sollte der Waffenstillstand gehalten, und der Markt versorgt werden. Am andern Tage erwarteten die Griechen ihn vergebens und wurden bekümmert. Allein am dritten brachte er des Königs Genehmigung, obschon, wie er sagte, viele widersprochen hatten, der

Majestät verkleinerlich es darstellend, Leute ziehen zu lassen, die gegen den Monarchen die Waffen geführt. „Aber nun schwören wir Euch, so beschloß er seine Rede, „Ihr sollt im Frieden zie-
„hen und an Lebensmitteln keinen Mangel lei-
„den. Ihr schwört hinwiederum Haltung stren-
„ger Mannszucht und baare Zahlung für unsere
„Lieferungen. Nur wenn diese nicht erfolgen,
„mögt Ihr nehmen was Ihr bedürft." Dieser Vertrag wurde beschworen, und sie reichten einander die Rechte. Dann begab sich Tissaphernes wieder zum Könige. Sobald er seine Geschäfte vollbracht, wollte er kommen, die Fremdlinge nach Griechenland führen und in seine Statthalterschaft zurückkehren. Doch länger als zwanzig Tage ließ er auf sich warten. Ariäos und die Griechen standen während dieser Zeit einander nahe im Lager. Zu jenem kamen seine Brüder und Verwandte, unter seine Soldaten mischten sich Perser, ihnen zusichernd, der Monarch werde des Vergangenen nicht gedenken. Das machte sie kühler gegen die Griechen und diese merkten es wohl, giengen unwillig zu ihren Feldherren und sprachen:

„Warum sollen wir noch warten? ist nicht „klar, daß der König uns zu Grunde richten will, „damit alle Griechen sich fürchten sollen gegen ihn „ins Feld zu rücken? Noch sucht er uns aufzuhal„ten, weil sein Heer zerstreut ist; hat er es ge„sammelt, so wird er ungesäumt uns überfallen. „Vielleicht daß er auch durch Graben oder Schan„zen uns die Wege sperren läßt. Denn nimmer „werden wir mit seinem guten Willen in der Hey„math erzählen, wie unsre geringe Zahl seine „ganze Macht vor seinen Thoren überwunden, „und wie wir seiner spottend, heim gezogen.“

„Das sind auch meine Gedanken“ erwiederte Klearch, „doch, brechen wir auf, so laden wir „auf uns den Schein gebrochener Verträge. Zu„fuhr und Wegweiser werden uns mangeln. Ari„äos wird sich von uns wenden, kein Freund uns „übrig bleiben, die vormalige Zuneigung in „Feindschaft sich wandeln. Auch ist mir unbekannt, „ob wir sonst noch Flüsse antreffen werden. Daß „wir gegen der Feinde Willen den Eufrat nicht „überschreiten dürfen, wißt Ihr alle. Kommt es „zum Gefecht, so mangelt uns Reiterey. Die

„Perser haben eine treffliche. Was könnte selbst „der Sieg uns nutzen? doch geschlagen würde schwerlich Einer von uns entrinnen. Auch „dünket mich unwahrscheinlich, daß der König, „eines zahlreichen Heeres Meister, geschworen, „seine Rechte uns dargereicht, die Götter zu Rächern des Meyneides würde angerufen haben „wenn er uns vertilgen, an Griechen und Barbaren meyneidig werden wollte.“

Das und noch mehr dergleichen gab Klearch zu bedenken. Endlich kam Tissaphernes mit seinen Truppen, und des Königes Eydam, Orontes, mit den Seinigen, und der Rückzug begann, von Tissaphernes geführet, der auch mit Lebensmitteln die Griechen versorgte. Ariäos und die Barbaren, die unter Cyrus gedient, zogen mit den Persern, lagerten sich auch unter ihnen, während die mißtrauischen Griechen stets entfernt sich hielten und, als gegen Feinde, auf ihrer Huth blieben. Das verstimmte die Gemüther. Bisweilen kam es auch, wenn Holz oder Futter gesammelt wurde, zu Thätigkeiten zwischen Einzelnen; das erregte Groll.

Nach drey Tagen ließen sie die medische Grenzmauer hinter sich. Sie war aus Ziegelsteinen erbauet, 20 Fuß breit, 100 Fuß hoch und reichte viele Meilen weit fast bis Babylon. Zwey Tage später giengen sie auf Schiffbrücken über Kanäle, die aus dem Tigris abgeleitet waren, und wiederum durch Nebenzweige, erst große, dann immer kleinere, in die Felder sich ergoßen, gleichwie in Griechenland die Hirsenfelder gewässert werden.

Dann kamen sie am Tigris zu einer großen, volkreichen Stadt, Sitoke, wo die Griechen in einem schönen Garten unter dichten Bäumen sich lagerten, die Barbaren hingegen über den Tigris giengen und nicht mehr gesehen wurden. Von ungefähr lustwandelten Proxenos und Xenophon nach der Abendmahlzeit, da trat ein Fremdling sie an, fragend, wo er den Proxenos und Klearch finden könne? Er kam vom Ariäos, Menons Gastfreunde, doch suchte er den Menon nicht. „Ich bin es" sagte Proxenos, „den du zu sprechen begehrest." — Da hub der Fremdling an: „Mich senden Ariäos und Artabazes, des Prinzen Getreue und „ Euch Gewogene; Ihr sollt in dieser Nacht Euch

„ hüten vor Ueberfall, denn es liegt viel Volkes „ in den benachbarten Gärten. Auch rathen sie „ Euch die Brücke über den Tigris zu besetzen, „ weil Tissaphernes damit umgeht, in der Nacht „ sie abzubrechen, um zwischen dem Kanal und die„ sem Strom Euch einzuschließen.“

Alsobald wurde der Fremde zum Klearch geführt, welcher heftig erschrack. Doch ein Jüngling nahm nach kurzem Bedenken das Wort. Ihm schienen Ueberfall und Zerstörung der Brücke widersprechende Entwürfe. „Denn,“ sprach er, „wenn sie „ bey jenem siegen, wozu diese vernichten? Gäbe „ es auch noch mehrere Brücken, keine würde uns „ Rettung schaffen. Werden sie aber geschlagen, „ so können, bey zerstörter Brücke, sie weder flie„ hen noch vom andern Ufer Hülfe erwarten.“

Klearch beherzigte das und fragte den Boten: „ Wie groß ist das Land zwischen dem Tigris und „ dem Kanal?“ — „Sehr groß“ war die Ant„ wort, „es liegen der Städte und Flecken viele „ darinn.“ — Da merkte man, er sey von den Persern abgeschickt, die etwa fürchten mogten, wenn die Griechen auf der Insel blieben, durch

den Tigris auf der einen, den Kanal auf der andern Seite geschützt, in einem Lande, welches reichlichen Unterhalt gewährte, so mögten sie dort als Feinde sich festsetzen. So legten es die Feldherren aus, begaben sich zur Ruhe, ließen aber doch eine Wache auf der Brücke, wo, während der Nacht kein Feind sich blicken ließ, auch wurden sie nicht überfallen, sondern zogen mit der Morgenröthe behutsam über den Strom. 37 Böte trugen die Brücke. Zwar hatten einige Griechen aus dem Gefolge des Tissaphernes berichtet, daß man bey diesem Uebergang sie angreifen werde; aber fälschlich, denn nur einige Reiter beobachteten das Heer in der Ferne, und, von dessen Zuge vergewissert, sprengten sie alsogleich zurück.

Die Griechen stießen, nach vier Tagmärschen auf einen unächten Bruder des Königs, der von Susa und Ecbatana herauf, ein mächtiges Heer ihm zu Hülfe führte. Er machte Halt. Sie zogen an ihm vorbey und Klearch wußte seine Haufen so zu ordnen und auszudehnen, daß ihre Zahl dem erstaunten Perser groß vorkam.

Nach sechs Tagen gelangten sie, durch medische Wüsten, an einige, der Parysatis unterthänige Ortschaften. Um den Cyrus noch in seiner Mutter zu verhöhnen, wurde den Griechen Plünderung verstattet. Sie fanden viel Getrayde, Schaafe und andere Güter, nur Sklaven durften sie nicht rauben.

Abermals 5 Tage zogen sie durch eine Wüste, den Tigris zur Linken. Jenseits lag Kånå, eine große, reiche Stadt, aus der die Perser auf ledernen Böten Brod, Käse und Wein zufuhren. Dann gelangten sie an den Fluß Zabatos und ruheten drey Tage. Obgleich offenbare Nachstellungen hier nicht zu fürchten schienen, so nährte man doch stets Verdacht, weshalb Klearch, um endlich alles aufzuklären, eine Unterredung mit Tissaphernes begehrte, die ihm augenblicklich zugestanden wurde. Da sprach er also: „Wir haben einander geschworen, uns nicht zu beleidigen. Doch stehst du gegen uns auf deiner Huth wie vor Feinden. Dieß bemerkend, thaten wir ein Gleiches. Weil ich aber, streng geprüft, nicht finde, daß du uns schaden wollen, so wenig als wir dir, so meynte

„ ich, eine Unterredung zwischen uns könne das „ wechselseitige Mißtrauen zerstören; denn schon „ Manche, die ich gekannt, fürchteten einander, „ durch Verleumdung oder Argwohn gereizt, und „ fügten, um Uebel abzuwenden, Schuldlosen viel „ Böses zu. Darum komme ich freundlich zu dir, „ und sage dir: es ist nicht recht, daß du dein „ Vertrauen uns entziehest. Wir haben dir ge„ schworen, welcher Meyneidige findet Glück auf „ Erden? Wie könnte er den Göttern entfliehen? „ in welches Dunkel sich verbergen? welche Frey„ statt hoffen? überall herrschen die Götter! be„ denke dieß Wichtigste. Doch nicht genug: Du „ bist uns jetzt über Alles theuer. Mit dir wird „ unsere Heimkehr gelingen, kein Mangel uns „ drücken. Ohne dich ziehen wir im Finstern, der „ Wege unkundig; jeder Strom wird unsre Schrit„ te hemmen, jedes Volk uns furchtbar werden, „ am schrecklichsten die Einöden! — Wollten wir „ in blinder Wuth nach deinem Leben trachten, „ das wäre Mord an unserm Wohlthäter. Ich war „ des Cyrus Freund, weil er die Macht, Gutes „ zu thun, besaß. Jezt sehe ich diese Macht in

„deinen Händen, und deine Herrschaft ist ge„sichert: wer mögte denn so rasend seyn, dich „anzufeinden? — Allein auch du hast Gründe un„ser Freund zu werden. Die Myser, die Pisi„der, vor allen die Aegyptier beweisen euch Tü„cke; mit unserer Hülfe könnt Ihr leicht sie de„müthigen oder züchtigen. Jedes benachbarte „Volk würden wir unter deinen Scepter beugen, „und nicht um Sold, nein, aus Dankbarkeit „für unsere Rettung, dir eifrig dienen. Darum „scheint mir seltsam, in Mißtrauen dich befan„gen zu sehen. Nenne mir den Mann, der sol„ches dir einflößen dürfte.“

Da antwortete Tissaphernes: „Ich freue „mich, so weise dich reden zu hören. Wohl „würdest du dein eigenes Unglück schmieden, wenn „du mir nachstelltest. Allein auch Ihr hegt un„gerechten Argwohn. Wollten wir Euch verder„ben, es wäre uns ein leichtes, und mit keiner „Gefahr verknüpfet. Uns steht ein mächtiges Heer „zu Gebote. Ihr zieht durch Länder, deren Be„wohner unsere Freunde; über Gebürge, die

„ wir besetzen und für Euch sperren; über man-
„ che Flüsse, wo wir nach Belieben die Zahl der
„ Eurigen, dem Tode Geweihten, bestimmen
„ könnten. Andere Ströme würdet Ihr nimmer
„ ohne unsere Hülfe überschreiten. Und gesetzt,
„ Ihr bliebet uns dennoch überlegen, so dürften
„ wir nur durch Feuer alle Früchte zerstören, und
„ den Hunger für uns fechten lassen, den auch Ihr
„ Tapferen nicht überwindet. Warum sollten wir
„ denn, unter so vielen gefahrlosen Wegen, gera-
„ de nur den erwählen, der ruchlos vor Göttern,
„ und schimpflich vor Menschen ist? der nur Ver-
„ zweifelnden geziemt, die in höchster Noth durch
„ Meyneid und Treubruch sich retten wollen?
„ Nein, Klearch, so feige, so vernunftlos sind
„ wir nicht. Wir konnten Euch vertilgen, warum
„ geschah es nicht? weil ich Euch liebe, Euch
„ Treue beweisen, und die Völker, die dem Cy-
„ rus um Sold dienten, durch Wohlthaten an mich
„ fesseln wollte. Was Ihr einst mir werden kön-
„ net, hast du schon berührt, doch ich weiß ein
„ Wichtigeres: nur dem Monarchen ist vergönnet,
„ den Königs-Schmuck auf dem Haupte zu tra-

„gen, allein in Eurer Mitte darf auch wohl ein „Anderer ihn im Herzen tragen.“

Klearch, diesen Worten vertrauend, sprach: „Wohlan! die härtesten Strafen gebühren den „Verleumdern, die solche Freunde zu entzweyen „streben.“

„Kommt Alle zu mir, öffentlich“ erwiederte Tissaphernes, „Ihr Feldherren und Obristen, so „will ich den Mann Euch nennen, der Hinterlist „Euch aufgebürdet.“

„Mit Allen will ich kommen“ versprach Klearch, „und dann auch dir entdecken, woher ich den „Verdacht geschöpft.“ Nach dieser Unterredung zeigte Tissaphernes ungezwungene Vertraulichkeit, bat den Griechen da zu bleiben, und zog ihn an seine Tafel. Als Klearch am folgenden Tage zurückkehrte, war es wohl zu merken, wie ganz der Perser ihn gewonnen. Daß man auf dessen Verlangen zu ihm gehen müsse, erklärte er laut, und wer dort von den Griechen der Verleumdung überführt würde, der sollte den Tod des Verräthers sterben. Sein Argwohn traf Menon, seinen Feind, weil er wußte, dieser strebe nach der Perser Freund=

schaft, um der Erste im Heere zu werden. Das war auch sein Ziel, er suchte alle zu gewinnen und die Murrenden zu entfernen.

Einige Soldaten äußerten bedenklich, man solle dem Tissaphernes nicht trauen, und die Anführer der Griechen nicht alle zu ihm senden. Allein Klearch stritt heftig dafür, und bewog fünf der Feldherren, zwanzig der Obristen mit ihm zu gehen. Unter dem Vorwand einzukaufen, folgten ihm noch etwa 200 Soldaten. Als sie nun des Persers Zelt erreichten, wurden die Feldherren hinein gerufen, Proxenos und Menon, Agios, Klearch und Sokrates. Die Obristen blieben draussen. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, wurden die im Zelte verhaftet, die vor demselben niedergehauen. Persische Reiter sprengten zugleich in die Ebene, alle Griechen tödtend, die sie fanden. Die im Lager sahen jene Reiter, und blieben zweifelhaft, was zu thun, bis der Arkadier Nikarchos fliehend kam. Ihm war der Unterleib aufgerissen, er hielt die Eingeweide mit den Händen, und erzählte was geschehen. Da griffen die bestürzten Griechen hastig zu den Waffen, erwartend, daß man

augenblicklich ihr Lager überfallen werde. Allein nur Ariäos erschien mit noch Zweyen von des Cyrus Getreuesten, und einem Gefolge von 300 geharnischten Persern, unter denen der griechische Dollmetscher auch des Tissaphernes Bruder erkannte. Sie foderten, es solle ein Feldherr oder Obrister hervortreten, wenn einer vorhanden sey, um des Königs Befehle zu vernehmen. Da trat behutsam der alte Kleanor mit einigen Andern hervor, unter ihnen auch Xenophon.

„Ihr Griechen!“ sprach Ariäos: „um Meyneids willen ist Klearch mit dem Tode bestraft; „Proxenos und Menon aber, die Entdecker seiner „Hinterlist, werden hoch geehrt. Von Euch fodert der Monarch die Waffen, denn Cyrus war „sein Knecht und dem gehörten sie.“ Kleanor nahm das Wort:

„Schändlichster aller Menschen! Du, Ariäos! „und Ihr Andere, einst Freunde des Cyrus! „Ihr scheut nicht Götter noch Menschen. Geschworen habt Ihr, unsere Freunde und Feinde „sollten auch die Eurigen seyn; jetzt verrathet Ihr „uns dem Tissaphernes, dem ehrlosesten, gottlo-

„ festen Manne! und nachdem Ihr die ermordet, „ an die ein Schwur Euch band, wollt Ihr auch „ uns vernichten.“

Ariäos sprach: „Klearch ist zuerst an uns Al- „ len zum Verräther geworden.“ Da sagte Xe- nophon: „Wenn dem also ist, so litt er mit Recht „ des Meyneids Strafe. Doch Proxenos und Me- „ non, die, Euch warnend, Eure Wohlthäter „ wurden, die sendet uns zurück. Als Freunde „ beyder Theile können sie uns am besten rathen.“

Hierauf besprachen sich die Perser eine Weile miteinander, und giengen endlich ohne Antwort. Aber die Gefangenen wurden nach Hofe gesandt und dort enthauptet. Klearch war, nach Aller Zeugniß, ein großer Feldherr, nur dem Kriege allzugeneigt. Einst diente er den Spartanern gegen die Athenienser. Nach dem Frieden wußte er jene zu überreden, die Griechen wären von den Thra- ciern beleidigt. Man sandte ihn gegen diese. Doch als die Ephoren bald anderes Sinnes wurden, be- riefen sie ihn zurück. Er gehorchte nicht, und Spar- ta verdammte den Ungehorsamen zum Tode. Da- mals floh er zum Cyrus. Krieg war ihm lieber

als ruhiger Besitz seiner Güter. Wenn andere durch ihr Gold sich Vergnügen schufen, so verwandte er das Seinige auf Soldaten, denn nur Krieg war sein Vergnügen. Gefahren scheute er nicht; bey Tag und Nacht suchte er den Feind. Den Soldaten wußte er Vertrauen einzuflößen, er sorgte für ihre Bedürfnisse. Doch war er streng, seine Miene ernst, seine Stimme rauh. Er strafte hart, auch wohl in der Hitze, das gereute ihn bisweilen. Die Kriegszucht hielt er für unentbehrlich, und pflegte zu sagen: ein Soldat müße den Befehlshaber mehr als den Feind fürchten, damit er seine Pflichten treu erfüllte. Am liebsten gehorchten ihm die Seinen in Gefahren; dann schien sein Ernst ihnen Sanftmuth, seine Härte nur dem Feinde furchtbar. Konnten sie aber, nach überstandener Gefahr, zu andern Feldherrn übergehen, so thaten es viele, denn er wußte ihre Liebe nicht zu gewinnen; sie waren gegen ihn gesinnt, wie Knaben gegen ihre Lehrer. Nur in der Noth folgten sie ihm gerne. Er selber mogte ungern Andern gehorchen. Als er umkam, war er ein Mann von etwa 50 Jahren.

Proxenos, der Böoter, entbrannte schon als Knabe von der Begier nach großen Thaten, und schonte kein Geld um sich Kenntnisse zu erwerben. Nach Ruhm, Macht und Reichthum strebte er, doch nur auf redlichen Wegen. Er wußte ein Heer gegen den Feind zu führen, nicht aber den Soldaten Ehrfurcht einzuflößen. Er scheute ihren Haß mehr, als sie den Ungehorsam gegen ihn. Die Tapfern zu loben, die Feigen bloß nicht zu loben, schien ihm genug; darum liebten jene ihn, während diese ihm Fallstricke legten, seine Leichtgläubigkeit mißbrauchend. Er fiel als er kaum 30 Jahre zählte.

Menon, der Thessalier, herrsch- und habgierig, betrachtete den Ruhm nur als ein Erwerbsmittel, schloß sich an Mächtige um ungestraft Böses zu thun. Ihm waren Meyneid, Lug und Trug die kürzesten Wege zu jedem Ziele; Aufrichtigkeit hieß ihm Einfalt. Niemand liebte er, seine Freundschaft schützte nicht vor seinen Nachstellungen. Der Feinde spottete er nur hinter ihrem Rücken. Ihre Güter zu rauben hatte er nicht den Muth, wohl aber die der Freunde, weil unverwahrtes Gut leichter genommen wurde. Bösewichter fürchtete

er gleich Bewaffneten, Redliche hingegen hielt er für unmännlich und bequem zu seinem Dienst. Menschen ohne Arglist schienen ihm ungebildet. Betrug, Erdichtung, Spott über Freunde vergnügte ihn. Durch Verleumdung suchte er sich einzuschmeicheln, die Soldaten zu gewinnen durch Theilnahme an bösen Streichen. Geehrt wollte er seyn, weil er schaden konnte. Solchen, die ihn verließen, rechnete er als Wohlthat an, daß er zuvor in seinem Dienste sie nicht umgebracht. Von dem Perser Ariäos ließ er schon als Jüngling zu vertrautem Umgang sich gebrauchen, während er selber mit dem bärtigen Tharyxos der Wollust nachhieng. Er wurde nicht enthauptet, wie die Uebrigen, sondern schleppte noch ein Jahr sein verächtliches Daseyn zur eignen Marter umher. Dann ward er hingerichtet.

Agios, der Arkadier, und Sokrates, der Achäer, fielen wie ihre Gefährten, beyde in einem Alter von 40 Jahren. Nie hat Jemand ihren Muth bezweifelt, noch ihrer Freundschaft mißtraut.

* * *

Hoch bedrängt waren jetzt die Griechen. Von Feinden umringt; ohne Zufuhr; vom Vaterlande mehr als 10000 Stadien entfernt; *) ohne Wegweiser; durch tiefe Ströme abgeschnitten; von den Persern, die unter Cyrus dienten, verrathen; von allen Freunden dieses Prinzen allein noch übrig; der Reiterey entbehrend, ohne welche nicht einmal ein Sieg nützen konnte. Alle waren tief bekümmert, aßen und tranken nicht; Wenige zündeten Feuer an, Wenige erschienen bewaffnet in dieser Nacht. Jeder legte sich nieder wo er eben stand, keiner konnte schlafen. Der Gedanke an das Vaterland, an Eltern, Weiber und Kinder, die sie nimmer wieder zu sehen fürchteten, verscheuchte den Schlummer. So verfloß die Nacht. Aber im Heere war auch Xenophon, der Athenienser, ein Freywilliger nur, des Proxenos Gastfreund, von diesem schriftlich eingeladen, mit dem Versprechen, ihm des Cyrus Freundschaft zu erwerben, die, mehr als sein Vaterland, ihm nützen könne. Als Xenophon den Brief gelesen, fragte er den So-

*) 200 deutsche Meilen.

krates um Rath. Die Athenienser, meynte dieser, mögten ihm den Zug verübeln, weil Cyrus den Spartanern gegen sie beygestanden; darum solle er lieber zu Delphi das Orakel befragen. Xenophon gieng hin um zu erfahren, welchem Gott er opfern müsse, um Glück und Ruhm auf seiner Fahrt zu erringen. Das tadelde Sokrates. Er hätte fragen sollen: ob zu bleiben oder heimzuziehen besser sey? Doch mußte er nun, Apolls Befehl erfüllend, den angezeigten Göttern opfern. Dann schiffte er sich ein und kam nach Sardes, wo Proxenos und Cyrus, eben aufbrechend, ihn wohl empfiengen, wetteifernd begünstigten, und der leztere versprach, nach geendigtem Feldzuge ihn heim zu senden. Man wolle gegen die Pisider fechten, wurde auch ihm vorgespiegelt. Doch täuschte Proxenos ihn nicht, denn kein Grieche, außer Klearch, wußte um des Prinzen Vorhaben. Erst in Cilicien merkten es alle, scheuten den Weg und äußerten Unwillen, schämten sich aber umzukehren; so auch Xenophon. Jezt in Traurigkeit versunken wie Alle, entschlummerte er ein wenig und sah im Traume, wie ein Blitzstrahl sein väterliches Haus entzündete. Er-

schrocken wachte er auf, zweifelnd ob der Traum ihm Gutes oder Böses bedeute. Mancherley Gedanken ergriffen ihn. Warum liege ich hier? die Nacht verstreicht. Sicher kommt der Feind mit Tages Anbruch. Fallen wir in des Königs Hände, so ist, nach harten, erduldeten Beschwerden, schimpflicher Tod unser Lohn. Keine Rettungs-Anstalt wird begonnen, keiner denket einmal daran; da liegen sie alle in tiefer Ruhe. Welcher Feldherr wird sich das erlauben? und ich, welche Zeit soll ich erwarten? muß ich heute mich ergeben, so sind meine Jahre gezählet.

Er stand auf und berief die Obristen des Proxenos. „Ich kann nicht schlafen" sagte er: „könnt „Ihr es? schwerlich. Länger kann ich auch nicht „liegen und diesen Zustand betrachten. Daß die „Perser sich entlarvten, beweiset mir die Vollen„dung ihrer Zurüstungen, und von uns denkt nie„mand auf eine rühmliche Vertheidigung. Welch „Schicksal, meynt Ihr, stehe uns bevor? der „Mann, der seines Bruders Leichnam verstüm„melt an das Kreuz schlug, wie wird er mit „uns verfahren, die wir den Monarchen zum

„Sklaven machen, ihn tödten wollten? wir müs-
„sen alles aufbieten um seiner Gewalt zu entrin-
„nen."

„Immer schien der Waffenstillstand mir bekla-
„genswerth. Die Feinde hatten alles, genoßen
„alles, während wir alles kaufen mußten, und
„nur wenige vermogten das; während Schwüre
„uns banden, auf andere Weise der Griechen Be-
„dürfnisse zu erlangen. Wahrlich, da schien die
„Waffenruhe mir furchtbarer als der Krieg, den
„wir jetzt beginnen. Denn die Perser haben den
„Vertrag gebrochen, ihr Uebermuth ist offenbar,
„unser Verdacht gerechtfertigt. So liegen nun
„alle ihre Güter als Sieges-Preise vor uns, den
„Tapfersten bestimmt; die Götter sind Kampf-
„Richter und werden mit uns seyn, die Meynei-
„digen nicht schützen. Wir haben unsern Schwur
„gehalten. Wir sind abgehärteter und minder
„verwundbar als Jene, auch, so Gott will, besser
„als sie. Sollen wir denn warten, bis andere
„zu rühmlichen Thaten uns ermuntern? Auf!
„gebt das Beyspiel! beweiset Euch als die Tapfer-

„sten und Würdigsten! ich will Euch folgen. Doch „begehrt Ihr von mir, an Eurer Spitze zu „fechten, so will ich meine Jugend nicht vorschü„tzen, denn ich fühle Kraft in mir das Unglück „abzuwehren.“ So sprach er, und die Obristen alle verlangten ihn zum Anführer. Nur Apollonides meynte, es sey thörigt, eine andere Rettung zu hoffen als von des Königes Gnade. Schon hub er an die Schwierigkeiten aufzuzählen, da unterbrach ihn Xenophon mit den Worten:

„Seltsamer Mensch! deine Augen sehen nicht; „was du gehört hast du vergessen. Der König, „durch des Cyrus Tod ermuthigt, hat unsere „Waffen gefodert, dann einen Vertrag mit uns „geschlossen, drey unsrer Feldherren geschlagen, „verwundet, geschmäht, daß sie umsonst den Tod „sich wünschen. Das alles weißt du, und darfst „noch thörigt schelten, die zu Vertheidigung ra„then? und darfst von Unterwerfung sprechen? „Dieses Menschen Seele beschimpft ganz Grie„chenland. Nehmt ihm seine Würde und legt ihm „Gepäck auf.“

Ein anderer sprach: „Was kümmert ihn Grie=
„chenland? er trägt, wie ein Lydier, beyde Oh=
„ren durchbohrt.“ Hierauf stießen sie ihn aus
ihrer Mitte, und giengen durch das Lager, und
beriefen alle Feldherren, alle Obristen, die noch
lebten, vor die Fronte; ihrer sammelten sich bey
Hundert und es war gegen Mitternacht. Xenophon
wurde aufgefodert, seinen Antrag zu wiederholen.
Er that es und fügte hinzu: „Auf Euch sind jezt
„die Blicke der Soldaten gerichtet. Zeigt Ihr
„Muth, so werden auch sie ihn zeigen. Im Frie=
„den habt Ihr Gold und Ruhm voraus, so ziemt
„Euch auch, daß Ihr, dieses Vorzugs würdig,
„für sie denkt und handelt. Wählt eilig andere
„Führer an die Stelle der Ermordeten, denn oh=
„ne Ordnung kann nichts Rühmliches gedeihen.
„Ermuntert die Soldaten durch kräftige Zuspra=
„che. Nicht die Menge, Gott und Muth verlei=
„hen Sieg! Oft fallen unrühmlich, die ihr Leben
„ängstlich zu erhalten streben; doch wer dem To=
„de, dem unvermeidlichen, entschlossen unter die
„Augen tritt, erreicht oft ein hohes, glückliches
„Alter. So laßt uns denken, hievon Andere

„überzeugen.“ Er schwieg und Cheirisophos redete:

„Ich wußte bisher nichts von dir, als, du „seyst ein Athenienser. Nun kenne ich dich ganz, „und rühme dich und wünschte nur, daß alle dir „glichen. Wohlan! ohne Zaudern, laßt uns die „Anführer wählen, dann die Soldaten berufen, „und, sammt den Erwählten, mitten unter sie „treten.“ Es geschah, und Xenophon wurde der fünf neuen Feldherren einer. Fast war der Tag nun angebrochen. Es wurden Vorposten ausgestellt, das Heer versammelt und Cheirisophos sprach, die bedenkliche Lage nicht verschleyernd: „Wir müssen siegen oder sterben! denn fielen wir „levendig in der Feinde Gewalt, so würden wir „erdulden müssen, was ich von den Göttern ihnen „wünsche.“ Und Kleanor erinnerte an der Perser Meyneid; an den, den gastfreundlichen Zevs verspottenden, Meuchelmord; an den Undank des Ariäos, den auf den Thron man heben wollen. Und Xenophon, im schönsten kriegerischen Schmucke trat auf, denn er meynte, es zieme sich, geschmückt zu siegen oder zu sterben. Er bekräftigte Kleanors

Worte, vor neuer Leichtgläubigkeit warnend, und, wenn der Krieg muthig begonnen werde, der Götter Beystand verheißend.

Als er so sprach, nießte Einer, und die Soldaten, für ein glückliches Zeichen es haltend, dankten einstimmig den Göttern. Und Xenophon gelobte dem Zevs ein Rettungsopfer, sobald sie unfeindlichen Boden beträten, und auch andern Göttern Opfer nach Vermögen. „Wer so denket wie ich" rief er aus, „der strecke seine Hand empor!" Da streckten Alle ihre Hände empor und beteten und sangen das Kriegslied.

Und Xenophon sprach weiter: „Von unsern „Hoffnungen will ich reden, die fürwahr nicht ge„ringe sind. Denn redlich haben wir unsern Schwur „gehalten, jene den ihrigen gebrochen, darum „werden mit uns die Götter seyn, denen es ein „leichtes ist, die Großen klein zu machen und „die Kleinen aus Gefahr zu retten. Das haben „sie schon an unsern Vätern bewiesen; als mit „zahllosen Heeren die Perser Athen zu zerstören „drohten, und besiegt wurden. Damals hatten „die Athenienser Dianen für jeden erlegten Feind

„ das Opfer einer Ziege gelobt, weil aber so viele
„ Ziegen nirgend zu finden waren, so opfern sie
„ deren noch jetzt jährlich 500. Noch einmal wagte
„ Xerxes Griechenland zu bedrohen, noch einmal
„ wurden die Vorfahren dieser Perser von unsern
„ Vorfahren besiegt zu Wasser und zu Lande.
„ Das bezeugen die Trophäen, und mehr noch die
„ Freyheit der Städte, in welchen Ihr gebohren
„ seyd. Denn keinen Herrn, nur die Götter be-
„ tet Ihr an. Von solchen Vätern stammt Ihr
„ ab, und habt noch vor wenigen Tagen dieser
„ Abkunft Euch würdig bewiesen. Da fochtet Ihr
„ doch nur für einen Fremden und wußtet zu sie-
„ gen; welche höhere Zuversicht muß Euch jezt be-
„ leben, da Ihr in den Kampf für eigene Wohl-
„ fahrt geht. Zum erstenmale erblicktet Ihr da-
„ mals ihre ungezählten Schaaren und drangt
„ unverzagt auf sie ein; wie solltet Ihr jetzt sie
„ fürchten, nachdem ihre Feigheit von Euch er-
„ probt worden? Meynt Ihr geschwächt zu seyn
„ durch den Abfall der Barbaren, die dem Cy-
„ rus gehorchten? O die sind feiger noch als
„ jene Ueberwundenen, denn sie konnten uns ver-

„ rathen, zu Jenen entweichen; und Flüchtlinge
„ mögen lieber uns gegenüber, als in unsern Rei-
„ hen stehn.“

„Sollte es Euern Muth schwächen, daß Reite-
„ rey uns mangelt? die Feinde hingegen auf die
„ Zahl der ihrigen trotzen? O so bedenket, daß
„ 10000 Reiter doch nur 10000 Menschen sind.
„ Durch Rosses Huf oder Gebiß fiel noch kei-
„ ner in der Schlacht. Wir fechten zu Fuß
„ weit sicherer. Sie müssen nicht allein uns, auch
„ ihrer Rosse Straucheln fürchten; wir stehen fest
„ und schlagen sicher zu. Nur Eines wird ihnen
„ leichter, die Flucht.“

„Manche möchte es bekümmern, daß Wegwei-
„ ser uns mangeln. Doch was dünket Euch bes-
„ ser? daß der tückische Tissophernes uns führe?
„ oder Einer den wir zwingen, und der mit sei-
„ nem Leben die Treue uns verbürgen muß? —
„ Keine Zufuhr von den Persern ist mehr zu hof-
„ fen; doch was dünket Euch besser? auf dem
„ Markte wenig für vieles Geld zu kaufen? oder
„ nach Belieben zu nehmen was wir brauchen?“

„Scheut Ihr die Ströme? Mögen sie auch,
„entfernt von ihren Quellen, nicht zu durchwaten
„seyn, was hindert, eben diesen Quellen uns zu
„nähern, wo sie kaum das Knie bespülen? —
„Gesetzt aber auch, die Ströme hemmten unsre
„Schritte, wohlan, so bleiben wir mitten in
„Persien. Sind denn die Myser und Pisider ta-
„pferer als wir? und wohnen sie nicht hier in
„großen, reichen Städten, dem Könige zum Trotz?
„Haben wir nicht selbst gesehen, daß die Lykao-
„nier Festungen erobert und des Landes Früchte
„geerndtet haben? — Ich meyne, wir müssen uns
„stellen, als wollten wir uns hier anbauen. Gern
„würde der König den Mysern Wegweiser und
„Geiseln geben, und all' ihr Gepäck auf seinen
„eigenen Wagen fortschaffen, wenn sie nur gehen
„wollten. Gern würde er auch Unser auf solche
„Weise sich entledigen, wenn er sähe, daß wir zu
„bleiben Anstalten treffen."

„Doch ich fürchte, wenn wir im Müssiggang
„und Ueberfluß der Feinde Güter verzehren, mit
„ihren Weibern und Mädchen in Wollust schwel-
„gen, so mögten wir dann, gleich jenen Lotos-

„ Essern beym Homer, den Weg nach der Hey-
„ math vergessen. Drum dünkt mich rechtlicher,
„ wir ziehen ins Vaterland, unsern Mitbürgern
„ beweisend, daß wir dort lieber freywillig arm
„ sind, als hier des Sieges Früchte genießen."

„Nun noch ein Wort von unserer Sicherheit
„ auf diesem Zuge. Alle Wagen, alle Zelte müs-
„ sen wir verbrennen, kein Gepäck darf uns hin-
„ dern. Nur Kriegsgeräth und was zur Speise
„ und Trank wir nothwendig bedürfen, werde
„ mitgeführt, auf daß der Unsrigen so Viele als
„ möglich bewaffnet erscheinen. Sieger finden überall
„ was sie brauchen, und siegen wir, so mögen die
„ Feinde unsere Packträger werden."

„Ihr habt gesehen, daß die Perser dann erst
„ Muth gegen uns gefaßt, nachdem sie der Feld-
„ herren uns beraubt, wähnend, ohne Häupter,
„ ohne Ordnung müßten wir verderben. Darum
„ thut Noth, Kriegszucht und Vorsicht zu verdop-
„ peln. Den Ungehorsamen darf nicht der Feld-
„ herr allein, Jeder müsse auf frischer That ihn
„ züchtigen, so wird der betrogene Feind am Mor-
„ gen, statt Eines Klearch, 10000 erblicken. — Ich

„ habe geredet. Was Ihr gut gefunden, das ge„nehmigt schnell. Wer das Bessere weiß, der „trete auf und rede frey, wäre er auch nur ein „gemeiner Soldat, denn hier gilt es unser aller „Rettung!" Xenophon schwieg und Cheirisophos hub an:

„Laßt uns seine Worte schnell bekräftigen durch „Aufhebung der Hände." Und Alle reckten ihre Hände empor. Und Xenophon verglich die Perser mit furchtsamen Hunden, die den Weichenden verfolgen und beissen, den Verfolgenden aber fliehen; also würden sie auch jezt den aufbrechenden Griechen vermuthlich nachsetzen; darum ordnete er das Heer in ein Viereck, den Troß in dessen Mitte, Den Spartaner Cheirisophos an die Spitze, und zwey der ältesten Feldherren zu beyden Seiten. Er und Timasion, als die Jüngsten, wollten den Nachzug decken. Zum letztenmale erinnerte er, daß nur der Tapfere siegen und leben, die Heymath wieder sehen und mit des Ueberwundenen Gütern sich bereichern werde.

Jezt wurden die Wagen und Zelte verbrannt. Wer noch mehr besaß, als er bedurfte, theilte es

dem Gefährten mit und warf den Ueberfluß ins Feuer. Dann hielten sie eine Mahlzeit, nach welcher Mithridates mit etwa 30 Reitern erschien, vorgebend, als ein Freund des Cyrus, lebe er in steter Furcht, und wolle gern mit allen den Seinen zu den Griechen übergehen, wenn sie ihre Anschläge ihm vertrauen wollten. Unverholen theilte man den gefaßten Beschluß ihm mit, den er als unausführbar zu schildern suchte; wodurch er Verdacht auf sich lud. Besser ein offener Krieg, meynten die Feldherrn, als diese tückischen Besuche im Lager, die nur auf Verführung der Soldaten abzwecken. Wirklich gieng ein Obrister, Nikarch aus Arkadien, mit etwa 20 Mann in der Nacht zu den Persern über.

Die Griechen aber schritten in Schlachtordnung über den Fluß Zabatos. Nicht lange so erblickten sie aufs neue jenen verrätherischen Mithridates, der mit einem Haufen Reiterey, Bogenschützen und Schleuderern, erst freundlich anrückte, dann in der Nähe durch Wurf und Geschoß mehrere verwundete. Der Griechen Nachtrab litt und konnte nicht vergelten, denn es flogen der Kreter Pfeile

minder weit, als die der Perser, und sie mußten, weil sie ungeharnischt waren, unter die schweren Truppen sich bergen. Auch die Wurfspieße erreichten die Schleuderer nicht. Da setzte Xenophon sich an des Nachtrabs Spitze und verfolgte die Feinde, deren keiner gefangen werden konnte, weil er keine Reiter hatte, auch nicht zu weit vom Heere sich entfernen wollte. Die fliehenden Perser aber schoßen noch rückwärts von den Rossen herab und die Griechen mußten fechtend sich zurückziehen, Xenophon aber Vorwürfe hören, daß er ohne Nutzen sich zu weit gewagt. So konnten sie an diesem Tage nicht mehr als 25 Stadien (wenig über 3000 Schritte) zurücklegen bis zu einigen Dörfern.

Hier bewies Xenophon aus dem Vorgefallenen, daß Schleuderer und berittene Mannschaft den Griechen unentbehrlich wäre. Es gab Rhodier im Heere, die, besser als die Perser, auch mit bleyernen Kugeln zu schleudern verstanden, da jene nur der Steine sich bedienten; diese, schlug er vor, auszuheben, reichlich zu besolden und noch durch andere Freyheiten zu dem nöthigen Dienste sie willig zu machen. Auch Pferde waren vorhanden,

Klearch hatte deren zurückgelassen, Xenophon selber besaß einige, manche waren erbeutet, manche trugen Gepäck. Diese alle sollte man eilig beritten machen. Es geschah, und noch in derselben Nacht erstand ein Haufe von 200 Schleuderern, einer Schaar von 50 geharnischten Reitern, deren Führer Lykios, der Athenienser, wurde.

Die Griechen ruhten einen Tag und zogen dann durch einen Morast, früher als gewöhnlich aufbrechend, weil sie Ueberfall befürchteten. Doch erst als der Sumpf hinter ihnen lag, erschien Mithridat mit 1000 Reitern und 4000 Bogenschützen und Schleuderern. Uebermüthig durch sein Glück beym letzten Angriff, hatte er diese Mannschaft von Tissaphernes erbeten, sich rühmend, jetzt wolle er die Griechen in seine Hände liefern. Aber kaum wurden diese ihn gewahr, als auf den ersten Trompetenstoß, die Reiterschaar, von leichten und schweren Truppen unterstützt, muthig einhieb, den flüchtigen Feind bis in den Morast verfolgte, wo der Perser viele den Tod fanden und 18 Reiter lebendig gefangen wurden. Die Sieger zerfetzten und verstümmelten die Gebliebenen, um durch ihren

Anblick den Feind zu schrecken, und setzten ihren Marsch nun ruhig mehrere Tage fort. Den Tigris hatten sie erreicht, auch eine verlassene Burg, Mespilo genannt, und als sie von da weiter giengen, erschien plötzlich Tissaphernes mit seinem ganzen Heere. Doch scheute er sich sie anzugreifen; nur seine Bogen, seine Schleudern sandten Steine und Pfeile herüber; als aber die Rhodier ihre Bleykugeln hinüber schleuderten und die scythischen Bogenschützen keinen Fehlschuß thaten, da zog er sich zurück. Die Kreter sammelten die persischen, sehr langen Pfeile, mit denen sie weit schießen lernten, und in den Dörfern fanden die Schleuderer Bley und Riemen so viel sie bedurften. So rückten die Griechen langsam fort, ruhten hie und da, wo sie Getrayde fanden, brachen wieder auf und die Perser folgten in der Ferne.

Aber Jene erkannten jezt, daß eine viereckte Schlachtordnung in dieser Lage gefährlich sey; denn durch Brücken, Berge oder enge Pässe, wo Jeder zuerst hinüber oder hindurch wollte, wurde sie leicht getrennt und gerieth in Verwirrung. Da bildeten die Feldherren kleine Haufen von 10 bis 100 Mann,

die überall bereit waren, entstehende Zwischenräume auszufüllen. Am fünften Tage nach dieser neuen getroffenen Ordnung erblickten sie eine Burg auf hohen Felsen, und stiegen fröhlich hinan, weil die feindlichen Reiter dahin nicht folgen konnten. Doch zwischen den Bergen lagen Thäler, und Feinde standen auf den höhern Felsenspitzen, die durch ihr Geschoß viele verwundeten. Tapfer und unermüdlich erstiegen die Griechen einen Hügel nach dem andern, bis sie endlich siegreich oben standen, wo sie der Satrapen gehäufte Vorräthe an Wein, Mehl und Gerste erbeuteten, drey Tage sich gütlich thaten, die Verwundeten, deren viele, durch acht Wundärzte pflegen ließen, und am vierten Tage wieder in die Ebene hinabstiegen. Tissaphernes holte sie ein. Viele Genesende waren noch untauglich zum Gefecht, mußten, sammt ihren Waffen, getragen werden, das verminderte die Streitkraft. Da nun der Marsch zugleich ein steter Kampf war, so besetzten die Griechen, um davon zu ruhen, das erste, von ihnen erreichte Dorf, wurden zwar auch dort vom Feinde beschossen, trieben aber durch Ausfälle ihn leichter zurück. Der Abend befreyte sie

jedesmal ganz von ihnen; denn aus Furcht im Dunkeln überfallen zu werden, lagerten die Perser sich niemals näher als 60 Stadien. Und, welch ein Lager! die angebundenen Pferde mit den Füssen gekoppelt, damit die etwa sich losreissenden nicht entlaufen könnten. Bey entstehendem Lerm sie entkoppeln, satteln, zäumen, sich harnischen und aufsitzen, war im Dunkeln so beschwerlich, daß man lieber fern blieb. Diese Gewohnheit benutzten die Griechen; ihre Herolde riefen laut zu den Waffen, als die Perser abziehen wollten. Da machten Jene Halt und brachen später als gewöhnlich auf, denn die volle Nacht mogten sie nicht erwarten. Sobald die Griechen dessen vergewissert waren, zogen sie alsobald noch 60 Stadien weiter, dadurch einen Vorsprung gewinnend, der, in den nächsten drey Tagen, des Feindes Anblick ihnen gänzlich ersparte.

Am vierten aber hatten die Perser, in der Nacht zuvorkommend, einen hohen Berg besetzt, der die Straße beherrschte. Cheirisophos meynte, es sey nur ein einzelner Haufe, und rief den Xenophon vom Nachtrabe, daß er mit den leichten Truppen den Berg reinigen sollte. Dieser hingegen

erblickte das ganze feindliche Heer, zugleich einen Weg, der auf des Felsens unbesetzte Spitze führte, die zu erklimmen ihm nothwendig dünkte, weil, im Besitz derselben, man die niedriger Stehenden zwingen werde, ihre Stellung zu verlassen. Xenophon erbot sich, es zu unternehmen, oder, wenn Cheirisophos lieber wollte, an seiner Statt zu bleiben. Da sein Waffengefährte ihm die Wahl ließ, gieng er, als der Jüngere, von auserlesener Mannschaft begleitet, zum Sturme. In möglichster Eile begann der Aufmarsch. Kaum sahen die Perser, diese, nach der Bergspitze gerichtete Bewegung, als sie vorzukommen strebten. Beyde Theile um die Wette ermunterten sich durch lautes Geschrey. Xenophon ritt hin und her, den Seinen zusprechend: „Denket es gienge nach Griechenland zu Weibern „und Kindern! Müht Euch nur noch eine kurze „Frist, so werdet Ihr des Weges Ueberrest ohne „Kampf zurücklegen.“

„Du hast gut reden, sprach Soteridas, ein Sikyoner, „du bist zu Pferde, ich aber kann mei„nen Schild kaum schleppen.“ — Da sprang Xenophon hastig vom Pferde, riß ihn aus dem

Gliede, nahm ihm den Schild, stellte sich für ihn, und, obgleich sein Reiter-Harnisch ihn drückte, so schritt er doch munter in der Reihe, die vor und hinter ihm Gehenden zur Schnelligkeit ermahnend. Da wurde Soteridas geschlagen, geworfen, beschimpft, bis er gezwungen den Schild ergriff, und seine Stelle wieder einnahm. Xenophon zu Pferde steigend, ritt so lange voran, als der beschwerliche Pfad es vergönnte; dann verließ er sein Roß und glimmte zu Fuß hinan. Also kam er den Feinden auf der Bergspitze zuvor. Die Folge war der Perser eilige Flucht, der Griechen ungehindertes Hinabsteigen in die Ebene am Tigris, wo sie reiche Dörfer und große Heerden auf der Weide fanden.

Doch als, um Beute zu machen, die Soldaten sich zerstreuten, brachen die Feinde wieder auf der Ebene hervor, tödteten einige und steckten die Dörfer in Brand. Bestürzt sahen die Griechen die Hoffnung ihres Unterhalts von den Flammen verzehren. Xenophon wollte sie ermuthigen. „Ihr „seht“ sprach er, „die Feinde betrachten dieses „Land schon als unser Eigenthum, sonst wür-

„ den sie es nicht verwüsten. Doch zu ihren Vor„räthen steht auch uns der Weg offen.“ Seine Meynung war, man solle den Bauern löschen helfen; Cheirisophos aber wollte, den Feinden trotzend, die Flammen schüren. Doch alle fanden ihre Lage mißlich, eingesperrt zwischen hohen Gebürgen und einem tiefen Strome, dessen Grund ihre Spieße nicht erreichten. Es erbot sich zwar ein Rhodier, 4000 schwer Bewaffnete über den Fluß zu führen, wenn man ein Talent ihm verspräche. Die Häute von einigen tausend Schaafen, Ziegen und Rindern wollte er zusammen nähen, aufblasen, mit hängenden Steinen als Anker sie versehen, im Wasser zusammenfügen, Strauch und Erde darauf legen, und so, meynte er, könne jeder Schlauch, ohne zu schwanken, zwey Männer tragen. Der Einfall schien den Feldherren nicht verwerflich, doch unausführbar, weil die Feinde am jenseitigen Ufer den Uebergang hindern würden. Darum bogen sie plötzlich von der bisherigen Straße ab und hemmten, durch angezündete Dörfer, des Feindes Verfolgung. Staunend sahen die Perser ihnen nach und begriffen ihr Vorhaben nicht. Sie aber forsch-

ten von den Gefangenen die Gegend aus. In Süden, sprachen diese, woher Ihr gekommen, liegen Babylon und Medien; in Osten Susa und Ekbatana, des Königs Sommer-Aufenthalt; in Westen Lydien und Jonien; über die Gebürge in Norden führt der Weg zu den Karduchern, einem freyen kriegerischen Volke, welches in seinen Bergen einst ein persisches Heer von 120000 Mann vertilgte, daß auch nicht Einer entkam. Die Satrapen in der Ebene suchen durch Verträge den Verkehr zu unterhalten. Hinter den Karduchern liegt Armenien, ein reiches, offenes Land, wo man des Tigris Quellen durchwaten oder umgehen mag. Da beschlossen die Feldherren diese Straße zu wählen, opferten und geboten, wenn das Horn ertöne, zum Aufbruch sich bereit zu halten.

* * *

Still zogen sie ab, im Dunkeln durch die Ebene. Mit Tages-Anbruch erklimmten sie bereits die Berge, ehe noch der Feind ihren Marsch bemerkte, und ergossen sich in Thäler und Klüfte, wo die Karducher mit Weib und Kind aus ihren Dörfern flohen. In den verlassenen Hütten fanden

die Griechen Lebensmittel, die zu rauben der Hunger sie zwang; doch das kupferne Geräthe nahmen sie nicht, verfolgten auch keinen Fliehenden, sprachen vielmehr ihnen freundlich zu, hoffend, einen friedlichen Durchzug auf solche Weise zu erlangen. Allein die Karducher hörten nicht auf ihre Stimme, vermieden alle Gemeinschaft mit den unwillkommenen Gästen, und als es dunkel wurde, fielen sie mit Waffen und Steinen den Nachtrab an, verwundeten und tödteten einige Griechen. Doch waren, zum Glücke, dieser neuen Feinde nur noch wenige, denn die Ankunft der Fremdlinge überraschte sie. In den Dörfern übernachteten die Griechen, und rings umher auf den Gebürgen zündeten die Karducher ihre Feuer an.

Um den Marsch zu erleichtern beschlossen die Feldherren am Morgen, alle Gefangenen zu befreyen, und nur die stärksten unentbehrlichsten Lastthiere mitzuführen. Herolde verkündeten das Gebot und auf dem Zuge ließen die Führer bey einem engen Passe halten, forschend, ob Ungehorsame noch etwas verborgen hielten? Doch alle hatten

gehorcht, nur Einer hie und da von schönen Mädchen oder Knaben sich noch nicht getrennt.

Bald unter Gefechten, bald in Ruhe, verstrich dieser Tag. Am folgenden mußten sie weiter, troz eines heftigen Sturmes, denn sie litten Mangel. In engen Schluchten wurden sie hart vom Feinde bedrängt. Cheirisophos eilte mit dem Vortrab, und gehorchte nicht, als Xenophon im Hintertreffen den Befehl zu stehen gab, wodurch dieses gezwungen wurde, gleichsam flüchtig nachzueilen. Zwey tapfere Männer fielen, konnten nicht fortgetragen, nicht einmal begraben werden. Als darauf im Lager Xenophon alsobald den Cheirisophos zur Rede stellte, deutete dieser auf die steilen Gebürge und auf den einzigen, dahin führenden, aber schon von Karduchern besetzten Weg. Diesen, wo möglich, früher als die Feinde zu erreichen, sagte er, mußt' ich so eilen, denn die Wegweiser sprachen, es gebe keine andere Straße. Da ließ Xenophon zwey Männer herbey führen, die er an diesem Tage gefangen, und befragte Jeden insbesondere. Troz aller Drohungen blieb der Eine trozig bey der Aussage: jener Paß könne nicht um-

gangen werden. Da wurde er, vor des Andern Augen, getödtet. Und nun erbot sich dieser, einen Weg zu führen, der auch für Lastthiere gangbar, und den der Getödtete nicht habe verrathen wollen, weil in der Gegend seine Tochter verheurathet sey. Nur eine Stelle werde man treffen, wo unmöglich vorbey zu kommen, wenn der Feind den Berg früher als die Griechen besetze. Da wurden Freywillige aufgefordert, diesen Posten während der Nacht zu ereilen. Viele erboten sich und fast 2000 zogen muthig hin, während eines starken Regens, den gefesselten Wegweiser in ihrer Mitte. Sie sollten, wenn sie den Gipfel erreichten, ihn behaupten, mit Tages-Anbruch in die Posaunen stossen, und dann von oben herab fechten, während die Nachgebliebenen fechtend von unten herauf klimmten. Um ihren Zug zu decken und zu verheimlichen, machte Xenophon eine Bewegung gegen die offenliegende Straße. Die Feinde rollten Steine und Felsenstücke von den Bergen; die ganze Nacht hindurch hörte man das Krachen.

Indessen umgiengen die Freywilligen den Paß, trafen Wachen beym Feuer, tödteten einige und

besetzten die Anhöhe, von welcher sie am Morgen, durch einen dichten Nebel begünstigt, still auf den Feind herabrückten, dann in seiner Nähe plötzlich die Posaunen erschallen ließen, mit Geschrey ihn angriffen und vom Wege verjagten. Als die Griechen den Schall der Trompete vernahmen, erklimmten sie von allen Seiten die Berge, mit Hülfe ihrer Spieße. Nur Xenophon stand in Gefahr, von den übrigen getrennt zu werden, weil er, der Lastthiere halber, einen Weg einschlagen müssen, der von einem, noch durch Feinde besetzten, Hügel beherrscht wurde. Aber den Seinen Muth einsprechend, gieng er gerade auf den Hügel los, und ohne einen Pfeil abzudrücken, flohen die Karducher. Um den langen Zug der Lastthiere zu decken, ließ er eine Besatzung auf dem eroberten Hügel zurück, und erstürmte deren, mit gleichem Muth und Glücke, noch zwey andere. Doch hatten die Feinde indessen den ersten wieder genommen und manchen wackeren Krieger getödtet. Da foderte Xenophon durch einen Dollmetscher die Gebliebenen. Man wolle sie ausliefern, war die Antwort, wenn die Griechen keine Dörfer niederbrennen würden. Das

verwilligte Xenophon, und, während dieser Unterhandlung, vereinte sich das griechische Heer.

Doch neue Gefahren harrten seiner beym Herabsteigen. Die Feinde besetzten jeden, von den Griechen verlassenen Hügel, und rollten zerschmetternde Felsenstücke herab. Xenophon selber schwebte in Gefahr, wenn nicht Eurylochos aus Arkadien mit seinem Schild ihn deckte. Endlich fanden die Griechen Ruhe und Erquickung in einem wohlgebauten Orte, wo der Wein in gemauerten Kellern aufbehalten wurde. Hier entließen sie den Wegweiser und empfiengen dagegen ihre Todten, denen sie nach Möglichkeit, was tapfern Männern gebührt, bewiesen.

Unter stetem Kampfe zogen sie am folgenden Tage weiter und mußten auf- oder absteigen, und jeden engen Paß mit Gewalt eröffnen. Die Karducher waren leicht zu Fuß, treffliche Bogenschützen und Schleuderer, ihre Pfeile maßen mehr den zwey Ellen, Schild und Harnisch durchbohrten sie damit. Die etwa aufgelesenen brauchten die Griechen als Wurfspieße. Hier wurden die Kreter am nützlichsten.

Sieben Tage hatte dieser gefährliche Zug gewährt, und mehr Uebel dem Heere zugefügt, als die ganze Macht des Tissaphernes. Jezt erreichten die Griechen einen Fluß, der Armenien vom Lande der Karducher trennt, ruhten auf einem angenehmen Lagerplatze, mit Lebensmitteln wohl versehen, gedachten fröhlich der überstandenen Mühseligkeiten und erquickten sich durch süssen Schlaf. Doch schon am andern Morgen erblickten sie ein Heer in Schlachtordnung am jenseitigen hohen Ufer, bereit den Eingang in Armenien ihnen zu verwehren. Es waren die Söldner der Satrapen, auch Chaldäer, die als freye, streitbare Männer geschildert wurden. Die Griechen versuchten den Uebergang, doch das Wasser reichte bis unter die Arme; in des reissenden Stromes Grunde lagen schlüpfrige Steine; wurden die Waffen ins Wasser gehalten, so drohten die Wellen sie fortzureissen, wurden sie auf den Köpfen getragen, so blieben diese den Pfeilen bloßgestellt. Da kehrten sie zurück und lagerten sich bekümmert am Fluße. Denn auf den Bergen hinter ihnen sammelten die Kurducher sich mit Macht; vor ihnen

lag der tiefe Strom, und am jenseitigen Ufer lauerte ein neuer Feind.

Xenophon träumte in dieser ängstlichen Nacht, er sey gefesselt und seine Ketten zersprängen von selber. Dieser Traum ermuthigte sie Alle. Auch die Opferthiere gaben günstige Zeichen. Xenophon setzte sich zur Tafel, da keuchten zwey Jünglinge herein, (denn Jedermann durfte mit ihm sprechen zu jeder Zeit, er mogte essen oder schlafen) die hatten einen Furth im Strome gefunden, wo jenseits ein Felsenufer der Reiterey den Zugang sperrte; sie waren mit bloßen Dolchen hinüber und herüber gewatet, und kaum hatte das Wasser ihre Lenden benetzt. Das hörend, goß Xenophon fröhlich den Opferwein aus, befahl den Jünglingen einzuschenken, ermahnete sie zum Gebet um ferneres Gelingen, berief die Feldherren und beschloß den Durchgang, so, daß die Hälfte des Heeres, von Cheirisophos geführt, hinüber gehen, die andere unter Xenophon zurück, der Troß in der Mitte bleiben sollte. Die Jünglinge zeigten den, eine Stadie vom Lager entfernten Furth.

Kaum begann der Zug, als die Reiter jenseits in Schlachtordnung erschienen. Cheirisophos, am bezeichneten Orte angelangt, legte sein Oberkleid ab, und bekränzte sich, und ordnete den Durchgang. Die Wahrsager schlachteten Opfer im Fluße, die Zeichen waren günstig. Der Schlachtgesang wurde angestimmt. Die Soldaten erhuben ein großes Geschrey, die Weiber wiederholten es, denn es gab der Lustdirnen viele im Heere. Die Feinde warfen und schoßen auf die Durchziehenden, doch ohne zu treffen.

Indessen machte Xenophon mit den leichten Truppen vom Nachtrabe eine Schwenkung, als wolle er vom Lager-Platze aus über den Strom gehen und dadurch die Reiter gegenüber von zwey Seiten umringen. Das brachte sie zur Flucht, auf der die griechischen Reiter und das leichte Fußvolk, die schon jenseits waren, bis in die Gebürge sie verfolgten, und schöne Kleider und Trinkgeschirre erbeuteten, indessen Cheirisophos das vor ihm liegende hohe Ufer vom Feinde reinigte. Nun schwenkte sich Xenophon gegen die Karducher, die schon in die Ebene herabstürzten, um den Nachtrab anzu-

greifen. Er deckte, durch seine Schlachtordnung, den übergehenden Troß. Die Karducher brüllten ein unbekanntes Kriegslied und griffen an. Cheirisophos, jenseits schon sicher, sandte seine Schleuderer und Bogenschützen zurück, die auf Xenophons Befehl, schußfertig im Strome stehend, den Rückzug erwarten sollten. Die Seinen führte er zum hastigen Angriff, gebietend, wenn der Feind fliehe und auf dem Fluße ein Trompetenstoß erschalle, sich schnell zu wenden und laufend, doch in guter Ordnung, durch den Strom zu gehen. Der am ersten das jenseitige Ufer erreichte, sollte gerühmt werden. Und so wurde es vollbracht, denn es hielten die Karducher den griechischen Ungestümm nicht aus. Zwar kehrten einige der Fliehenden um, als sie den Uebergang gewahrten, und im neuen Anlauf gegen den Strom, verwundeten sie Manchen; allein schon hatte sich das Heer jenseits vereinigt, zog in Schlachtordnung durch die Armenische Ebene, erquickte sich in einem großen Dorfe, wo eine Burg des Satrapen und auf den Häusern Thürme prangten, überschritt nach zwey Tagen die Quelle des Tigris und erreichte den Teleboos, einen Arm des Eufrat, der

eine schöne, wohlangebaute Landschaft wässerte. Hier begehrte Teribazos, der Statthalter von West-Armenien, eine Unterredung mit den Feldherren, die sich ihm näherten, bis sie dessen Stimme vernehmen konnten. Er versprach, sie ruhig ziehen zu lassen, wenn sie nicht brennen und plündern wollten. Das wurde gerne zugesagt; er folgte ihnen mit seiner Macht in einer Entfernung von 10 Stadien.

Nach drey Tagmärschen erreichten sie des Satrapen Wohnsitz, von vielen, mit Lebensmitteln reich versehenen Dörfern umgeben. Als sie da im Lager standen, fiel in der Nacht ein tiefer Schnee. Darum vertheilten die Feldherren am Morgen ihre Truppen in die Dörfer, wo sie Opferthiere, Getrayde, alte Weine von würzhaftem Geruch, Rosinen und mancherley Hülsenfrüchte, alles im Ueberfluße fanden, und sich, des tiefen Schnees halber, für sicher hielten. Als aber einige Herumschweifende benachrichtigten, daß sie ein Heer und in der Nacht viele Feuer gesehen, da zogen sich die Griechen wieder zusammen auf das freye Feld, und wurden dort, sammt ihren Waffen, vom Schnee

bedeckt, und die erstarrten Lastthiere konnten sich kaum vom Boden erheben, und die Soldaten jammerten, liegend unter dem ungeschmolzenen Schnee. Doch als Xenophon unbewaffnet auffsprang und Holz zu spalten begann, folgten sie ermuthigt seinem Beyspiele, zündeten Feuer an und salbten sich. Dann rückten sie, auf der Feldherren Gutbefinden, mit großem Freudengeschrey wieder in die Dörfer. Nur Einige, die, beym Auszug, muthwillig die Häuser in Brand gesteckt, mußten jetzt zur Strafe, alles Ungemach erduldend, unter freyem Himmel liegen.

Durch ausgesandte Kundschafter wurde ein Perser von des Teribazos Heere gefangen. Von dem erfuhren die Griechen, es wolle der Satrap mit seiner ganzen Macht, in den Gebürgen sie überfallen, wo nur ein enger Paß den Uebergang verstatte. Sogleich mußte der Perser zum Wegweiser dienen. Sie überrumpelten das feindliche Lager, tödteten was nicht floh, erbeuteten 20 Pferde und das Zelt des Teribazos, wo sie Betten auf silbernen Füssen, Trinkgeschirre, Becher- und Wein-Kredenzer fanden. Dann giengen sie schnell am folgenden Tage durch tiefen Schnee über die Berge, ehe der

zerstreute Feind sich wieder sammeln, und die Engpässe sperren konnte.

Nach drey Tagmärschen durch Wüsten erblickten sie den Eufrat und durchwateten ihn glücklich. Dann zogen sie, abermals drey Tage, durch eine beschneyte Ebene, wo der Sklaven und Lastthiere viele, auch wohl 30 Soldaten ihr Grab fanden. Ein heftiger Nordwind bließ, Alle erstarrten. Ein Opfer, diesem Winde gebracht, schien ihn zu besänftigen. An Holz mangelte es nicht, in der Nacht loderten überall Feuer empor. Nur die Nachzüglinge hatten kein Holz, und mußten, wenn sie kamen, den Platz am Feuer durch Mittheilung ihrer Lebensmittel erkaufen. Noch am folgenden Tage gieng der Zug durch tiefen Schnee. Viele ermatteten vor Hunger, die Xenophon am Wege liegend fand und sie nach Möglichkeit erquickte; feindliche nachsetzende Haufen raubten die ermüdeten Lastthiere. Manche vom Heere blieben mit erfrornen Füßen zurück, oder mit Augen vom Schnee geblendet. Wer diese schützen wollte, mußte im Gehen auf einen schwarzen Punkt sie heften. Wer

in der Nacht sich der Schuhe nicht entledigte, dem drückten sich die Riemen in die Füsse und die Sohlen froren an. Wo um eine Quelle her der Schnee geschmolzen war, dahin eilten die Soldaten, warfen sich auf den Boden, wollten nicht weiter gehen, und vergebens bat, schalt und drohte Xenophon; lieber mögte er sie tödten, war ihre Antwort, denn sie könnten nicht weiter.

Damit nun die Ermüdeten nicht in des Feindes Hände fallen mögten, schwenkten sich die noch Rüstigen und griffen die Perser im Dunkeln an, da sie eben, der Beute halber, miteinander haderten. Sie wurden in das beschneyte Thal getrieben, und man vernahm nichts weiter von ihnen. Doch je weiter Xenophon mit dem Nachtrab vorrückte, je mehr der erstarrten Haufen fand er im Schnee begraben, und mußte endlich selber so übernachten ohne Feuer, ohne Speise. Indessen hatte Cheirisophos ein bequemes Dorf erreicht; diese frohe Botschaft vernehmend ermannten sich Alle, und ehe noch 20 Stadien zurückgelegt waren, sah das Heer sich abermals vereinigt.

In den Dörfern rings umher, wo jetzt die Griechen ruhten, waren die Wohnungen unter der Erde, das Vieh gieng durch Graben hinein, auf Leitern stiegen die Menschen hinunter; wo Raum genug für beyde, sammt allem Vorrath an Futter und mancherley Lebensmitteln war; auch starker Gerstenwein (Bier) in Krügen, für die daran Gewöhnten angenehm zu trinken. Es steckte Rohr in den Krügen, und, wenn einem dürstete, gieng er hin und sog durch das Rohr. Xenophon ließ den Herrn des Dorfes mit sich speisen, und sprach ihm Muth ein: Er sollte seiner Kinder nicht beraubt, das Verzehrte ihm ersetzt werden, wenn er nur den sichern Weg zu andern Völkern zeigen könne und wolle. Er versprach es und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit, verrieth er wo Wein vergraben worden. Da thaten die Gäste in dieser Nacht sich gütlich, doch ließen sie den Wirth sammt seinen Kindern nicht aus den Augen. Am andern Tage gieng Xenophon mit ihm zum Cheirisophos, und wurde unterweg, in allen Dörfern gastfrey aufgenommen, mit Fleisch, Geflügel, Waizen- und Gerstenbrod reichlich bewirthet. Wer dem Andern zutrinken wollte, führ-

te ihn zu dem Gefäß mit Gerstensaft, wo er schlürfen mußte wie ein Thier. Dem Herrn des Dorfes bewiesen Alle große Achtung.

Auch die Truppen des Cheirisophos thaten sich gütlich, saßen, mit dürren Kräutern bekränzt, zu Tisch, und wurden von armenischen Knaben bedient, denen sie durch Winke sich verständlich machten. Hier forschten die Feldherren von dem Begleiter Xenophons durch einen persischen Dollmetscher nach des Landes Nahmen und dem Eigenthümer der Stuttereyen, die sie angetroffen hatten. Er nannte Armenien. Die Pferde, hieß es, würden für den König als Tribut erzogen. Die nächsten Nachbarn wären die Chalyber, zu denen er den Weg andeutete. Xenophon schenkte ihm ein altes, entkräftetes Beutepferd, um, nach dortigem Brauch, es der Sonne zu opfern. Hingegen nahm er junge Pferde für sich und die übrigen Anführer. Sie waren kleiner als die persischen, aber muthiger. Er sollte ihnen die Füße dick umwinden, wurde ihm gerathen, denn ohne diese Vorsicht würden sie im Schnee bis an den Bauch versinken.

Sieben Tage verweilten die Griechen hier, am achten brachen sie auf, jenen Dorfältesten als Wegweiser, und dessen Sohn als Geisel für seine Treue, mit sich nehmend; denn ungefesselt gieng er vor ihnen her und führte sie durch den Schnee. Als aber nach drey Tagmärschen noch kein Dorf erschien, wurde Cheirisophos ungeduldig, und, obschon der Mann ihm sagte, es gäbe in dieser Gegend keine Dörfer, mißhandelte er ihn dennoch, worauf er in der Nacht entlief, seinen Sohn im Stiche lassend. Xenophon mißbilligte laut des Cheirisophos Uebereilung, und es war das Einzigemal auf dem ganzen Zuge, daß beyde sich entzweyten.

Neun ungehinderte Tagmärsche brachten die Griechen zu den Chalybern, welche ihre Gebürgs-Pässe zu vertheidigen sich anschickten. Da mußte das Heer einen Phalanx bilden und Kleanor wollte sogleich zum Angriff eilen, ehe jenes Volk an der Griechen Anblick sich gewöhnte, oder dessen Zahl sich mehrte. Xenophon aber, um der Seinen Blut zu schonen, stimmte für heimlichen Uebergang bey Nacht. „Ihr Lacedämonier“ sagte er spottend zum Cheirisophos, „übt Euch ja von

„ Kindheit an im Stehlen und nur der Ertappte
„ wird gepeitscht. So zeigt nun Eure Geschicklich-
„ keit, denn um hier ungeschlagen durchzukommen,
„ müssen wir über die Berge uns stehlen. “

„ Ihr Athenienser “ antwortete Cheirisophos empfindlich, „ seyd geschickt im Stehlen der öffent-
„ lichen Gelder, besonders die Vornehmen unter
„ Euch; darum ist die Reihe an dir. “ Xenophon erklärte sich bereit. Doch es schien nützlicher, daß er beym Hintertreffen bliebe. Freywillige erklimmten die unbesetzten Höhen und zündeten das Feuer an. Der Morgen brachte ein hitziges Gefecht, in dem die Griechen der fliehenden Feinde viele erschlugen, auf den Höhen opferten und ein Siegesdenkmal errichteten.

Fünf Tagemärsche führten sie zu den Taochern, die zum Theil in festen Städten ihre Vorräthe gesichert hatten, während die Landbewohner mit Weibern, Kindern und Vieh auf die Berge geflüchtet waren, von deren Gipfeln sie unaufhörlich Steine herabwälzten, Manchen zerschmetternd oder verstümmelnd. Aber die Griechen wetteiferten in Muth und Schnelligkeit, trotzten den Felsenstücken, ero-

berten einen solchen Zufluchtsort, von dem alsobald Männer und Weiber — ein schauderhafter Anblick! — die Kinder von sich werfend, hinabstürzten. Ein Grieche, der einen kostbar gekleideten Taocher beym Gewand ergriff, wurde von diesem mit in den Abgrund gezogen, wo beyde den Tod fanden. Nur einige Gefangene, aber eine Menge Vieh erbeuteten die Sieger.

Noch einmal mußte das Heer sieben Tage lang durch die Chalyber ziehen, das streitbarste Volk unter allen, die dem Zuge sich entgegen stellten. Sie trugen linnene Panzer, Stiefeln und Helme und am Gürtel ein Schwerdt, gleich einem lakonischen Sabel, und Spieße 15 Ellen lang mit eisernen Spitzen. Jeder Gefangene wurde von ihnen getödtet, und dessen abgehauener Kopf jauchzend im Angesichte der Feinde herumgetragen. Stets fechtend mußten die Griechen sich hier durchschlagen und von dem den Taochern geraubten Viehe nähren; denn die Chalyber hatten alle Lebensmittel in ihre festen Städte geschaft. Gefälliger oder schwächer waren die Skythier, deren Dörfer in der Ebene das Heer nach vier Tagen, und dann, in gleicher

Frist, eine volkreiche Stadt, Gymnios, erreichte, deren Statthalter einen Wegweiser sandte, doch, wie es sich bald ergab, minder aus Geneigtheit für die Griechen, als aus Haß gegen Nachbaren, deren Land sie mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten gereizt wurden. Der Wegweiser hatte sein Leben verbürgt, daß sie in fünf Tagen das Meer erblicken sollten, und er hielt Wort, denn am fünften erreichten sie einen heiligen Berg, und als die Vordersten den erstiegen, vernahm Xenophon beym Nachtrabe ihr Geschrey, hielt es Anfangs für ein Zeichen, daß neue Feinde ihnen aufgestoßen, schwang, bey zunehmendem Getümmel, sich auf sein Roß und sprengte mit den Reitern zu Hülfe. Doch als er näher kam, hörte er deutlich das Wort Meer! Meer! und wie die Soldaten einander Glück wünschten. Die frohe Nachricht verbreitete sich schnell, Alles eilte den Berg hinan, und oben umarmten sie sich mit Thränen, errichteten ein Denkmal von Steinen und erbeuteten Schilden, und schenkten dem Wegweiser ein Pferd, eine silberne Schaale, Persischen Schmuck und 10 Dariken. Ehe er gieng, zeigte er ihnen noch den Weg zu den

Makranern, die, gleichfalls gerüstet, dem Zuge sich widersetzen wollten. Aber unter den Griechen war Einer, der ihre Sprache verstand. Er mußte fragen: warum sie als Feinde erschienen? — weil Ihr in unser Land fallet, war die Antwort. Auf die Versicherung, man kehre aus einem Kriege gegen die Perser zurück, wolle Niemanden Leides zufügen, sondern friedlich bis zum Meeresufer ziehen um nach Griechenland sich einzuschiffen, begehrten sie Geiseln. Man war bereit dazu, wenn es gegenseitig verwilligt würde. Da wurden, nach ihrer Sitte, unter Anrufung der Götter, zwey Spieße ausgetauscht, und nun halfen die Makraner Bäume fällen, damit die Griechen einen Fluß, an dem sie eben standen, überschreiten könnten, brachten ihnen nach Vermögen Lebensmittel zum Verkauf und führten sie drey Tage lang bis zu den kolchischen Gebürgen, auf welchen die Kolcher drohend in den Waffen standen. Aber Xenophon ritt hin und her, den Griechen zusprechend, es wären die letzten Feinde, die ihre Schritte nach der Heymath hemmen wollten, man müsse sie vertilgen. Nicht in Schlachtordnung, sondern in 80

Haufen, jeder zu 100 Schwerbewaffneten, und mit den leichten Truppen auf den Flügeln, geschah der Angriff, nachdem zuvor gebetet und das Kriegslied angestimmt worden. Die Feinde wichen bald, und die Griechen vereinten sich auf den Bergen in vielen Dörfern wo Ueberfluß herrschte, und, was sie sahen, ihnen nicht mehr fremd war. Viele Bienenstöcke wurden da gefunden, deren gierig verzehrter Honig Erbrechen und Durchfall, ja eine Art von Wahnsinn erregte. Die, welche mäßig davon genossen hatten, taumelten gleich Betrunkenen, die Unmäßigen fielen in Raserey. Einige starben, viele krümmten sich am Boden als nach einer Niederlage. Die Gesunden waren hoch bekümmert. Doch am folgenden Tage starb keiner mehr, und der Wahnsinn wich. Am dritten oder vierten standen sie wieder auf, nur matt, als wären sie vergiftet gewesen.

Nur noch zwey Tage, und endlich erreichten sie das schwarze Meer und Trapezunt, eine von Griechen bewohnte Stadt, wo sie, gastfrey aufgenommen, 30 Tage verweilten, und theils von Geschenken, zum Theil aus der kolchischen Beute,

Zevs dem Erretter, dem Herkules und andern Göttern, die angelobten Opfer brachten und bald am Wettrennen, bald an Kampf-Spielen sich ergötzten.

* * *

Dann wurde berathschlagt, wie am besten des Weges Ueberrest zurückzulegen sey. Antileon trat auf und rief: „Ich bin der ewigen Beschwerden „müde; laßt uns Schiffe besteigen, um, wie O„dysseus, schlafend in der Heymath zu landen.“ Ihm wurde Beyfall zugejauchzt, und Cheirisophos, ein Freund des spartanischen Admirals Anaxibios, an diesen abgesendet, um zu der Ueberfahrt die nöthigen Schiffe zu erlangen. Bis er wieder käme, sollten die Griechen hier im Lager bleiben, und durch Streifereyen in der Kolcher feindliches Gebiet sich Unterhalt verschaffen. Mit gewohnter Vorsicht brachte Xenophon dieß Plünderungs-Vorhaben in gewisse Ordnung. Wer auf den Raub ausgehen wollte, und wohin, mußte angezeigt, das Lager stets hinreichend bewacht werden. Auch schlug er vor, selbst Schiffe zu bauen, weil doch des Cheirisophos Hoffnungen zweifelhaft wären, oder er nicht genug der Fahrzeuge mitbringen mögte. Man

sollte ferner von den Trapezuntern einige Schnellsegler leihen, die an der Küste vorbeyfahrenden Schiffe damit auffangen, ihnen die Steuerruder nehmen und sie in Verwahrung bringen, doch den Schiffern die Fracht bezahlen, und, während ihres erzwungenen Aufenthaltes, auf gemeinschaftliche Kosten sie unterhalten. Das Alles wurde gebilligt. Als er aber meynte, auch die Küstenbewohner sollten ersucht werden die Wege zu bessern, damit, wenn alles fehlschlüge, der Zug landwärts könne fortgesetzt werden; da schrieen Alle laut dagegen, und er durfte nur insgeheim die Städte willig dazu machen. Er hatte Recht zu vermuthen, sie würden gern die Hand zum baldigen Abzug ihrer Gäste bieten.

Das erste, von den Trapezuntern geliehene Schiff mit 50 Rudern, wurde einem Verräther, Dexippos, anvertraut, der, die Griechen ihrem Schicksale überlassend, damit entfloh. Nun bestieg der Athenienser, Polykrates, ein zweytes Schiff mit 30 Rudern, und brachte redlicher die aufgefangenen Schiffe zum Lager, wo sie ausgeladen und bewacht wurden.

Die Streifereyen zu Lande waren nicht ergiebig. Darum führte Xenophon die Hälfte des Heeres gegen die Driler, ein tapferes Gebürgsvolk, die ihre Dörfer selbst in Brand steckten, den Feinden nur das, den Flammen entronnene Vieh zur Beute ließen, und auf ihre Hauptstadt trotzten, die einen tiefen, breiten Graben, Wälle, Pallisaden und hölzerne Thürme hatte. Man hielt sie für unüberwindlich, und leichte Truppen, die zu weit sich vorgewagt, wurden umringt. Xenophon eilte zu Hülfe in wohlersonnener Schlachtordnung. Die Trompete schmetterte, das Kriegslied ertönte, Pfeile, Wurfspieße, Lanzen und Steine schwirrten durch die Lüfte, manche legten Feuer an; die bedrängten Driler wichen aus den Verschanzungen, kühne Krieger warfen ihre Harnische von sich und erkletterten sie; der Platz schien erobert, Alles drängte sich zu den Thoren um zu plündern. Aber bald kehrten Verwundete zurück, denn mitten in der Stadt erhob sich noch eine befestigte Burg, aus welcher eine tapfere Besatzung blutige Ausfälle that; von den Dächern der Häuser wurden Blöcke herabgerollt; es schien gefährlich in der Stadt zu

bleiben und eben so gefährlich sie zu verlassen. Die einbrechende Nacht mehrte die Bestürzung. Da wurde Feuer angelegt und alles niedergebrannt, außer jenem festen Schloße, dessen Besatzung durch die Flammen gehindert wurde, die mit Beute beladenen Griechen zu verfolgen. Nach einem unbedeutenden Gefecht erreichten sie das Lager. Cheirisophos wurde längst vergebens erwartet; die Zahl der aufgebrachten Schiffe war zu gering; die Gegend umher durch Raub erschöpft; folglich mußte endlich beschlossen werden, landwärts aufzubrechen. Kranke, Weiber, Kinder und Alte wurden eingeschifft; die Uebrigen zogen, auf gebesserten Wegen, in drey Tagen nach Kerosunt, auch eine griechische Pflanzstadt am Meere, wo sie das Heer musterten. 8600 waren noch übrig, die Fehlenden durch Krieg, Kälte, oder Krankheiten weggerafft. Hier verweilten sie 10 Tage, theilten die Beute und vergaßen die Götter nicht; denn in spätern Zeiten stellte Xenophon zu Delphi ein Denkmal auf, in welches neben seinem Namen, er den des ermordeten Gastfreundes, Proxenos, graben ließ. Der ephesischen Diane erbauete er Tempel und Altar

und kaufte einen Acker, dessen Früchte da geopfert wurden. In Kerasunt schiffte sich abermals ein Theil des Heeres ein, die zu Lande Ziehenden stießen zuerst auf die Mosinöker, deren Zwiespalt unter sich sie benutzten, mit dem einen Theile sich verbündeten, des andern feste Stadt eroberten, plünderten, anzündeten und dessen König in einem hölzernen Thurm verbrannten. Dann führte sie ihr Weg zu den Völkern in dem heutigen Mingrelien und Georgien, deren Sitten sie am meisten abweichend von den griechischen fanden, denn hier geschah öffentlich, was Ehrbarkeit zu nennen verbietet.

Friedlich zogen sie, weil die Zeichendeuter es wollten, durch das Land der Tibarener, bis Kotyora, eine Pflanzstadt von Sinope. Von dem Schlachtfelde in Babylonien bis hieher hatten sie, in 122 Tagmärschen, mehr als 1800 Stadien in 8 Monaten zurückgelegt. Nun verweilten sie 45 Tage lang bey Opfern und Spielen, und, was sie bedurften, mußte Paphlagonien liefern, denn Kotyora brachte keine Waaren auf den Markt der beschwerlichen Gäste, nahm auch die Kranken nicht auf, und von

Sinope erschienen Abgeordnete, besorgt für ihre Pflanzstadt, und sprachen also:

„Uns sendet die Republik von Sinope um Euch „Glück zu wünschen, weil ihr Griechen, Ueber„winder der Morgenländer, unter großen Be„schwerden vielen Gefahren entronnen seyd. So „bitten wir nun, Ihr wollet Gutes, nicht Böses „uns erzeigen, denn wir haben Euch nicht belei„digt. Kotyora ist uns zinsbar, wie Kerasunt und „Trapezunt, folglich, was Ihr Böses den Be„wohnern zufügt, betrachten wir als von uns er„litten. Nun vernehmen wir aber, daß Ihr mit „Gewalt in die Stadt gedrungen, Häuser besetzt, „und von ihren Aeckern die Früchte geraubet. Das „dürfen wir nicht billigen, und wo Ihr ferner „solches thut, so werden wir gezwungen, mit „Korylas, dem Könige der Paphlagonier und an„dern Feinden uns gegen Euch zu verbinden."

Xenophon trat auf und erwiederte: „Männer „von Synope! kaum haben wir das Leben und die „Waffen gerettet. So gelangten wir endlich zu „griechischen Städten. Trapezunt brachte uns „seine Waaren, wir kauften und bezahlten sie.

„ Wir wurden geehrt und ehrten wieder. Selbst
„ die Barbaren, ihre Freunde, schonten wir, und
„ von ihnen geführt, bekämpften wir ihre Feinde,
„ fragt ihre Wegweiser, die noch bey uns sind.
„ Wo aber Griechen oder Barbaren nichts verkau-
„ fen wollten, da nahmen wir, nicht aus Ueber-
„ muth, sondern aus Noth. So auch hier. Denn Ko-
„ tyora verschloß uns seine Thore, brachte nichts auf
„ unsern Markt, gewährte nicht einmal unsern
„ Kranken ein Obdach, die Schuld auf Euren
„ Statthalter wälzend. Was blieb uns übrig als
„ mit Gewalt einzudringen? Doch haben wir nur
„ die Kranken in ihre Häuser gelegt und deren Un-
„ terhalt erzwungen; nur die Thore haben wir be-
„ setzt, damit jene nicht verlassen blieben. Wir
„ andern sind unter freyem Himmel gelagert, wie
„ Ihr seht, und bereit, Gutes mit Gutem, Böses
„ mit Bösem zu vergelten. Eure Drohungen ach-
„ ten wir nicht. Haben wir doch oft gegen zahl-
„ reichere Völker gestritten. Können doch auch wir
„ mit dem Paphlagonier uns verbinden und ihm
„ die Seeküste, nach deren Besitz er ohnehin strebt,
„ erobern helfen."

Damals hegte Xenophon den Gedanken, mit der kriegserfahrnen Menge, die er befehligte, eine neue Stadt zu gründen, das schien ihm rühmlich und ein Zuwachs der Macht seines Vaterlandes. Doch ehe er sein Vorhaben kund thäte, wollte er zuvor die Götter befragen durch Silanos, des Cyrus Opferdeuter. Allein dieser, noch im Besitz der 3000 Dariken, die der Prinz ihm schenkte, wünschte bald nach Griechenland zu kommen, darum verlautbarte er, Xenophon wolle, um Macht und Ruhm zu erwerben, eine Stadt erbauen. Die wenigsten hörten es gerne. Sinope und Heraklea zitterten und bestachen den Dardanen Timasion, daß er das Heer, ihm hohen Sold versprechend, zu überreden suchte, mit ihm nach Troja sich einzuschiffen; ein Anderer, Thorax, der um die Feldherrnwürde stets mit Xenophon gestritten, wollte nach der Krimm es führen, die er reizend schilderte. Dann, sagte er, könne nach Belieben Jeder bleiben oder gehen. Es sey thörigt, so lange Griechenland die herrlichsten Ländereyen besitze, deren in der Fremde zu suchen.

Xenophon schwieg, bis einige den Vorwurf er-

regten, er habe geopfert ohne das Heer zu befragen. Da trat er auf und redete: „Ja, ich habe „geopfert für euch und mich, um zu erfahren, „was am meisten Ruhm und Nutzen bringen mögte; ob ich von der Sache mit euch reden oder „sie nicht berühren sollte? Silanos erklärte die „Opferzeichen für günstig. Er mußte wohl, da „ich, solcher Dinge kundig, selbst zugegen war. „Nur wollte er auch Zeichen von Trug und Hinterlist gesehen haben, und mit Recht, denn er „selber streute verleumderische Gerüchte unter Euch „aus, als hätte ich ohne Euren Rath etwas beschlossen. Wohl dünkte es mich ersprießlich, wenn „ich den Mangel im Heere sah, zuvor eine Stadt „mit Euch zu besetzen, wo Jeder sich erwerben „könnte, was bey der Heimkehr den Seinigen „nützte. Nun aber Sinope und Heraklea Euch „Schiffe senden, und Einige sogar Euch Sold „versprechen, so stimme ich selber dafür, dieß Erbieten anzunehmen und will meines Vorhabens „nie mehr gedenken. Nur müssen wir beysammen bleiben, und wer das Heer verlassen wollte, „ehe es in Sicherheit ist, der müsse für treulos

„gehalten werden. Ist diese Gesinnung auch die „Eurige, so hebt die Hände empor.“ Alle thaten es; nur Silanos wurde laut, und wollte beweisen, es müsse jedem frey stehen sich vom Heere zu trennen. Aber die Soldaten unterbrachen ihn, drohend, wenn er entliefe und ertappt würde, ihn, jedem andern gleich, zu strafen.

Die Schiffe kamen, aber das Geld kam nicht, mit welchem Timasion und Thorax die Truppen zu besolden versprochen hatten; da fürchteten sie des Heeres Unwillen, giengen mit ihrer Parthey zum Xenophon, bereuten was sie gethan, und hielten nun für das beste, den Phasis hinaufzuschiffen um des Landes der Phasianer sich zu bemächtigen. Xenophon begehrte, es dem Heere vorzutragen, sie aber meynten, es sey genug, wenn jeder Feldherr seine Obristen zu überreden suche. Mit diesem Vorsatz trennte man sich. Aber Neon, der Stellvertreter des abwesenden Cheirisophos, verrieth das Vorhaben den Soldaten, und verhetzte sie gegen Xenophon, daß sie Rottenweis heimliche Zusammenkünfte hielten, und man fürchten mußte, es mögte ein blutiger Ausbruch erfolgen, wie schon

zweymal geschehen war. Um dem vorzubeugen, ließ Xenophon den Herold zur Versammlung rufen, auch eilten alle gern herbey und Er sprach:

„Soldaten! ich vernehme, daß von mir die „verleumderische Rede geht, als wolle ich hinter„listig den Phasis Euch hinauf führen. Ich be„schwöre Euch bey den Göttern! hört mich! und „werde ich schuldig erfunden, so laßt mich die„sen Platz nicht ungestraft verlassen. Sind aber „meine Ankläger die Schuldigen, so straft sie „nach Verdienst. — Ihr Alle wißt, wo die Son„ne auf- und wo sie untergeht; daß man nach „Griechenland gegen Abend, zu den Barbaren „gegen Morgen schiffen müsse; daß der Nordwind „uns in die Heymath, der Südwind aber in den „Phasis führt; wer könnte Euch denn überreden, „die Sonne gehe in Osten unter? oder mit Süd„wind müsse man zu Schiffe gehen? — und thä„te ich das, so wäre ich doch nur auf Einem „Schiffe, Ihr auf hundert andern; wie stünde es „dann in meiner Macht, Euch mit Gewalt zu „entführen? und gelänge es mir auch durch Betrug, „Euch in den Phasis zu bringen, so würdet Ihr

„ beym Landen doch gewahr werden, daß Ihr der „ Heymath Boden nicht betretet. Dann wären „ Eurer fast 10000 Bewaffnete gegen einen ein- „ zelnen Mann; wie könnte ich Eurem Zorn ent- „ rinnen?“

„ Es sind also Thoren und Neider die mich „ verleumden. Und warum beneiden sie mich? „ Wen hab' ich je gehindert zu reden oder zu thun „ was Euch frommt? Wem trete ich in den Weg, „ wenn Ihr zum Anführer ihn erwählen wollt? „ Gern weiche ich einem Jeden, wenn er zu rühm- „ lichen Thaten sich berufen fühlt. — Genug da- „ von! Wer sich noch betrogen wähnt, der trete „ hervor und rede. Jetzt aber laßt mich noch von „ einem Unheil sprechen, welches, ferner einrei- „ ßend, bey Göttern und Menschen, bey Freun- „ den und Feinden uns Haß und Verachtung zu- „ ziehen wird.“ Die erstaunten Soldaten begehr- ten, er solle sich erklären. Da hub er wieder an: „ Ihr wißt, in den Gebürgen wohnten Barbaren, „ die, mit den Kerasuntern befreundet, zu uns „ herabkamen, Opferthiere und allerley Bedürf- „ nisse verkaufend. Manche von Euch sind selbst

„ um Handels willen dort gewesen. Da beschloß „ der Obriste Klearatos insgeheim, einen solchen, „ wegen vermeynter Sicherheit und Freundschaft „ unverwahrten, Ort bey Nacht zu überfallen und „ zu plündern, dann auf Schiffen, mit deren „ Besatzung es verabredet war, mit dem Raube „ zu entfliehen. Doch auf dem Zuge übereilte ihn „ der Tag, es wurde Lärm, er fand heftigen Wi= „ derstand, wurde selber mit vielen der Seinigen „ getödtet, und nur wenige entkamen nach Kera= „ sunt. Das geschah an demselben Tage, an dem „ wir landwärts aufgebrochen waren. Drey alte „ Männer von dem so feindlich behandelten Volke „ kamen um mit uns Allen zu sprechen, hörten es „ gern, daß nur ein kleiner Theil der Unsrigen „ das Böse verübt ohne unser Wissen, wollten zu „ uns schiffen, was geschehen erzählen und sich er= „ bieten unsere Todten auszuliefern. Jene Flücht= „ linge, um zu hindern daß ihre That uns kund „ würde, steinigten die drey alten Männer. Das „ berichteten uns die Kerasunter. Wir Feldherren, „ aufgebracht, rathschlagten eben in ihrer Mitte, „ wie das Begraben der Gebliebenen zu veranstal=

„ ten sey; da hörten wir plötzlich ein Geschrey: „ Schlag zu! Wirf zu! und sahen viele mit „ Steinen in den Händen herbey eilen. Die Ke= „ rasunter flohen zu ihren Schiffen. Beym Zeus! „ auch Einige der Unsrigen wurden von Furcht er= „ griffen. Ich aber trat den Anstürmenden ent= „ gegen, fragend, was das bedeute? Da waren „ Manche, die es gar nicht wußten, und doch in „ den Händen Steine trugen. Einer klagte über „ die Theuerung der Lebensmittel, und als er eben „ den Zelarchos, Einen von den Vorraths=Mei= „ stern, nach dem Meere zuschreiten sah, schrie „ er laut, mit seinen Gefährten ihn verfolgend, „ als jage er ein wildes Thier. Die Kerasunter, „ fürchtend, es sey der Angriff gegen sie gerichtet, „ stürzten sich ins Meer, wo, wer nicht schwim= „ men konnte, ertrank.“

„ Urtheilt nun. Sie hatten nichts verbrochen, „ sie flohen als vor tollen Hunden. In solchem „ Zustande ist das Heer. Nicht Ihr Alle vereint, „ sondern Jeder nach Belieben führt einzelnen „ Krieg, wo und wie es ihm gefällt. Gesandte „ fremder Völker werden umgebracht, ehe sie noch

„ geredet haben. Den von Euch erwählten „ Anführern versagt man Gehorsam. Jeder ge„ horcht wem er will, Jeder darf schreyen: „ W i r f z u! und unvermuthet Jeden ermorden.“

„Bedenkt was Ihr begonnen. Hat der Vor„ raths-Meister Unrecht gethan, so ist er unbestraft „ nun davon gesegelt, war er schuldlos, so mußte „ er aus Furcht vor ungerechter Todesstrafe ent„ weichen. Bey Kerasunt dürft Ihr nun, wegen „ Steinigung der Gesandten, nur bewaffnet er„ scheinen. Selbst kein Herold wird hin zu gehen „ wagen, um die Auslieferung der Todten zu er„ bitten, die man zuvor freywillig antrug. In„ dessen werden, auf unser Gesuch, die Kerasun„ ter sie begraben. Ist das nun recht, daß Jeder „ von uns gezwungen wird, sein Zelt zu einer „ Festung zu machen? Ziemt das Menschen oder „ Thieren? Dürfen wir, mit solchen Unthaten be„ lastet, den Göttern opfern oder in irgend einen „ Kampf uns wagen? wer wird, nach solchen ver„ übtem Frevel uns gastfrey aufnehmen? wer un„ sern Markt versorgen? und welchen Nachruhm „ dürfen wir hoffen?

Da riefen Alle, die Unruhstifter sollten bestraft, künftig dergleichen bey Verlust des Lebens nicht geduldet werden. Strenge Richter sollten untersuchen, was irgend Einer, selbst die Feldherrn nicht ausgenommen, nach Cyrus Tode verbrochen. Zu solchen Richtern setzte man die Obristen, und, auf Xenophons Ermahnung, auf den Rath der Priester, wurde eine Reinigung des Heeres beschlossen und veranstaltet.

Die erwählten Richter schonten nicht. Den Einen verurtheilten sie: unterschlagene Schiffbaugelder zu ersetzen, ein Anderer mußte die Weigerung ein Geschäft zu übernehmen, wozu die Wahl ihn berief, durch Strafgelder büssen. Auch Xenophon wurde angeklagt. Einige beschuldigten ihn des Uebermuthes und daß sie von ihm geschlagen worden. Er foderte sogleich den Ersten auf, zu sagen, wann und wo es geschehen.

Damals, war die Antwort, als wir vor Kälte erstarrten. „Ha!" rief Xenophon, „wenn es damals geschah, im harten Winter, als Brod uns „mangelte, und wir keinen Tropfen Wein mehr „hatten, um auch nur durch den Geruch uns da-

„ran zu erquicken, als viele muthlos wurden und „die Feinde uns auf den Fersen folgten; wenn ich „damals gewaltthätig war, so bekenne ich, daß „mein Uebermuth den eines Esels übertrifft. Aber „sage mir doch, warum schlug ich dich? was fo= „derte ich von dir? warst du mir schuldig? oder „haderte ich um Ausschweifungen? oder Trunken= „heit?“

Der Kläger stockte. Da fragte Xenophon ihn weiter: „Bey welchen Truppen dienst du? bey den „schweren oder leichten?“

„Weder bey jenen noch bey diesen“ war die Antwort. „Ich bin ein freyer Mann, aber ich „mußte, weil mich die Reihe traf, einen Maul= „esel treiben.“ Jetzt erkannte ihn Xenophon. „Bist du der, dem ein Kranker, um ihn fortzu= „schaffen, anvertraut war?“

„Ja der bin ich. Du zwangst mich dazu.“

„Die Begebenheit verdient, sprach Xenophon, „daß ich sie umständlich erzähle. Ein Kranker „konnte nicht mehr gehen. Die Feinde verfolgten „uns. Damit er nicht umkomme, zwang ich die= „sen Mann ihn fortzubringen. Ist's nicht so?“

Der Kläger bekannte es. „Und als ich dich vor-
„aus gesandt, mit dem Nachtrabe dir folgend,
„fanden wir dich nicht beschäftigt für den indeß
„Verstorbenen ein Grab zu graben? Trat ich nicht
„zu dir und lobte dich darum? Doch als wir so
„da standen, bewegte der vermeynte Tode das
„Knie, und alle schrieen, er lebe noch. Du aber
„bedientest dich leerer Ausflüchte und wolltest
„schlechterdings ihn nicht weiter schaffen. Da
„schlug ich dich, das ist wahr, denn ich mußte
„vermuthen, dir sey wohl bewußt, der Mensch
„lebe noch."

„Ist er nicht doch bald darauf gestorben?"
entgegnete der Soldat. „Freylich, sagte Xeno-
phon, „Wir alle müssen einmal sterben, doch soll-
„te man darum nicht uns lebendig begraben."
Da schrien alle, die Züchtigung sey noch zu gering
gewesen. Nun solle ein Anderer auftreten und
erzählen, warum er geschlagen worden? Aber Alle
schwiegen. Da nahm Xenophon noch einmal das
Wort: „Ja, Ihr Männer, ich bekenne es frey,
„viele habe ich geschlagen, wenn sie aus den Glie-
„dern wichen, das Fechten uns überließen und

„ um zu plündern sich zerstreuten. Wären alle die=
„ sem Beyspiel gefolgt, so lebte keiner mehr von
„ uns. Manchen Ermüdeten hab' ich auch wohl
„ geschlagen, damit er nicht ein Raub der Feinde,
„ oder gar des Todes werden sollte. Denn an
„ mir selbst erfuhr ich bey strenger Kälte daß,
„ nach kurzem Niedersetzen, ich kaum wieder auf=
„ stehen und die Füsse bewegen konnte. Sah ich
„ nun einen sitzen und erstarren, so zwang ich ihn
„ zu gehen zu seiner Rettung. Bewegung bringt
„ das Blut in Umlauf, giebt Wärme und Mun=
„ terkeit. Ihr selber wißt, daß Vielen von Euch
„ im Stillsitzen die Zehen von den Füssen gefroren."

„Ich habe auch wohl Manchem, zur Unzeit Ru=
„ henden, wenn er im Marsche uns hinderte, mit
„ der Hand einen Schlag gegeben, damit kein
„ feindliches Schwerdt ihn erschlagen mögte. Alle
„ diese Geretteten mögen nun mich strafen, wenn
„ ich Unrecht that. Was hätten sie aber in feindli=
„ cher Gewalt erleiden müssen ohne es rächen zu
„ können? — Ich will offen mit Euch reden. Sol=
„ daten! hab' ich diesen oder jenen unter Euch zu
„ seinem Besten gezüchtigt, so verdiene ich wie

„ ein Vater von seinen Kindern, wie ein Lehrer „ von seinen Schülern gestraft zu werden. Auch „ Aerzte schneiden und brennen wo es heilsam ist. „ Wollt Ihr Uebermuth es nennen, so seht doch „ nur, wie viel mehr Vertrauen, mit der Götter „ Beystand ich jetzt in meine Kraft setze, als da„ mals; wie viel mehr Wein ich jetzt trinke; und „ doch schlage ich keinen, denn ich sehe euch jetzt „ in Ruhe. Aber im Sturme muß der Steuer„ mann mit Strenge über das kleinste Versehen „ wachen, denn Aller Heil ist an seine Obhut ge„ knüpfet.“

„Habt Ihr nicht selber mein Verfahren gebil„ ligt? denn Ihr standet ruhig dabey, nicht mit „ Täfelgen, sondern mit Waffen in den Händen „ und hättet leicht mir wehren können. Aber beym „ Zevs! ihr rührtet Euch nicht, schlugt auch nicht „ selber auf die Strafbaren, und eben darum habt „ Ihr deren Uebermuth geweckt. Untersucht es „ nur: die jetzt am lautesten schreyen, waren sicher „ damals die Feigsten unter uns. Da seht jenen „ Klopffechter aus Thessalien! er schützte Krank„ heit vor um sein Schild nicht tragen zu dürfen;

„ nun hat er, wie ich höre, die Kotyoriter beraubt.
„ Seyd ihr klug, so thut mit solchen Leuten um-
„ gekehrt, wie man bösen Hunden zu thun pflegt,
„ die man bey Tage ankettet, bey Nacht los läßt;
„ schmiedet sie bey Nacht in Fesseln und laßt bey
„ Tage sie los."

„ That ich Einem unter Euch zuviel, so nimmt
„ mich Wunder, daß er dessen gedenket und nicht zu-
„ gleich in sein Gedächtniß ruft: Wie ich vor Käl-
„ te ihn geschützt, in Krankheit und Mangel ihm
„ beygestanden, den Feind von ihm abgetrieben;
„ wie ich den Tapfern gerühmt und nach Vermö-
„ gen geehrt habe? — ist es nicht gerechter und
„ frömmer, bringt es nicht mehr Ruhm und Ver-
„ gnügen, des Guten als des Bösen zu geden-
„ ken?"

Xenophon schwieg. Alle standen auf und erin-
nerten einander an seine treue Vorsorge, und so
endete dieser Zwist ehrenvoll für ihn.

Während die Griechen hier die Schiffe erwar-
ten mußten, raubten sie die Lebensmittel oft aus
Paphlagonien, dessen streitbare Bewohner nicht sel-
ten blutige Rache sie empfinden ließen. Korylas

entbot durch Gesandte, die kostbare Geschenke brachten: er wolle die Griechen ferner nicht beunruhigen, wenn ein Gleiches ihm zugesagt werde. Die Gesandten wurden köstlich bewirthet und mit mancherley Spielen unterhalten. Die Thracier hielten einen Waffentanz nach dem Schall der Flöte, sprangen leicht und hoch, schwangen die Schwerdter, hieben aufeinander ein, streckten sich als tod zu Boden und der Sieger trug, ein Triumphlied anstimmend, den Besiegten fort. Andere Flöten ließen sich hören und die Thessalier tanzten den Ackertanz. Ein Unbewaffneter pflügte, oft schüchtern um sich blickend, als fürchte er die Räuber. Sie kamen, er griff zu den Waffen, kämpfte für seine Ochsen, wurde überwunden und fortgeschleppt, oder siegte und spannte den Räuber mit vor den Pflug. Ein Myser tanzte mit einem runden Schilde und ergötzte durch Gauckeleyen. Die Mantineer und Arkadier zogen, unter Flötenschall, wohl gerüstet im Kriegsschritt einher, tanzten und sangen Kriegeslieder wie bey Götterfesten. Die Paphlagonier staunten über alle die leichten Tänze in schweren Waffen. Zuletzt trat eine Tänzerin köst-

lich gerüstet mit einem leichten Schilde auf und tanzte die Pyrrhichie, einen kunstreichen Waffentanz, in welchem ihre Fertigkeit lauten Beyfall erndtete. Streiten auch Weiber unter Euch? fragten die Fremdlinge. Auch Weiber, hieß es, würden den König aus seinem Lager treiben.

Die Gesandten wurden friedlich entlassen und die Griechen schifften nun nach Sinope, wo sie, im Hafen von Armene, Geschenke der Gastfreundschaft empfiengen, auch Cheirisophos mit dreyrudrigten Schiffen zu ihnen stieß, doch wider Verhoffen mit leeren Händen. Nur daß der Admiral Anaxibios sie rühme, und, nach ihrer Heimkunft ihnen Sold verspreche, das erfuhren sie durch ihn.

* * *

Doch je näher die Griechen ihrem Vaterlande kamen, je heftiger wurde ihr Verlangen, nicht so arm dort zu erscheinen. Das brachte sie auf den Gedanken, nur Einem Feldherrn die oberste Gewalt zu vertrauen, damit er, durch das Stimm-Recht der Uebrigen ungebunden, wann und wie er wolle das Heer gebrauchen dürfe, auch seine Anschläge um so geheimer blieben. Dem Xenophon

trugen sie den Oberbefehl mit dringenden Bitten an. Geneigt aber unschlüßig opferte er den Göttern, und alle Opferzeichen widerriethen ihm den bedenklichen Schritt. Da weigerte er sich standhaft den gefährlichen Posten zu übernehmen, und nach vielem Geschrey, wählten sie an seiner Stelle den Cheirisophos, der sie nach Heraklea führte. Auch hier wurden sie gastfreundlich aufgenommen, meynten aber, von diesen freywilligen Geschenken könne man kaum drey Tage das Leben fristen, und beschloßen, von den Einwohnern eine große Steuer zu fodern. Cheirisophos oder Xenophon sollten als Abgeordnete es bewirken, aber beyde lehnten den schwürigen Auftrag ab, überzeugt, es sey Unrecht, eine griechische, befreundete Stadt auf solche Weise zu brandschatzen. Andere giengen hin, foderten und drohten sogar. Gleich brachten die Herakleoten alle ihre Güter vom Felde in die Stadt, legten auch den Markt hinein, verschlossen die Thore und besetzten die Mauern. Da entstand im Lager ein großes Getümmel. Das Mißlingen wurde den Feldherren beygemessen. Am lautesten schrieen die Arkadier und Achäer, aus welchen des Heeres grö-

ßere Hälfte bestand. Sie wollten, hieß es, keinem Athenienser folgen, der nicht einmal Truppen zum Heere gebracht; sie allein hätten die Beschwerden, andere den Gewinn: sie hätten Alle errettet, die Uebrigen wenig oder nichts gethan. So tobend, wählten sie Anführer aus ihrer Mitte, trennten sich vom Heere und schifften nach Bithynien um dort beym Plündern die Ersten zu seyn. Ihrer waren mehr als 4500. Cheirisophos, der den Oberbefehl kaum 6 oder 7 Tage geführt hatte, jetzt kränklich und verdrüßlich war, zog, mit tiefem Groll gegen das Heer im Herzen, und einigen 1000 Mann zu Lande weiter. Xenophon wollte Anfangs die Arkadier begleiten, dann wieder ganz allein zu Schiffe gehen; als aber Herkules, dem er opferte, anzudeuten schien, daß er die bey ihm Gebliebenen nicht verlassen solle, so schiffte er mit 2000 Mann und etwa 40 Reitern nach der Thracischen Küste und führte sie dann mitten durch das Land.

So hatte sich nun das Heer dreyfach getheilt. Die Arkadier landeten in dem Hafen Kalpe, machten Anfangs große Beute und trieben die Thracier in die Flucht. Diese aber sammelten sich wieder, töd-

teten viele Griechen bey wiederholten Angriffen, und umzingelten endlich die Uebrigen auf einer Anhöhe. Xenophon der indessen zu Lande sich genähert hatte, erfuhr seiner alten Kriegsgefährten bedrängte Lage und überredete sein kleines Heer, ihnen zu Hülfe zu eilen, uneingedenk ihres nun bestraften Uebermuthes, und dann, im Hafen Kalpe auch mit Cheirisophos sich zu vereinen, der, an der Küste heraufziehend, dort gefunden werden mögte.

Es wurde gebilligt. Sie brachen auf und steckten alles hinter sich in Brand, wodurch ihr Heer dem Feinde zahlreich schien. Als der nicht mehr fern war, (denn sie konnten in der Nacht seine Wachtfeuer sehen) setzten sie mit Tages-Anbruch sich in Marsch, erreichten auch die Anhöhe, fanden aber weder Griechen noch Feinde mehr, nur einige zurückgelassene Alte von welchen sie erfuhren, daß die Thracier in der Nacht gewichen und die Griechen am Morgen abgezogen wären; wohin? das wußte keiner. Schnell rückte Xenophon weiter. Auf der Strasse nach Kalpe erblickte er bald die Spuren der Arkadier, endlich sie selber, und die Freude war so groß, daß die Soldaten beyder Haufen als Brüder sich um-

armten. Zu Kalpe fanden sie auch die Schaar des Cheirisophos, doch er selber war gestorben, und Neon an seine Stelle getreten. Hier verweilten sie mehrere Tage, begruben die Todten so prächtig als es die Umstände vergönnten, und beschlossen, nie sich mehr zu trennen; wer einen solchen Vorschlag thäte, sollte das Leben verwürkt haben. Die alte Ordnung wurde hergestellt, die alten Feldherrn traten wieder an ihre Plätze. Doch ob der Zug, aus Mangel an Schiffen, zu Lande fortzusetzen, darüber wurden die Götter befragt, ein Opfer nach dem andern geschlachtet, und immer versagten die Götter ihre Zustimmung. Anfangs glaubten die Soldaten, es sey von Xenophon also verabredet, um zu Erbauung einer Pflanzstadt sie zu zwingen, er aber ließ sie alle um die Opfer versammlen, damit sie selber Zeugen wären. Die Götter blieben unerbittlich.

Der Mangel war im Lager groß. Neon bot Freywillige auf, mit ihm in die nächsten Dörfer auf Plünderung zu ziehen; fast 2000 liefen ihm zu, wurden aber von den phrygischen Reitern des Pharnabazos, dem Bundsgenossen der Bithynier so übel

empfangen, daß ihrer 500 auf dem Platze blieben. Als ein Flüchtling das dem Xenophon berichtete, schlachtete er den letzten Stier von seinem Wagen, aus Mangel an Opferthieren; endlich waren die Zeichen günstig, er eilte den Geschlagenen zu Hülfe, und führte sie zurück ins Lager. Kaum hatten die Griechen sich muthlos zur Tafel gesetzt, als schon die Bithynier aufs neue die Vorposten überfielen. Man durfte im Dunkeln, der waldigten Gegenden halber, das Lager nicht verlassen, und mußte die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben.

Mit Tags-Anbruch verschanzten sich die Griechen. Ein Fahrzeug aus Heraklea brachte Mehl, Opfervieh und Wein. Günstige Vorbedeutungen bewogen Xenophon mit dem Heere auszurücken, nur die Alten blieben im Lager zurück. Die Todten, die er bald auf seinem Wege fand, ließ er begraben. Den Feind erblickend in der Ferne, verordnete er einen Hinterhalt, den er selbst befehligte, und gebot den Uebrigen, zum Angriff vorzudringen. Ein dichter Wald hemmte deren Schritte; sie zagten und zauderten. Xenophon sprengte

vor: „Ohne Kampf“ hub er an, „ist keine Si-
„cherheit für uns. Weichen wir, so verfolgen uns
„die Feinde. Weichen ist unrühmlich, Angreifen
„giebt auch dem Feigen Muth. Besser mit ge-
„ringer Macht angreifen, als mit einem großen
„Heere sich zurückziehen. Ihr selber wißt, unsern
„Angriff halten die Feinde nicht aus, wohl aber
„haben sie Herz genug uns zu verfolgen. Der
„dichte Wald wird euch den Rücken decken. Sind
„wir doch an weit gefährlicheren Orten kühn durch-
„gedrungen. Ohne Sieg können wir weder vor-
„noch rückwärts. Wir haben weder Schiffe um
„zu gehen, noch Lebensmittel um zu bleiben. Jetzt
„sind wir gesättigt, darum dünkt mich besser jetzt
„zu streiten als morgen nüchtern. Auf Soldaten!
„die Opferzeichen sind vortrefflich. Lassen wir den
„Feinden nicht Zeit zu essen oder zu ruhen.“
Die Obristen riefen: Vorwärts! Niemand wi-
dersprach. Xenophon gieng voran. Schon lag der
Wald hinter ihnen. Da ritt er noch einmal die
Fronte hinab, sprechend: „Jetzt gedenket unserer
„Siege, und daß wir vor Griechenlands Thoren
„stehen. Herkules sey unsere Losung. Mun-

„tert einander männlich auf, damit ihr einst an „diese Stunde Euch gern erinnern möget.“

Nach diesen Worten stellte er sich an die Spitze, griff an und siegte. Selbst die Reiterey des Pharnabazos wich dem Ungestüm der Griechen. Doch da es Abend wurde, so verfolgte er die Fliehenden nicht, errichtete ein Siegesdenkmal und kehrte mit Sonnen-Untergang nach dem Meere zurück. Von hieraus wurden täglich eine Menge Lebensmittel erbeutet: Getrayde, Wein und Feigen, denn Alles lieferte das Land, außer Oehl. Die griechischen Städte brachten ihre Waaren zum Verkauf; die Vorbeysegelnden landeten gern, weil sie vernommen hatten, es werde eine Stadt hier gegründet. So herrschte Ueberfluß im Lager. Auch die nächsten Einwohner des Landes warben schon um Xenophons Freundschaft als ihres künftigen Nachbars.

Jetzt kam Kleander, ein Lacedämonier, mit zwey Dreyruderschiffen; in seinem Gefolge jener Dexippos, der mit dem Schiffe der Trapezunter entwichen war. Bald nach seiner Ankunft geriethen die Griechen, geraubter Schaafe wegen, mit den Seinigen in Streit. Kleander befahl einen

Mann zu ergreifen; Agasios, der Obriste zu dessen Haufen er gehörte, riß ihn wieder weg; die Soldaten griffen zu Steinen, die Schiffsleute flohen und Kleander selbst. Xenophon entschuldigte das Vorgefallene, doch Kleander gereitzt, und vielleicht auch grollend mit sich selber, daß er Furcht bewiesen, erklärte, er werde abschiffen und alle griechische Städte gegen das Heer aufwiegeln, wenn man nicht den Mann ihm ausliefere, der den ersten Wurf gethan, so wie den, welcher den ergriffenen Soldaten wieder befreyte. Der letztere war Agasios, Xenophons treuer Freund.

Manche verachteten Kleanders Drohungen; allein er war ein Spartaner und Lacedämon führte damals die Oberherrschaft in Griechenland; deshalb achtete Xenophon den Handel nicht gering, die Seinen erinnernd, daß jeder Spartaner in jeder griechischen Stadt jetzt befehlen könne. „Werden uns die Thore von Byzant und anderer „griechischen Städte verschloßen" fuhr er fort, „schildert man uns dem Admiral Anaxibios als „treulos gegen d e n Staat, der jetzt zu Wasser wie „zu Lande herrscht; so möchten wir schwerlich we-

„ der hier bleiben noch absegeln können. Sollen „ wir, um zweyer Männer willen, die Rückkehr „ in's Vaterland uns Allen versperren? lieber laßt „ uns gehorchen nach dem Beyspiel unserer Va„ terstädte. Man hat dem Kleander Bothschaft „ hinterbracht, es habe Agasios auf meinen Befehl „ gehandelt. Ihn selber und euch alle fodere ich „ auf, die Wahrheit zu erklären, bin ich schuldig „ so strafe man mich."

Agasios trat auf und schwur, er habe aus eigenem Antriebe gehandelt, weil Dexippos, der verrätherische Flüchtling und Xenophons alter Feind, einen wackern Mann von seiner Schaar fortschleppen wollen. Doch sey unnöthig ihn auszuliefern, er selber wolle sich stellen, und seine Gefährten weder in Krieg mit Sparta verwickeln, noch ihrer sichern Heimkehr hinderlich seyn. Nur möge man ihm vergönnen einige Fürsprecher mit zu nehmen.

Die Wahl Solcher wurde ihm freygestellt. Da begleiteten ihn die Feldherren und sprachen zu Kleander: Hier sind wir, untersuche und bestrafe die Schuldigen. Jeder, den du forderst, soll dir ausgeliefert werden, Und Agasios trat heran, auf

den Mann deutend, welchen er gewaltsam befreyte: „Ich bin es" sprach er, der diesen braven Sol= „daten einem Verräther entriß; denn Dexippos „entfloh mit einem, von den Trapezuntern erbete= „nen, fünfrudrigen Schiffe, machte uns einen bö= „sen Namen und ließ ein Heer in der Noth, mit „dem er selber so weit gekommen. Ob wir Alle „verderben würden, das kümmerte ihn nicht. „Dieser Mensch hat meinen Zorn gereizt. Hättest „Du, oder ein Anderer, den Soldaten ergriffen, „ich würde geschwiegen haben. Tödtest Du mich, „so tödtest Du einen wackern Mann um eines „schlechten, feigen Menschen willen."

Kleander rühmte den Dexippos nicht, doch meynte er, auch Bösewichter müsse man nicht unge= hört verdammen. Den Agasios behielt er zurück sammt jenem Soldaten, über den der Streit ent= standen, und der sich auf den Beschluß des Heeres berief, daß alle Beute gemeinsames Gut sey, wes= halb er die Schaafe, durch Dexippos entführen zu lassen, verhindern wollen; doch habe er Nieman= den weder geschlagen noch geworfen. Im Lager wurde eine Vorbitte für diese beyden beschlossen.

Die Feldherren kehrten zurück und Xenophon sprach also: „Sie sind nun in deiner Gewalt, o Klean-„der! und das Heer stellt dir frey, sie zu strafen „nach deinem Gefallen. Jetzt aber bittet es, durch „uns, dich flehentlich, du wollest zwey Gefährten „ihm wieder schenken, die so lange für dasselbe „gekämpft und gelitten haben. Gewährst Du den „Soldaten diese Bitte, so wollen sie hinwiederum, „wenn Du sie anführen willst, Dir gern beweisen, „daß sie den Gehorsam gegen ihren Feldherrn, „nicht aber die Furcht vor Feinden kennen. So „komm und werde ihr Feldherr, und prüfe dann „einen Jeden, auch den Dexippos, nach Ver-„dienst.“

Da gab Kleander die Gefangenen zurück, wurde Xenophons vertrauter Gastfreund und übernahm die Feldherrenstelle. Als aber die Opfer das letztere nicht zu billigen schienen, bestättigte er die alten Anführer, ermuthigte sie, den Zug anzutreten, und versprach dem Heere, bey dessen Heimkehr den freundlichsten Empfang. Dankbar beschenkte es ihn mit Schaafen, die er annahm, doch als ein Gegengeschenk sogleich zurückgab und unter Segel gieng,

worauf das Heer durch Bithynien zog, viele Sklaven und Vieh erbeutete, und nach sechs Tagen Chrysopolis in Chalcedonien erreichte, wo es eine Woche verweilte, um die Beute zu verkaufen.

Der Admiral Anaxibios war eben zu Byzant. Ihn beschickte Pharnabazos, der Griechen Einbruch in sein Gebiet fürchtend, und ersuchte ihn dringend, das Heer aus Asien übersetzen zu lassen. Es geschah, unter Versprechung eines Soldes bey dessen Ankunft. Allein der Admiral hielt nicht Wort, sondern ließ mit Waffen und Gepäcke die Soldaten ausrücken, um sie zu überzählen und heim zu senden. Kaum waren sie, bis auf Wenige, aus dem Thore gezogen, als dieses hinter ihnen verschlossen, und der Schlagbaum vorgeworfen wurde. Wegen ihres Unterhaltes verwies er sie auf die Thracischen Dörfer und wegen des Soldes vertröstete er sie. Da murrten die Truppen. Einige griffen zu den Waffen, rannten gegen die Thore und drohten sie zu sprengen. Andere liefen nach dem Meere, erstiegen die Mauern, über Schutt klimmend, und sprangen in die Stadt. Als ihre Gefährten, die noch in selbiger sich befanden, gewahrten was vor-

gieng, hieben sie die Schlagbäume entzwey, öffneten mit Gewalt die Thore und Alle stürzten hinein. Die Byzantier flohen vom Markte in die Häuser, auf die Schiffe; Anaxibios selber fuhr in einem Boote nach der festen Burg, und schickte eilig nach Hülfstruppen von Chalcedonien. Xenophon, befürchtend, man werde Byzant plündern, der Stadt und ihm großes Unheil zubereiten, drang selber unter den dichten Haufen in das Thor. Als die Soldaten ihn erblickten, umringten sie ihn und riefen: Jetzt zeige daß du ein Mann bist. Die Stadt, die Schiffe sind dein, du hast Geld und Truppen. Jetzt kannst du uns glücklich machen und wir wollen dich hoch erheben

„Recht so!" erwiederte Xenophon, „doch stellt „Euch zuvor in Schlachtordnung." Es geschah ohne Widerrede auf einem freyen Platze. Hier redete er sie an: „Gefährten! ihr murret über Betrug „und mit Recht. Doch wolltet ihr, um an den „gegenwärtigen Spartanern Rache zu verüben, „diese schuldlose Stadt plündern, so bedenkt die „Folgen. Welch ein Krieg mit Lacedämon und „dessen Bundesgenossen! Die Athenienser, in blü-

„ henden Zeiten ihrer Macht, vermochten nicht zu
„ widerstehen, was dürft Ihr hoffen? Jetzt sind
„ die Achäer und die Athenienser Verbündete der
„ Spartaner; Tissaphernes und alle an der See
„ wohnenden Barbaren unsere Feinde, der persi-
„ sche Monarch unter allen der heftigste. Wer ist
„ so thörigt, daß er einen glücklichen Ausgang hof-
„ fen dürfte? — Bey den Göttern beschwöre ich
„ Euch, seyd nicht unsinnig! laßt uns nicht schimpf-
„ lich sterben als Feinde unserer Eltern, Freunde
„ und Verwandten! Lieber möchte ich 10000 Schuh
„ tief unter der Erde liegen! Folgt meinem Rathe:
„ Gehorcht als Griechen der griechischen Obrigkeit!
„ Dieser tragt Eure Beschwerden vor, und wird
„ Euch auch das Recht versagt, so dürft Ihr da-
„ rum das Vaterland doch nicht auf immer meiden.
„ Laßt dem Anaxibios wissen, Ihr seyd nicht in
„ die Stadt gekommen um Gewalt zu üben, son-
„ dern zu zeigen, daß Ihr zwar der Hinterlist tro-
„ tzen, aber gehorsam ausziehen wollt. "

Es wurde verwilligt. Die Boten giengen ab, und brachten des Admirals freundliche Antwort: der Gehorsam solle sie nicht gereuen, er werde es sei-

nen Obern berichten, und, wo er könne, ihnen nützlich seyn. Indessen hatte ein Thebaner, Cyrotades, ein kriegslustiger Abentheurer, dem Heere vorgespiegelt, er wolle es mit Speise und Trank wohl versorgt, in das sogenannte Thracische Delta führen, wo es reiche Beute finden würde. Da zog es ihm als Heerführer nach. Alsobald verschloß Anaxibios die Thore wieder, und ließ ausrufen, wenn noch ein Soldat in der Stadt sich fände, so solle er zum Sklaven verkauft werden. Mit großer Mühe erlangte Xenophon durch seinen Gastfreund Kleander die Erlaubniß, allein in die Stadt zu kommen, unter der Bedingung, daß er alsobald sich einschiffen wolle. Da nahm er Abschied und trennte sich vom Heere, welches, nach wenigen Tagen, auch den Cyrotades wiederum verjagte, weil er sein Wort nicht halten und Lebensmittel genug herbey schaffen konnte.

Die noch übrigen Anführer entzweyten sich. Einige wollten zu Seuthes, dem Könige der Thracier ziehen, der hatte durch schöne Pferde und schöne Mädchen sie bestochen; ein anderer wollte nach dem Chrosones, ein dritter nach Asien hinüber. Die

Zeit verstrich. Viele Soldaten verkauften die Waffen, schifften einzeln in ihr Vaterland oder ließen in den Pflanzstädten sich nieder.

Anaxibios hörte gern, daß die Truppen sich zerstreuten, denn er meynte Pharnabazos werde den geleisteten Dienst ihm reich vergelten. Er wurde bald darauf von seinem Posten abgelöst, begegnete unterwegs dem neuen Statthalter von Byzant, Aristarchos, und rieth ihm, gleich nach seiner Ankunft die zurückgebliebenen Kranken, nachher genesenen Soldaten des Cyrus zu verkaufen. Bis dahin hatte Kleanders Mitleid es verhindert und für sie gesorgt. Jetzt fielen an 400 Mann in Sklaverey. Aber Anaxibios erndtete nicht die Frucht seiner Tücke, denn als er, heim-schiffend, den Pharnabazos an sein Versprechen mahnen ließ, vernahm dieser kaum, er sey nicht mehr Admiral, als er seiner auch nicht weiter achtete. Da bat der Gereizte den Xenophon, eilig zum Heere abzusegeln, die noch vorhandenen Truppen nicht ferner zerstreuen zu lassen, die schon zerstreuten wieder zu sammeln und Alle zurück nach Asien zu führen. Xenophon gieng und wurde von dem Heere mit Freu-

den aufgenommen. Der Thracier Seuthes versuchte, unter mancherley Verheißungen, ihn anzuwerben, allein vergebens. Nur Neon mit 800 Mann trennte sich von den übrigen Griechen, als sie unter den Mauern von Perinthos angekommen waren. Doch zu der Ueberfahrt nach Asien fehlte es an Schiffen und als Xenophon deren zu miethen suchte, erschien Aristarchos, der neue Statthalter (gleich dem vorigen durch Pharnabazos gewonnen) verbot den Schiffern und Soldaten diese Ueberfahrt; und Xenophon, auf des Admirals Befehl sich berufend, mußte von Aristarchos hören: „Er ist nicht mehr Admiral. Fällt mir ein Ungehorsamer in die Hände, so lasse ich ins Meer ihn versenken." Mit diesen Worten gieng er in die Stadt und ließ am folgenden Tage die Anführer zu sich entbieten. Sie giengen und waren bereits den Thoren nahe, als dem Xenophon verrathen wurde, man werde in der Stadt ihn verhaften, auf der Stelle bestrafen oder dem Pharnabazos ausliefern. Da ließ er die Gefährten voran gehen unter dem Vorwand noch zu opfern. Sie kehrten bald zurück mit dem Befehl am Abend wieder zu kommen. Xenophon

merkte wohl, der Anschlag sey auf ihn gerichtet, darum erforschte er jetzt durch Opfer, ob er zum Seuthes dem Thracier ziehen solle? denn des Statthalters Kriegsschiffe machten die Ueberfahrt unsicher, und in Chersones (der Krimm) fürchtete er Mangel und des Aristarchos Obergewalt.

Durch günstige Opferzeichen ermuthigt, begab er sich bey Nacht mit wenigen Getreuen in das nicht ferne Lager des Seuthes, wurde von den Thraciern jubelnd, und von ihrem Könige nach alter Sitte, mit einem vollen Trinkhorn empfangen, und befragte diesen, ob er noch gesonnen, das Heer in Sold zu nehmen, wie er schon zweymal ihm entbieten lassen? und wozu er es gebrauchen wolle?

„Um, war die Antwort, das Land wieder zu „erobern, aus dem mein Vater vertrieben wor„den." Jedem Soldaten versprach er einen Kyzikrant, den Obristen doppelten, den Feldherren vierfachen Sold, dazu so viele Aecker und Vieh als sie begehren würden, und einen festen Platz am Meer.

„Allein gesetzt, fragte Xenophon weiter, „un„ser Vorhaben würde durch die Furcht vor Spar-

„ te vereitelt, würdest du denn wohl einen Flücht=„ ling in dein Gebiet aufnehmen?“ Seuthes gelobte, jeden Fliehenden als Bruder zu empfangen. Dem Xenophon wollte er seine Tochter geben, und dessen Tochter, wenn er eine habe, nach Thracischer Sitte kaufen, seine beste Seestadt ihr zum Wohnsitz einräumen. Da reichten sie einander die Hände.

Noch vor Tage kamen die Griechen zurück in das Lager. Einer neuen Vorladung des Aristarchos gehorchten die Anführer nicht, sondern versammelten das Heer, welchem Xenophon die bedenkliche Lage schilderte, und, troz Neons Abrathen es bewog ihm zu folgen. Seuthes kam entgegen, führte es am Mittage in wohlversehene Dörfer, wiederholte seine Versprechungen, und erklärte, daß er die Griechen weiter nicht als sieben Tagreisen führen wolle. Da gelobten sie ihm Beystand. Er zog die Anführer an seine Tafel. Ein Höfling gieng zuvor von einem zum andern, Jedem zuflüsternd, die Sitte erheische, wenn man bey dem Könige speise, ihn zu beschenken. Das thaten viele als der Becher kreiste. Der Eine verehrte ihm ein Roß, der andere einen Knaben, oder köstliche Gewänder

für seine Gemahlin; Timasion einen silbernen Becher und kostbare Teppiche. Gersippos ein Athenienser sagte: wer es vermöge, beschenke die Könige nach alter Sitte um sie zu ehren, die Unvermögenden aber würden von den Königen beschenkt.

Jetzt traf die Reihe den Xenophon, der, als der Geehrteste, dem Seuthes am nächsten saß und durch diesen Auftritt in Verwirrung gerieth, denn als er von Asien überschiffte, hatte er nichts als einen Knecht und sein Reisegeld. Jetzt that er einen starken Zug aus dem Horne, und sprach mit Zuversicht: „Mich selber schenke ich Dir, o Seu„thes! ich und Alle, die Du siehest, wollen als „deine Freunde Gefahren und Beschwerden mit „Dir theilen und, mit der Götter Hülfe, dein „väterliches Reich erobern helfen.“ Seuthes stand auf, leerte mit ihm das Horn und reichte es dem Nächsten. Spielleute und Gauckler traten herein, ergötzten die Versammlung und der König selber tanzte fröhlich.

Um den, des neuen Bündnisses noch unkundigen Feind unvorbereitet zu überfallen, traten sie in derselben Nacht, mit der Losung: Die Athenien-

ser, den Zug über das beschneyte Gebirge an, stürzten in die Ebene hinab, plünderten Dörfer, und erbeuteten gegen 1000 Sklaven, 2000 Ochsen, 10000 Schaafe. Die Dörfer steckten sie in Brand, um die Feinde zu schrecken. Die sämmtliche Beute hatte sich der König vorbehalten, und ließ durch seinen Höfling Heraklides zu Perinthos sie verkaufen, um den Sold der Griechen aus dem gelösten Gelde zu entrichten.

Bey weiterem Vorrücken litten sie viel durch heftigen Frost. Nasen und Ohren erstarrten und der Wein fror in den Schläuchen. Nun begriffen die Fremdlinge, warum die Thracier Fuchs-Kappen über Kopf und Ohren und lange, warme Kleider trugen.

Durch die Drohung, alle, durch die Flucht der Einwohner verödeten Dörfer zu verbrennen, bewog Seuthes die Greise, Weiber und Kinder zurück zu kehren, nur die junge Mannschaft blieb auf den Gebirgen. Wer von diesen gefangen wurde, den ließ der König durch Wurfpfeile tödten. Eben sollte dieses Schicksal auch ein schöner Jüngling erfahren, als Episthenes, der Knaben-Liebhaber, um

dessen Leben bat. „Willst Du für ihn sterben?“ fragte Seuthes. Alsobald rief Jener seinen Hals darbietend: „Schlag zu, wenn der Knabe es will, und Dankbarkeit gelobt.“

„Willst du“ fragte Seuthes den Knaben, daß „dieser an deiner Statt getödtet werde?“ — Demüthig bat der schöne Jüngling, ihrer beyder Leben zu schonen. Da umarmte ihn Episthenes, sprechend: „Nun lasse ich ihn nicht! Du mußt mit mir „Dich um ihn schlagen.“ Seuthes lächelte und gab nach.

Die Thracier aus den Gebürgen kamen herab, suchten Frieden, brachten Geiseln, doch nur um den Feind zu verkundschaften. Denn in der Nacht überfielen sie die Dörfer, in welchen die Griechen der Ruhe pflegten, schoßen und warfen in die Häuser, zündeten sie an und riefen bey Nahmen den Xenophon, dessen Haus schon brennte, er solle kommen um zu sterben, wenn er nicht in Flammen den Tod finden wolle. Aber ein Jüngling stieß ins Horn und alle Griechen stürzten aus den Häusern, die Thracier flohen, wurden Theils gefangen, kehr-

ten doch einzeln im Dunkeln zurück, und verwundeten Manchen, den des Feuers Helle verrieth.

Erschrocken eilte Seuthes mit seinen Reitern herbey. Die Geiseln übergab er dem Xenophon. Es waren die Aeltesten und Angesehensten der Bergbewohner.

Man beschloß die Berge zu erklimmen, denn schon war des Seuthes Macht durch Ueberläufer dreyfach verstärkt worden. Als die Feinde das gewahrten, kamen sie herab, baten demüthig um Frieden, versprachen, ihren Gehorsam zu verbürgen. Seuthes verweigerte den Frieden, wenn Xenophon den Ueberfall noch rächen wolle. Aber dieser sprach: Die Rache sey bitter genug, wenn sie Sklaven würden. Nur sollten künftig junge, rüstige Männer als Geiseln ausgehoben, die Alten daheim gelassen werden. So wurde der Vertrag geschlossen, das Heer rückte weiter und Heraklides kam zurück mit dem aus der Beute gelösten Gelde, wovon doch nur der Sold auf 20 Tage bestritten werden konnte. Xenophon machte ihm Vorwürfe, daß er nicht theurer verkauft, und im Nothfalle seine eigenen Kleider veräußert hätte. Da entrüstete sich Heraklides,

fürchtete auch wohl des Königs Gunst einzubüssen. Um dem vorzubeugen, verleumdete er den Xenophon bey seinem Herrn, und erregte dessen Unwillen, weil Jener immerfort auf den Sold der Griechen drang, obgleich selber, bey der Theilung, für jetzt auf jeden Lohn verzichtete. Schon schwankte er, bey des Königs Kälte, ob er noch ferner ihm dienen solle. Schon wurden auch die übrigen Anführer, unter dem Versprechen baldiger Zahlung eines mehr als zweymonatlichen Soldes, ermuntert, sich an des Heeres Spitze zu stellen; allein sie erklärten sämmtlich: keine glänzende Zusage werde sie bewegen, den Zug ohne Xenophon fortzusetzen. So kam alles wieder, dem Scheine nach, in das alte Gleis. Siegreich zogen sie weiter, aber des Königs Vertrauen blieb geschwächt. Von den Seestädten, die er dem Xenophon zu übergeben versprochen, war nicht mehr die Rede, und wenn dieser mit ihm sprechen wollte, wandte er Geschäfte vor. Auch die murrenden Soldaten äußerten Argwohn gegen ihren Feldherrn.

Zwey Monate mogten auf diese Weise verstrichen seyn, als Spartaner anlangten um das Grie-

chische Heer, in einem Kriege gegen Tissaphernes, für ihren Staat in Sold zu nehmen. Der Thracier, dessen Macht indessen so angewachsen, daß er die Verbündeten entbehren zu können vermeynte, willigte gern darein, sie abzutreten, theils um der Zahlung des Soldes dadurch enthoben zu werden, theils um mit Sparta sich zu befreunden.

Gastfrey bewirthete er die Abgeordneten, doch weder den Xenophon noch die übrigen Feldherren lud er ein. Auf die Frage der Ankömmlinge: welch' ein Mann dieser Xenophon sey? schalt er ihn nicht, nannte ihn blos einen Soldaten-Freund, dem das Heer anhänge. Sollte er unserm Auftrage zuwider seyn? fragten sie weiter.

Versprecht nur den Truppen Sold, erwiederte Heraklides, so werden sie Euch zulaufen, ohne seiner zu achten. Wirklich führten am andern Morgen Seuthes und sein Höfling die Gesandten zu dem Heere, welches, da es von Dariken hörte, sogleich bereitwillig war. Auch trat alsobald ein Arkadier als Xenophons Ankläger auf. Seuthes, der das Griechische ziemlich verstand, auch einen

Dollmetscher bey sich hatte, blieb, um den Ausgang zu erlauern.

Der Arkadier hub an: „Längst schon wären wir „bey Euch, Ihr Lacedämonier, hätte nicht Xeno„phon durch glatte Worte zu einem harten Win„ter-Feldzug uns verleitet, von dem wir allein „die Beschwerden getragen, er allein den Vor„theil gezogen. Ihn hat Seuthes reich gemacht, „uns nicht einmal den Sold gezahlt. Gern woll„te ich diesen entbehren und alle Beschwerden ver„gessen, wenn ich nur den Xenophon steinigen sä„he.“ Aus gleichem Tone sprachen Mehrere.

Da erhub sich Xenophon: „Was muß der „Mensch nicht erfahren! angeklagt werde ich für „meine Wohlthaten. Schon war ich auf dem „Heimwege, da kehrte ich plötzlich um zu Euch, „nicht weil es Euch wohl gieng, nein, beym „Zeus! weil ihr in Noth wart und ich helfen woll„te wo ich könnte. Ihr wißt, wie dieser Seuthes „mich vergebens durch große Zusagen gelockt; Ihr „wißt, daß ich nach Asien Euch führen wollte; „Ihr wißt wie der Statthalter es gehindert; ein„müthig beschloßt Ihr, dem Thracier zu folgen.

„Was hab' ich denn nun verschuldet? Hab' ich
„ihn noch gerühmt, seit er um den Sold Euch
„betrogen? dann mögt Ihr mich hassen und ver-
„folgen. Doch wenn ich meine Gesinnung gegen
„ihn geändert, bin ich strafbar, daß ich lieber
„Euer Freund seyn wollen als der Seinige? —
„Ihr meynt, ich wäre von ihm bestochen und wol-
„le das Eurige nun Euch vorenthalten? — Ver-
„sucht es, fodert Euern Sold von ihm, dann muß
„er ja zurück fodern was er mir gegeben? Allein
„er gab mir nichts. Ich schwöre bey allen Göt-
„tern! nicht einmal was mir gebührt hab' ich
„empfangen. Da steht er und hört meinen Schwur.
„Er bezüchte mich des Meyneids, wenn er kann.
„Vernehmt's und erstaunt noch mehr! nicht ein-
„mal gleich den übrigen Feldherren und Obristen
„bin ich von ihm begabt worden. Und warum be-
„gehrte ich nichts? um den Freund, dessen Man-
„gel ich theilte, mir im Glücke fester zu verbin-
„den. Jetzt ist er im Glücke und ich erkenne sein
„Gemüth."

„Doch schämst Du Dich nicht — hör' ich fra-
„gen — von ihm so hintergangen zu seyn? —

„ Ja, beym Zeus! ich würde mich schämen, wenn
„ es mir vom Feinde wiederfahren wäre, aber
„ von Freunden betrogen zu werden, ist min-
„ der schimpflich als sie zu betrügen. Euern Sold
„ zu verweigern bleibt ihm kein gerechter Vor-
„ wand, denn wir haben ihm treu gedient und ge-
„ horcht. Man hätte, werdet Ihr sagen, gegen
„ seinen Betrug Euch sicher stellen sollen, damit
„ er, auch mit bösem Willen, es nicht vollführen
„ können? — Hört meine Antwort, die Euer Un-
„ dank mir in seiner Gegenwart auspreßt. Ge-
„ denket der Lage, aus der ich Euch errettet! Ari-
„ starchos verschloß die Thore. Unter freyem Him-
„ mel mußtet Ihr im Winter bleiben; wenig brach-
„ te man Euch zu kaufen, und Ihr hattet kein
„ Geld auch dieß Wenige zu kaufen."

„Wegschiffen konnten wir nicht, und wenn wir
„ blieben, so standen wir in Feindes Gebiet, ohne
„ Reiterey noch leichtes Fußvolk, die er in Men-
„ ge uns entgegen stellte; wir konnten in die Dör-
„ fer dringen; doch durch Schnelligkeit Sklaven
„ oder Vieh erbeuten, das konnten wir nicht.
„ Durch die Verbindung mit Seuthes hob ich alle

„diese Schwierigkeiten; that ich denn Unrecht? „und hab' ich den Tod verdient, weil ich keinen „Sold Euch schaffen konnte?"

„Wie verlaßt ihr Thracien? Ihr habt den „Winter im Ueberfluß auf fremde Kosten verlebt, „habt, von des Seuthes Gaben noch etwas er„spart und von Euren Gefährten keinen sterben „sehen, keinen vermißt. Der alte, in Asien er„worbene Ruhm ist Euch erhalten und in Europa „noch vermehrt worden. Mich dünkt, Ihr soll„tet, statt auf mich zu zürnen, den Göttern dan„ken. Schaut hingegen auf mich, wie anders „meine Lage! Als ich zum Erstenmal von Euch „nach Hause schiffte, war ich berühmt im Heere „und durch Euch bey allen Griechen; selbst die „Spartaner vertrauten mir, denn sie waren es, „die mich unter Euch zurücksandten. Jetzt gehe „ich zu Ihnen als ein Angeklagter, und Seuthes, „bey dem ich einst für mich und meine Kinder ei„ne Freystatt zu finden hoffte, ist um Euretwillen „auch mein Feind geworden. Ihr aber, für die „ich leide, zu deren Vortheil ich noch jetzt nach „Kräften handle, Ihr hegt eine widrige Mei-

„ nung von mir! Habt Ihr doch nicht als einen
„ Flüchtling mich aufgerafft. Tödtet Ihr mich, so
„ raubt Ihr einem Manne das Leben, der viele
„ Nächte für Euch durchwacht, Mühseligkeiten und
„ Gefahren mit Euch getheilt, oft mehr als seine
„ Pflicht gethan; der unter den Barbaren, durch
„ der Götter Gnade und mit Eurer Hülfe, Sie-
„ gesdenkmäler errichtet und endlich noch verhütet
„ hat, daß Griechen Eure Feinde würden. Ihr
„ dürft gehen wohin Ihr wollt zu Wasser und zu
„ Lande; Ihr lebt im Ueberfluß und schifft nach
„ dem lange ersehnten Ziele; die mächtigen Lace-
„ dämonier nehmen Euch in Sold, stellen treffli-
„ che Feldherren an Eure Spitze, und — es dünket
„ Euch an der Zeit, mich eilig hinzurichten. So
„ wart Ihr nicht gesinnt in der Noth, Ihr, denen
„ das Gedächtniß so treu ist. Damals nanntet Ihr
„ mich Vater, wolltet meiner stets als eines Wohl-
„ thäters gedenken. Welche Meynung sollen diese
„ Spartaner von Euch fassen? Sie mögen rich-
„ ten."

Er schwieg. Chereminos, der Lacedämonier, trat auf, nannte den Haß der Soldaten ungerecht

und bezeugte, daß Seuthes nichts an ihm zu tadlen gewußt, als daß er den Truppen zu sehr ergeben sey, wodurch er des Königs Neigung verscherzt, und die der Spartaner nicht gewinnen würde.

Dann foderte ein Arkadier von diesen, daß sie, zum Erstenmal als Feldherrn sich beweisend, vom Thracien den Sold mit Güte oder Gewalt zu erlangen streben, und die Griechen eher nicht hinweg führen sollten. Und der Athenienser Polykrates nahm das Wort, auf den Heraklides deutend: „Dieser Mann hat die von uns erkämpften Güter empfangen, verkauft, und das gelößte Geld unterschlagen. Von ihm allein müsse es gefodert werden, denn er ist kein Thracier, sondern ein Grieche, der Griechen betrogen hat.“

Heraklides, erschrocken, flüsterte dem Seuthes zu, es sey gefährlich hier länger zu verweilen. Beyde warfen sich auf die Rosse und flohen zu ihrem Lager. Von dort aus unterhandelte Seuthes noch einmal mit Xenophon. Die alten Zusagen erinnernd, wollte er ihn bewegen, mit 1000 Schwerbewaffneten bey ihm zu bleiben, warnte ihn auch insgeheim vor

den Lacedämoniern, die ihn würden hinrichten lassen. Gleiche Warnungen empfieng er von mehreren Gastfreunden. Aber die Opfer entschieden, daß er den Seuthes verlassen solle.

Dieser entfernte nun sein Lager von dem der Griechen, die, bis zu ihrer Einschiffung, in Dörfern zehrten, welche Medosades, einer seiner Günstlinge besaß. Der kam erbittert, sammt einem mächtigen Odrysen aus dem Gebirge herab, stellte Xenophon zur Rede wegen Verwüstung seiner Dörfer, und sprach: „Wir deuten Euch an, ich im Namen „des Seuthes, und dieser Mann im Namen des „Medokas, Königs von Oberthracien, daß Ihr „aus dem Lande weichet; wo nicht, so werden „wir Euch vertreiben.“

„Kaum mag ich Dir antworten“ sagte Xeno„phon, „doch es geschehe um dieses Fremdlings „willen, damit er Euch und uns kennen lerne. „Ehe wir Eure Freunde wurden, durchzogen wir „dieses Land und hausten darin nach Gefallen. „Ihr zeigtet Euch nur verstohlen, und bey Nacht „blieben Eure Pferde gesattelt als im Lande eines „Mächtigeren. Nun Ihr unsere Freunde gewor-

„den, und durch unsere Waffen es besitzt, nun
„wollt Ihr uns heraus treiben. Statt mit Ge-
„schenken uns zu entlassen, mißgönnt Ihr uns so-
„gar den Lager-Platz.“

„Du lebtest nur vom Raube ehe wir dich reich
„gemacht, und nun schämst Du dich weder vor
„den Göttern noch vor diesem Manne, so zu re-
„den? Warum wendest Du dich an mich? bin ich
„doch kein Feldherr mehr; habt Ihr doch die Trup-
„pen, ohne meine Zustimmung, den Lacedämo-
„niern überlassen. Mir hätte dieß gebührt, um
„dadurch die Liebe derer wieder zu erlangen, de-
„ren Haß mich trifft, weil ich sie zu Euch ge-
„führt.“

Der Odryser, das vernehmend, sprach: „Me-
„dosades, ich schäme mich vor Dir. Hätte ich das
„zuvor gewußt, nimmer würde ich Dich begleitet
„haben. Jetzt scheide ich von Dir, denn mein
„König mag seine Wohlthäter nicht vertreiben.“

Mit disen Worten ritt er davon. Medosades
wollte nun an die Spartaner sich wenden; Xeno-
phon gab ihnen Nachricht davon und ermahnte sie,
auf dem Solde zu bestehen. Sie thaten es tro-

hend. Da versprach Medosades demüthig, ihre Forderung zu unterstützen, wenn sie selber mit zum Könige sich verfügen, oder den Xenophon abordnen wollten. Das Letztere geschah. Und Xenophon sprach zu Seuthes; „Ich komme nicht um zu bit„ten, sondern um Deinen ungerechten Zorn durch „Ueberredung zu entwaffnen. Denn ich habe für „das Heer nur gefodert, was du freywillig ver„sprochen hattest. Dir würde es nicht minder „vortheilhaft gewesen seyn, zu bezahlen, als den „Truppen bezahlt zu werden. Sie und die Göt„ter haben Dich auf einen glänzenden Thron er„hoben. Deine guten oder bösen Thaten können „da nicht verborgen bleiben. Einem großen Man„ne ziemt Undank nicht, am größten erscheint er, „wenn er nie sein Wort verletzt. Ohnmächtig und „verachtet sind die Wort-Brüchigen; allein „der Wahrhafte würkt durch sein Wort mehr, „als jene durch Gewalt; seine bloße Drohung ist „gefürchteter als die Strafen Jener; durch ein „Versprechen erlangt er mehr, als Jene durch „Gaben. Du hast uns nichts gegeben, sondern „nur versprochen, und dadurch ein Heer bewogen,

„ Dir eine Herrschaft zu erobern, die wohl von „ höherem Werthe ist, als die 50 Talente, welche „ wir zu fodern haben. Auf Treu und Glauben „ haben wir Dir beygestanden, und Treu und „ Glauben verkaufst Du jetzt für jene Summe. „ Mögtest Du die erworbene Herrschaft dagegen „ vertauschen? oder scheint sie Dir nicht wichtiger „ als dieß Geld, wär' es auch noch mehr? — Sie „ nicht zu behaupten wäre schimpflicher, als sie nie „ erlangt zu haben; so wie es leichter ist, arm zu „ seyn, als zu werden, leichter, nie geherrscht „ zu haben, als vom Throne herabzusteigen. Nicht „ Neigung, sondern Zwang hat Dein Volk Dir „ unterworfen, nur die Furcht erhält es Dir. Was „ sollen sie aber fürchten, wenn Deine Treulosig- „ keit jetzt und künftig uns und Andere verscheucht? „ Ihnen mangelt nicht Muth, sondern ein tapfe- „ rer Anführer. Wie? wenn sie Einen der von „ Dir Beleidigten dazu wählen? oder wenn die „ mächtigen Spartaner ihre neuen Söldner ver- „ treten? — Lieber werden die Thracier gegen Dich, als für Dich streiten, denn als Deine Ueberwinder hören sie auf Deine Sklaven zu seyn. —

„Und liegt Dir nicht ob für das Land zu sorgen, „dessen Herr Du geworden? und meynst Du, es „werde minder leiden, wenn die Griechen, das „Ihrige empfangend, friedlich abziehen, als wenn „sie bleiben und feindlich es rauben? Du aber, „um mit Gewalt ihrer los zu werden, mehr „Truppen als sie zählen besolden mußt? — Hera„klides nennt die gefoderte Summe groß. Zah„len bestimmen das nicht, sondern das Vermö„gen des Gebers. Deine Einkünfte sind in die„sem Jahre größer, als der Werth aller Deiner „vorigen Besitzungen, und Du kannst die ganze „Summe jetzt leichter zahlen, als zuvor den zehn„ten Theil. Ich rede als Dein Freund. Zeige „Dich der Götter Gaben würdig und stelle meinen „Ruhm beym Heere wieder her. Ich fodere Dich „selbst und die Götter zu Zeugen, daß ich, was „den Truppen gebührt, nie für mich begehrt, ja „nicht einmal um das mir Versprochene Dich ge„mahnet habe. Nur zugleich mit Jenen wollt' ich „es empfangen, das schwör' ich Dir!

„Doch alles dessen achtet Heraklides nicht, „wenn er nur Gold, gleichviel wie, zusammen

„ scharren kann. Aber die höchsten Güter eines
„ Mannes, vor allen eines Königes, sollen Tu=
„ gend, Gerechtigkeit und Edelmuth seyn. Mit
„ diesen ist er reich an Freunden Alle freuen sich
„ seines Glückes, alle helfen ihm gern im Un=
„ glücke."

„ Daß ich Dein wahrer Freund gewesen, ha=
„ ben meine Handlungen Dir bewiesen, und selbst
„ die Klagen, welche, in Deiner Gegenwart, die
„ Soldaten gegen mich erhoben, sind Beweise da=
„ von. Denn würden sie argwöhnen, du hättest
„ mich bestochen, wäre nicht meine Neigung zu Dir
„ unverhohlen gewesen? Du, der Du mich so
„ freundlich aufgenommen mit Worten, Blicken
„ und Gastgeschenken, ehe ich noch für Dich ge=
„ fochten, Du könntest jetzt, nachdem ich Deine
„ Größe, so viel in meinen Kräften stand, beför=
„ dert, der Verachtung meiner Kriegsgefährten
„ mich Preiß geben? Du könntest ungerührt die
„ Klagen Deiner Wohlthäter hören? – Nein, Du
„ wirst Wort halten, und thust Du es, so bitte
„ ich Dich, so zu verfahren, daß ich die Ach=

„ tung wieder gewinne, in deren Besitz ich war, „ als ich zu Dir kam.“

Beschämt ergrimmte Seuthes gegen den, der ihn verleitet mit dem Sold zu zögern. „Ich will „ ihn zahlen, sagte er, „und war nie gesonnen „ Euch zu betrügen.“

„So zahle durch mich,“ sprach Xenophon, „ auf daß mein Ansehen im Heere wieder her= „ gestellt werde.“ Seuthes gelobte ihm, seine Ehre nicht zu kränken, und wiederholte glänzende Erbietungen, wenn er mit 1000 Schwerbewaffne= ten bey ihm bleiben wolle, das auch wegen seiner Sicherheit, für ihn am gerathensten sey. Aber Xenophon lehnte es dankbar ab, und gelobte künf= tig ihm nützlich zu werden, wo sein Ansehen es verstatte.

Nicht mehr als ein Talent hatte Seuthes baar, das gab er, und 600 Ochsen, 4000 Schaafe und 120 Sklaven. Alles brachte Xenophon zu den Griechen, unter denen schon das Gerücht sich verbreitet hatte, er bleibe dort und habe alles Versprochene für sich empfangen. Darum strömten sie jetzt freu= dig ihm entgegen, und er übergab, was er gerettet,

den Lacedämoniern um es zu vertheilen. Das geschah, doch nicht ohne Murren der Soldaten gegen die Beute-Verkäufer.

Xenophon, der nicht dabey erschien, wollte nun heim reisen, wurde jedoch von seinen Freunden überredet, das Heer nicht eher zu verlassen, bis er dem spartanischen Feldherrn Thimbro es übergeben hätte. Sie schifften nun nach Lampsakos, wo ein Wahrsager dem Xenophon zu seiner Rettung Glück wünschte, und nicht glauben wollte, als dieser ihm betheuerte, er könne nicht einmal heim reisen, ohne seine Pferde und Gepäck zu verhandlen. Wirklich verkaufte er hier aus Noth sein Lieblings-Roß, welches jedoch von seinen Freunden zurückgekauft und ihm geschenket wurde. Er führte nun das Heer bis Pergamos, wo er in Erfahrung brachte, daß ein reicher, vornehmer Perser, Asiodotes, mit Weib und Kind und Schätzen, nicht fern hause und in der Nacht wohl könne aufgehoben werden. Dieses letzte Abentheuer unternahm er mit den Getreuesten. Es mißlang zum erstenmal, trotz der günstigen Opferzeichen, glückte aber zum zweytenmale, und die Beute war so reich, daß er nun

auch Andern wohlthun konnte. Zu Pergamos übergab er dann dem Thimbro die Truppen, der sie zu dem, gegen Persien versammelten, Heere stoßen ließ. In 15 Monaten hatten sie 215 Tagemärsche zurück gelegt.

Nachschrift.

Als Geschichtschreiber mag Xenophon wahl groß erscheinen, als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem Gewalt immer auch Recht war. Ob er eine Bande von 10, oder von 10000 Mann commandirte, das gilt gleich. Alle, die nicht für eine gerechte Sache kämpfen, sind nicht Soldaten, sondern Räuber. Xenophon und seine Griechen unterscheiden sich in nichts von den Söldnern des Mittelalters, die auch nie fragten: warum ziehen wir aus? Sondern, wer bezahlt uns? und wurde diese Frage genügend beantwortet, so schlugen sie zu, gleichviel warum? für wen? und gegen wen?

Die Perser hatten ganz Recht, solche Vagabunden vertilgen zu wollen. Jeder Monarch in unsern Tagen würde, an des Artaxerxes Stelle, eben so gehandelt haben. Daß Tissaphernes die Feldherren auf solche tückische Weise in seine Gewalt brachte, war freylich ein schlechter Streich; daß aber der König sie hinrichten ließ, daran geschah ihnen ganz recht, sogar nach Xenophons eigener Erzählung; wie würde die Sache uns erst erscheinen, wenn wir sie in einem guten, persischen Geschichtschreiber läsen! Da würde sich vielleicht finden, daß Klearch wirklich mit Verrath umgieng. Xenophon mag nichts davon gewußt haben, denn Klearch war verschwiegen in solchen Dingen, das hatte er schon bewiesen, da er der einzige Grieche war, der um des Cyrus brudermörderischen Vorsatz wußte. Ein Mann, der, gleich nach dem Tode des Cyrus, einen General dieses Prinzen auf den Thron heben wollte, konnte auch noch einige Monate später einen ähnlichen Gedanken fassen und blieb immer ein sehr gefährlicher Mann. Alle seine Betheuerungen, daß er bloß dem Cyrus angehangen, nun aber durchaus nichts feindliches gegen den König im Schilde füh-

re, mußten, durch seine Unterhandlung mit Ariäos, den Glauben verlieren, und es war nicht zu zweifeln, daß er seinen Arm einem jeden Wagehalse vermiethen würde, der ihn bezahlen konnte. Nach seinem Tode war und blieb das griechische Heer nichts weiter als eine Räuberbande, denn nicht die Zahl der Streitenden, sondern die Rechtlichkeit des Kampfes machen den Unterschied zwischen Räubern und Soldaten. Darum nennen auch die Franzosen in unsern Tagen die Spanier Banditen, wenn sie gleich viele Tausend Mann stark sind.

Ja, wenn die Griechen nur aus Noth geraubt und geplündert hätten, so mögte es noch hingehen; aber Xenophon, dieser Schüler des Sokrates, ist unverschämt genug an mehreren Stellen zu bekennen, daß die infamsten Raubzüge blos deshalb unternommen wurden, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen; ja seine letzte Heldenthat, der nächtliche Einbruch beym Asidotes, geschah blos in dieser Absicht, denn man erfährt durchaus nicht, daß dieser Mann die Griechen auf irgend eine Weise beleidigt habe. Er war ein Perser, das

ist Alles, was Xenophon gegen ihn vorbringen kann.

Nur in einer Rücksicht scheint mir dieß Büchlein von Nutzen für den Krieger; nemlich, es ist daraus zu lernen, wie man den Soldaten am Gängelbande führen kann; denn es ist nicht zu leugnen, daß Xenophons Reden von tiefer Menschenkenntniß zeugen. Sonst aber mögte seine Geschichte, (deren Wahrhaftigkeit wir nicht einmal beprüfen können) in jeder andern Rücksicht schädlich seyn, da sie so laut den verfluchten Satz predigt, daß man Alles kann und darf, wozu man die Gewalt in Händen hat.

Auch die Verdienste Xenophons als Feldherr waren wohl bey weitem nicht so groß, als man sie, aus langer Gewohnheit zu machen pflegt, denn es muß auch einem Layen in der Kriegskunst auffallen, daß alle Völker, die sich ihm entgegen stellten, durch Feigheit oder Dummheit ihm sehr leichtes Spiel machten. So ist denn die Nachwelt blos durch eine geschickte Feder und durch den Namen der Griechen bestochen worden.

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen nach des Königs Tode verließ der ganze Hof St. Germain. Nur der Leichnam blieb zurück, und niemand bey ihm, als die wenigen, die ihr Amt dazu nöthigte. Alle die Höflinge, die noch am Abend zuvor sich zu ihm drängten, kehrten ihm jezt gleichgültig den Rücken, und eilten nach Paris, um der Regentin zu huldigen. Das Volk lief hin, den Leichnam anzugaffen, nicht bekümmert, nur neugierig. (Die Egyptier pflegten Gericht zu halten über ihre verstorbenen Könige. Das war wohl unnöthig, denn an jedem fürstlichen Paradebette richtet das Volk.)

Für die unbefangenen Beobachter gewährte der Hof, schon in den lezten Tagen Ludwig des XIII. ein seltsames Schauspiel. Auf allen Gesichtern neue Spekulationen. Ueberhaupt viele neue Gesichter. Die Prinzen von Geblüt sahen einander etwas mißtrauisch an, und erschienen mit zahlreicherem

Gefolge. Die Königin verdoppelte aus Vorsicht ihre Wachen. Alle waren in höchster Spannung. Alle, mit der werdenden Regierung mißvergnügt, oder die an Richelieu sich zu rächen wünschten, schlossen sich an die Königin, nicht zweifelnd, daß auch sie, die so viel gelitten, nach Rache dürste. Aber sie ahmete Ludwig XII. nach, der, als er den Thron bestieg, erklärte: der König wisse nichts mehr von den Händeln des Herzogs von Orleans. Diese Milde hat manches Uebel während ihrer Regentschaft veranlaßt.

Die Königin fand die Straße nach Paris mit jauchzendem, segnendem Volke bedeckt. Jedermann sah mit Entzücken den jungen König in ihren Armen. In der Hauptstadt kamen die Gerichtshöfe ihr entgegen; die Prinzen huldigten ihr, und niemand wagte, ihre glückversprechende Regentschaft anzutasten. Zum Erstenmal übte sie die neue Gewalt, indem sie einige, um ihretwillen verbannte, Damen zurück berief, unter andern Madame de Hautefort, der sie ihre eigene Sänfte schickte, und ihr eigenhändig ein sehr zärtliches Billet dabey schrieb. Der lezte Wille des Königs hatte der

Regentin einen geheimen Rath bestimmt, der ihre Gewalt beschränkte, und dessen Mitglieder zum Theil verhaßte Creaturen Richelieu's waren. Das Parlament ergriff die günstige Gelegenheit, um sein altes Ansehen wieder herzustellen; es erbot sich, diese Anordnung zu vernichten: ein, der Königin willkommenes Erbieten. Oeffentlich und feyerlich wurde die Regentschaft ohne Einschränkung ihr übertragen. Als die Stimmen gesammelt wurden, gab Monsieur, des verstorbenen Königs Bruder, ihr die seinige ohne alles Bedenken: der Prinz von Condé hingegen schien ein wenig zu schwanken, doch erklärte auch er seine Zustimmung, weil man es wünschte. Nun war die Königin freygebig und fast verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen, besonders schien der junge Herzog von Beaufort eine Zeitlang Herr am Hofe, denn in des Königs lezter Krankheit hatte sie ihm die Obhut ihrer Kinder anvertraut, eine Auszeichnung, die ihm plötzlich grosses Ansehen erwarb. Anfangs glaubte jedermann, der Bischoff von Beauvais würde an die Spitze der Geschäfte treten, zumal da die Königin ihm den Kardinalshut kommen ließ; allein er besaß weder

Kraft noch Fähigkeit dazu, und sie, von Natur bequem, jezt mit einer so großen Bürde plötzlich belastet, fühlte, daß ein anderer Mann ihr nothwendig sey. Damals wußte der schlaue Cardinal Mazarin ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht war es ein Engländer, der damals durch ein einziges Wort das Schicksal Frankreichs auf lange Jahre bestimmte. Mylord Montaigu nemlich gehörte schon lange zu dem engern Cirkel der Königin, und wurde von ihr geschätzt. Eines Tags fragte sie ihn: was er von Mazarin halte? — Er ist in allem das Gegentheil von Richelieu, war seine Antwort, welche zum Theil den Entschluß der Königin bestimmte. Einer der ersten und fürwahr scharfsinnigsten Rathschläge, den er ihr gab, war: die Creaturen Richelieu's nicht zu verderben, (wie sie anfangs wollte) weil diese, von jedermann gehaßten, Menschen, jezt keinen andern Schutz hätten, als den ihrigen, und ihr folglich um so treuer dienen würden. Sie befolgte seinen Rath, und befand sich wohl dabey. Unter den Damen am Hofe giengen manche Veränderungen vor, die oft wichtiger schienen und wichtiger behandelt wurden,

als Staatsgeschäfte. So zum Beyspiel verlohr Madame de Brassac ihren Posten als Ehrendame, obgleich die Königin große Achtung für sie hegte, die sie ihr noch zulezt auf eine besondere Art bewieß. Madame de Brassac nemlich befand sich bey ihrem Lever, als zufällig die neue Ehrendame nicht zugegen war. Darum brachte die erste Kammerfrau ihr das Hemde, um es der Königin zu überreichen; aber die Bescheidene weigerte sich, die Ehre anzunehmen. Da wurde die Königin ganz gerührt von ihrer Demuth, nahm selbst das Hemde aus den Händen der Kammerfrau, und gab es sehr verbindlich der Madame de Brassac, um es von ihr wieder zu empfangen. Das bewegte diese bis zu Thränen, und mit weinenden Augen erfüllte sie noch einmal die erhabene Pflicht. An ihre Stelle war nun die zurückberufene Marquise de Senecey getreten, um die in ihrer Verbannung sich niemand bekümmerte, die aber just so zahlreiche Besuche, und zwar im Bette liegend, empfieng, daß sie sich in allem Ernst beklagte, der Ellnbogen, auf dem sie, während dieser Besuche, sich stützen müßte, sey ihr geschunden.

Diese Dame und Madame de Hautefort — an welche die Königin eigenhändig geschrieben hatte: „Kommen Sie, liebe Freundin! ich sterbe vor Ungeduld, Sie zu umarmen" glaubten sich fest in ihrer Gunst, zumal da sie beyde dem spanischen Hofe anhiengen; aber sie fanden bald, daß man auf die Herzen der Großen nicht bauen darf. Anna von Oestreich war jezt Regentin und Mutter zweyer Prinzen, folglich keine so liebevolle Schwester mehr. Madame de Hautefort nahm sich die Freyheit, die Wahl der Königin in der Person des Kardinals Mazarin laut zu mißbilligen. Anna erfuhr und empfand es schmerzlich. An einem sehr schwülen Abend stand sie im Louvre am offenen Fenster in ihrem großen Kabinet, sprach sehr lange mit einigen Vertrauten über diesen Gegenstand, und trug ihnen auf, ihrer alten Freundin mehr Geschmeidigkeit einzuflößen. Diese befand sich eben mit Frau von Motteville in dem anstossenden Kabinet, und, gewöhnt alle Geheimnisse ihrer Gebieterin zu theilen, äusserte sie die ungeduldigste Neubegier. Frau von Motteville, die auch erst kürzlich wieder am Hofe erschienen war,

noch keine Rolle spielte, sondern nur als Zuschauerin sich an den mannichfaltigen Hofkabalen ergözte, ließ sie endlich allein, um sich schlafen zu legen. Da benutzte Madame de Hautefort die Dunkelheit, (denn die Königin hatte kein Licht im Zimmer) um sich horchend näher zu schleichen. Sie vernahm die Klagen ihrer erhabenen Freundin, sie vernahm die Antwort derer, die sie nur schwach vertheidigten. Das konnte die boßhafte Frau nicht länger ertragen. Plötzlich trat sie hervor, und vertheidigte sich selber mit großer Heftigkeit, die sogar in Vorwürfe gegen ihre Gebieterin ausbrach. Die Königin stutzte anfangs über ihre Kühnheit, faßte sich aber, und sagte: es sey ihr lieb, daß Madame de Hautefort sich zum sprechen herabgelassen, und dadurch erfahren, was man an ihr tadle. Die Angeklagte begriff endlich, daß auch die zärtlichste Freundschaft der Großen erkaltet, wenn man nicht ihrer Meinung ist. Sie fügte sich in die Zeit, und gelobte Besserung. Die Königin reichte ihr freundlich die Hand zum Versöhnungskusse, und fügte lachend hinzu: „damit unser Friede vollkommen sey, müssen Sie mir auch

den kleinen Finger küssen, denn es ist der Herzensfinger." — Dies huldvolle Betragen hätte Madame de Hautefort für immer geschmeidig machen sollen; allein ihr war unmöglich, sich zu verstellen, und diese, am Hofe so lästige Tugend der Aufrichtigkeit kostete sie bald nachher die Gunst der Königin. Indessen stand der Kardinal noch immer nicht allzufest auf dem Gipfel der Größe; aber ein kleines Abentheuer — (guter Gott! woran knüpfst du doch bisweilen das Schicksal eines Staates!) — verschaffte ihm den Sieg über seine wichtigsten Feinde. Frau von Motteville meynte, und sie hat Recht, die Grundursachen des Umsturzes der Reiche finden sich entweder in der Schönheit oder in der Bosheit der Damen. Madame de Chevreuse hatte eine Stieftochter, die Herzogin von Mombazon, eine sehr schöne und galante Dame. Der oberwähnte Herzog von Beaufort, ein jüngerer Prinz aus dem Hause Vendôme, war in die Mutter verliebt, und das knüpfte beyde Damen an die, den Kardinal hassenden, Vendômes, welche man les importans zu nennen pflegte. Hingegen begünstigte Madame la Princesse (so nannte man die

Gemahlin des Prinzen von Condé) de Kardinal, weil sie den Großsiegelbewahrer Chateauneuf haßte. Ihre Tochter, die Herzogin von Longueville, hatte wieder mancherley Ursache, Madame de Mombazon zu hassen, denn erstens waren beyde sehr schön, und zweytens macht ihr Gemahl jener den Hof. Alle diese kleinen, armseligen Verhältnisse muß man wissen, um den Faden zu entwirren, aus dem das Folgende sich entspann. Es war eines Tags große Gesellschaft bey Madame de Mombazon. Eine ihrer Damen fand im Zimmer einen Brief, den sie aufhub, und ihrer Gebieterin brachte. Es war ein zärtliches Liebesbriefchen von Frauenzimmerhand geschrieben. Natürlich gewährte es der Gesellschaft eine sehr angenehme Unterhaltung. Man wurde neugierig, man vermuthete, man argwöhnete, und endlich kam man darinn überein, ein gewisser Colligni habe ihn verlohren, der kurz zuvor hinaus gegangen, und von dem man sich ins Ohr flüsterte, er sey in die Herzogin von Longueville verliebt, die ihn auch nicht hasse.

Zwar stand diese Dame bisher im Rufe einer unbefleckten Tugend, und die flüsternde Gesellschaft

mogte wohl selber nicht glauben, was ihre Bosheit ausgebrütet hatte; aber es war doch einem Jeden so angenehm, die Vermuthung im Vertrauen weiter zu erzählen; sie lief von Munde zu Munde und gelangte endlich bis zu den Ohren der Hauptperson, die sehr geneigt war, keinen Lärm davon zu machen. Ihre Mutter hingegen wüthete. Das königliche Geblüt schien ihr beschimpt, diese Beschimpfung ein Majestäts-Verbrechen; sie foderte laut Genugthuung von der Königin. Siehe da plötzlich den ganzen Hof getheilt; die Damen für Madame la Princesse, die Herren für Madame de Mombazon, die bey dieser Gelegenheit von nicht weniger als vierzehn Prinzen besucht wurde.

Aber es trat ein Ritter auf, der sie alle vierzehn überwog: der Herzog von Enghien, der Bruder der schönen Beleidigten, der eben eine wichtige Schlacht gewonnen hatte, und der mit Achtung und Schonung behandelt werden mußte, aus Furcht er könne die Ruhe der Regentschaft trüben. Die Königin selber besuchte seine Schwester, um sie zu trösten. Da warfen Mutter und Tochter sich ihr zu Füssen und baten mit Thränenströmen um Gerech-

tigkeit. Die Königin versprach es, und der schlaue Kardinal ergriff die Gelegenheit, um die Vendômes zu stürzen. Es wurde entschieden, daß Madame de Mombazon sich zu der Prinzessin begeben, und ihr öffentlich Entschuldigungen machen sollte. Aber wie? in welchen Ausdrücken? das zu ordnen war noch eine der wichtigsten Staats-Angelegenheiten. Da sah man die Königin und die tobende Prinzessin in dem einen Zimmer, Madame de Chevrense und den Cardinal in dem andern, und der Herr Premier-Minister machte in seine Schreibtafel den Entwurf von dem, was Madame de Mombazon sprechen sollte; dann überlegte er es mit ihrer Stiefmutter, dann gieng er wieder zu der Königin und trug es dort vor; jedes Wort, jede Sylbe wurde so ängstlich abgewogen, als ob das Heil von Frankreich daran liege. Endlich kam das große Werk zu Stande. Die Verbrecherin sollte am andern Tage bey der Prinzessin erscheinen und laut erklären: „Das Geschwätz über den Brief sey falsch, von „boshaften Menschen erfunden; Sie habe nie „daran geglaubt, da sie die Tugend der Herzo„gin von Longueville kenne, und wohl wisse, daß

„sie ihr Respekt schuldig sey.“ Diese Anrede wurde auf einen kleinen Zettel geschrieben, und an den Fächer der Madame de Mombazon befestigt, damit sie dieselbe ohne Anstoß ablesen könnte. Sie gehorchte, aber mit einer Miene, als wollte sie sagen: „Ich mache mich doch nur lustig darüber.“ Madame la Princesse bat hierauf die Königin, ihr zu erlauben, daß sie nie an einem Orte erscheine, wo sie Madame de Mombazon zu finden fürchten müßte. Es wurde ihr zugestanden, ohne die Schwierigkeit der Ausführung zu bedenken. Wenige Tage nachher gab Madame de Chevreuse der Königin ein kleines Fest im Regnards Garten am Ende der Tuillerien. Die Prinzessin wurde von der Königin überredet mit zu fahren, weil man wußte, daß Madame de Mombazon an diesem Tage Arzney eingenommen hatte. Sie war aber dennoch gegenwärtig, und zwar um die Honneurs zu machen. Die Prinzessin wollte umkehren, allein die Königin hielt sie zurück, und ließ der verhaßten Wirthin sagen, sie mögte eine Unpäßlichkeit vorschützen, um sich mit guter Manier zu entfernen. Der Trotzkopf gehorchte nicht. Das empfand die Königin sehr

übel, fuhr sogleich zurück, und verbannte die Widerspenstige am andern Morgen auf ihre Güter; eine Ungnade, auf welche die der sämmtlichen Importans folgte. Der Herzog von Beaufort wurde angeklagt, er habe den Kardinal ermorden wollen. Zweymal soll er es versucht haben. Das Erstemal als Mazarin auf einem Landhause speisen wollte, lauerten die Mörder an der Strasse. Aber zu seinem Glücke begegnete ihm der Herzog von Orleans da er eben in den Wagen stieg; dem fiel es ein, mit von der Partie zu seyn, er setzte sich zu ihm und seine Gegenwart hinderte die Ausführung des Anschlags. Das Zweytemal sollte Mazarin aus einem Fenster erschossen werden, wenn er nach dem Louvre führe. Er wurde gewarnt. Am andern Morgen war der ganze Hof in Bewegung. Die Königin sagte mit funkelnden Augen zu Frau von Motteville: „Ehe noch 24 Stunden verfließen, „sollst du sehen, wie ich an diesen bösartigen Freun„den mich rächen werde.“ Sie hielt Wort.

Es war noch am selbigen Abend, als der Herzog von Beaufort von der Jagd zurück kam, und sich nach dem Louvre begab. An der Pforte beg-

gnete ihm seine Mutter und Schwester, die ihn baten, nicht hinauf zu gehen, sondern sich lieber auf einige Tage zu entfernen. Allein er antwortete, wie einst der Herzog von Guise auf die Nachricht daß man ihn tödten wolle: „Man wird es nicht wagen.“ Er hatte die Königin noch am Morgen, oder am Abend zuvor, gesehen, sie hatte ihn mit der gewohnten Vertraulichkeit behandelt, und er konnte sich gar nicht vorstellen, daß die hohe Gunst, in der er stand, so schnell verschwinden könne. Auch jetzt noch empfieng ihn die Königin sehr freundlich, und fragte: ob er gute Jagd gehabt habe? Die Kunst sich zu verstellen hatte sie von ihrem Gemahl gelernt.

Während dieses ungezwungenen Gespräches trat der Kardinal herein. Die Königin stand auf und winkte ihm ihr zu folgen, als ob sie Geschäfte mit ihm habe. Als hierauf der Herzog von Beaufort sich entfernen wollte, trat Guitaut, der Hauptmann von der Garde, zu ihm, und arretirte ihn im Namen des Königes und der Königin. Der Herzog, ohne zu erschrecken, sah ihn starr an: „Sehr wohl“ sagte er, „doch ich finde es son-

„derbar.“ Darauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Damen: „Sie sehen, meine Damen, die „Königin läßt mich arretiren.“

Er folgte dem Gardehauptmann in dessen Zimmer, wo er zu essen begehrte, mit großem Appetit aß und gut schlief. Indessen waren, bey der ersten Nachricht seiner Verhaftung, seine Mutter und Schwester nach dem Louvre gefahren, um seine Begnadigung zu erflehen; aber die Königin hatte sich eingeschlossen. Der Gefangene wurde nach Vincennes geführt, wo man ihm einen Koch und Kammerdiener vom Hofe zugab. Er ließ durch seine Freunde um Erlaubniß bitten, seine eigenen Leute kommen zu lassen, allein die Königin antwortete trocken: das sey nicht gebräuchlich. Die ganze Familie Vendôme erhielt Befehl, sich aus Paris zu entfernen. Als der Herzog von Vendôme, Krankheit vorschützend, diesem Befehl ausweichen wollte, schickte die Königin ihm ihre eigene Sänfte. Ein anderer ihrer Diener, Barriere, der auch dem Hause Vendôme ergeben war, sollte am selbigen Tage arretirt werden. Die Königin hatte sich vormals seiner in Geschäften bedient, wo Verschwie-

genheit und Entschlossenheit erforderlich waren, und ihn dagegen zum Lieutenant ihrer Gensdarmen zu machen versprochen. Allein Mazarin wußte, daß er sich einst erboten, den Kardinal Richelieu zu ermorden, und hielt nicht für rathsam, ihm einen solchen Posten zu vertrauen. Seine Freyheit rettete er zwar diesesmal, auf Vorsprache des Kardinals, doch als er sich an die Königin um Erfüllung ihrer Zusage wandte, erinnerte sie ihn an Richelieu, sprechend: „Ihr wißt, wie oft ich Euch gesagt habe: er ist ein Priester, ich kann nicht darein willigen.“ (Wäre also Richelieu kein Priester gewesen, so würden Ihro Majestät keinen Abscheu vor dem Meuchelmorde empfunden haben.)

Nicht grundlos klagte man die Königin bey dieser Gelegenheit der Undankbarkeit an, da ihre Strenge, wegen unerwiesener Beschuldigungen, gerade diejenigen traf, die, zur Zeit ihrer höchsten Bedrängniß, ihr die edelste Treue bewiesen hatten. Frau von Motteville versucht sie zu entschuldigen, aber schwach. Die Regentin eines großen Reiches meynte sie, müsse alle ihre Neigungen dem öffentlichen Wohl opfern, und habe nun ganz anders

denken und handeln müssen, als damals, da sie noch keine Kinder hatte, und alle Augenblicke bedroht wurde, nach Spanien zurück geschickt zu werden. Am Morgen nach des Herzogs Verhaftung — so erzählt Frau von Motteville — als die Königin sich kämmen ließ, vertraute sie mir und ihren beyden Kammerfrauen, was er in jenem Augenblick zu Guitaut gesagt, bewunderte seine Standhaftigkeit im Unglück, und versicherte, sie habe sich mit unsäglichem Schmerz zu diesem Schritt entschlossen; in der Minute, wo ihr Befehl vollzogen wurde, habe ihr das Herz geklopft. Zwey oder drey Tage vorher sey sie mit ihm auf einem Spaziergange zu Vincennes gewesen, und, da sie ihn sehr fröhlich gesehen, habe eine Wehmuth sie ergriffen, und der Gedanke: „In drey Tagen wird der Unglückliche vielleicht wieder hier seyn, und nicht lachen.“ Sie habe ihn oft genug gewarnt, sein Betragen zu ändern, allein vergebens. — Die Kammerfrau erzählte noch, daß die Königin am selben Abend beym Schlafengehen Thränen vergossen.

Auch die vormals so beliebte Madame de Chevreuse wurde jezt der Regentin durch ihre Klagen lästig. Sie sollte vergnügt leben, sagte ihr die Königin, sich aber um nichts bekümmern, sonst könne sie ihr nichts weiter versprechen, als daß sie die Lezte seyn solle, die das Loos der Verbannung träfe. Da Madame de Chevreuse diesen Wink nicht gehörig nuzte, und in die neue Ordnung der Dinge sich nicht fügen konnte, so mußte auch sie den Hof verlassen, und in Flandern herum irren.

Alle diese Verbannungen schienen dem Kardinal noch immer nicht Sicherheit genug zu verschaffen. Es war noch ein Bischoff von Lizieux übrig, ein frommer, freymüthiger Greis, ein trefflicher Prediger, ein Heiliger am Hofe. Er pflegte die Königin seine gute Tochter zu nennen, und sie hegte große Hochachtung für ihn. Um ihn mit guter Manier zu entfernen, gab es kein anderes Mittel, als sämmtlichen Bischöffen den Befehl zu ertheilen, sich in ihren Kirchesprengeln aufzuhalten. Der Bischoff von Lizieux merkte sehr wohl, daß es nur ihm gelte, der ein Freund der Vendômer war, und in deren Hause wohnte. Er gehorchte, und kam

um von der Königin Abschied zu nehmen, als sie eben an ihrer Toilette war. Sehr verlegen, was sie ihm sagen sollte, bat sie ihn, in seinem Gebet sich ihrer zu erinnern. Er sprach nicht ein Wort, und gab durch sein Schweigen zu erkennen, daß er zwar gehorche, aber den Befehl nicht achte. Das mehrte die Verlegenheit der Königin. Sie sagte nachher zu einer Dame im Kloster Val de Grace, wo sie eben das Abendmahl empfangen hatte: „Ich schwöre Ihnen, so wahr ich Gottes Leib genossen, daß ich ihn so ungern entfernt habe, als ob er mein Vater wäre.“

Ungefähr um dieselbe Zeit sah man einen Zweykampf auf dem Königsplatze zwischen dem Herzog von Guise, einem der vornehmsten Vertheidiger der Madame de Mombazon, und jenem Coligni, von dem man fälschlich glaubte, daß er den berüchtigten Liebesbrief verlohren habe, (denn es war ein gewisser Maulevrier, an den eine Dame ihn geschrieben hatte, die in keiner Hinsicht mit der Herzogin von Longueville verglichen zu werden verdiente.) Der Zweykampf war eine Folge jener Begebenheit; denn obgleich der Herzog von Guise

keinen Antheil an den Spöttereyen hatte, so konnte doch Coligni der schönen Madame de Longueville die Bitte nicht abschlagen, ihn öffentlich zu fodern. Sie stand, wie man sagt, bey der alten Herzogin von Rohan hinter einem Fenster, und sah zu. Estrade war Coligni's Sekundant, Bridieu der des Herzogs. Der Letztere verwundete seinen Gegner so gefährlich, daß er bald darauf starb. Indessen schlugen sich auch die Sekundanten nach damaliger Gewohnheit. Bridieu empfieng einen Stoß, der ihn ausser Stand setzte, weiter zu fechten. Allein auch Estrade's Blut floß. Dennoch erbot er sich, den Kampf zu erneuern, Coligni gab es nicht zu. Die Pariser, nach ihrer Gewohnheit, machten sogleich einen Gassenhauer auf diese Begebenheit, in dem sie der Herzogin von Longueville riethen, ihre Thränen zu trocknen, weil Coligni nur sein Leben zu erhalten gewünscht, um ewig für sie zu leben. — Der Herzog von Guise war ein Roué der damaligen Zeit. In seiner Jugend liebte er die Prinzessin Anna von Gonzaga, versprach ihr die Ehe, und verließ sie, um in Flandern eine reiche Gräfin de Bossu zu heyrathen, der er 50,000 Thaler

durchbrachte, und dann nicht weiter an sie dachte, als um sie zu kränken.

Von den Importans war jezt nur noch eine Person übrig, Madame de Hautefort, und auch diese mußte dem Kardinal weichen. Schon lange war ihre Tadelsucht der Königin sehr mißfällig gewesen, und die vormalige Vertraulichkeit gab ihr gleichsam ein Recht, sich Frechheiten heraus zu nehmen, welche den Großen bald lästig werden. Mazarin schürte und bließ aus allen Kräften, um den Funken des Unwillens in eine Flamme des Zorns zu verwandeln. Eines Tags, als die Königin eben zu Bette gehen wellte, und nur noch ihr leztes Gebet zu verrichten hatte, zog Madame de Hautefort ihr die Strümpfe aus, und bat bey dieser Gelegenheit um eine Gnade für einen alten Edelmann, der lange und treu gedient hatte. Da sie aber die Regentin nicht sogleich bereitwillig fand, sagte sie — und verbitterte was sie sagte noch durch ein hämisches Lächeln — man müsse alte Diener nicht vergessen. Die Königin, die vielleicht nur auf eine Gelegenheit wartete, um sich derjenigen zu entledigen, die sie sonst meine liebe Freun-

dinn nannte, ließ, gegen ihre Gewohnheit, ihren Zorn ausbrechen, und antwortete: sie sey der ewigen Vorwürfe müde, und überhaupt mit ihrem ganzen Betragen sehr unzufrieden. Mit diesen Worten warf sie sich ins Bett, befahl der Madame de Hautefort die Vorhänge zuzuziehen, und keine Sylbe weiter zu sprechen. Die Erschrockene warf sich auf die Knie, faltete ihre Hände, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld und Aufrichtigkeit an. Am andern Morgen wurde ihr angekündigt, daß sie den Hof verlassen solle. Frau von Motteville besuchte sie, wagte auch für sie zu sprechen, richtete aber nichts weiter aus, als daß die Königin gegen sie selber eine Zeitlang kälter schien, und daß sie dem Minister sich verdächtig machte. Die in Ungnade Gefallene konnte am ersten Tage den Befehl ihrer zürnenden Gebieterin nicht erfüllen, denn der Schmerz hatte sie so heftig ergriffen, daß sie ernstlich krank wurde, und zweymal zur Ader lassen mußte. Endlich verließ sie den Pallast, von jedermann bedauert, denn eine, durch kein Verbrechen verwürkte, Ungnade, versöhnt selbst Feinde, deren Neid dann schweigt, und fesselt die

Freunde nur noch stärker. Sie gieng in ein Kloster, und lebte sehr eingezogen. Der Groll der Königin gieng so weit, daß, als Frau von Motteville sie um Erlaubniß bat, die Unglückliche besuchen zu dürfen, sie ihr sehr kalt antwortete: sie könne thun, was ihr beliebe; worauf denn freylich auch sie sich zurückziehen mußte. Dasselbe that der Commandeur von Jars, sonst ein braver, zuverlässiger Freund.

Im Anfang der Regentschaft hatte die Königin ein Conseil errichtet, welches sie zu Rathe zog, wenn sie Pfründen an verdienstvolle Männer vergeben wollte. Dieses Conseil war dem Kardinal zuwider, denn nur seine Hand sollte Pfründen spenden, und nur ihm Ergebene sollten sie empfangen, wenn sie auch sonst dem lieben Gott nicht sehr ergeben waren. Daher wurde das Conseil bald nur noch in dem Fall benutzt, wenn die Bitte um eine Pfründe abgeschlagen werden sollte, um blos das Gehässige der Verweigerung auf selbiges zu laden. Endlich wurde es ganz abgeschafft, nicht ohne Gewissensbisse der Königin, denn an der Spitze desselben stand einer der redlichsten, frommsten Män-

ner, Pater Vincent, der unbestechlich war, um keine Hofgunst sich bewarb, und, wegen seines abstechenden Tones, den Spott der Höflinge sich zuzog. So lange er lebte, fragte ihn die Königin insgeheim um Rath, wenigstens bey der Wahl der Bischöffe.

Auf gleiche Weise entfernte Mazarin nach und nach alle Minister, die sich nicht ganz von ihm regieren ließen, und besetzte ihre Stellen mit unterwürfigen Creaturen.

Hier schaltet Frau von Motteville eine Erzählung von dem Privatleben der Königin ein. Sie erwachte um 10 oder 11 Uhr, und betete lange, ehe sie diejenige rief, die bey ihr geschlafen hatte. Sobald ihr Erwachen kund gethan worden, machten die vornehmsten Beamten ihr den Hof, wohl auch andere, und besonders gewisse Damen, die mit ihren Wohlthaten beauftragt waren, denn sie spendete deren viele in ganz Frankreich, ja sogar ausser Landes. Mit den Männern sprach sie oft lange von allen Geschäften, die man ihr vortragen wollte. Der König und sein Bruder fehlten auch nie zu dieser Stunde, und verließen sie den ganzen Tag

nicht, ausser wenn sie zur Tafel giengen, denn als Kinder speißten sie noch nicht mit der Mutter. Alle diese ersten Audienzen gab sie im Bett. Dann stund sie auf, warf einen Schlafrock über, betete abermal, und frühstückte mit großem Appetit. Dann zog sie ein Hemd an, welches der König ihr überreichte, indem er es zärtlich küßte; eine Gewohnheit, die lange beybehalten wurde. Nachdem sie das Negligé angezogen, und sich gekämmt hatte, hörte sie die Messe; dann gieng sie an ihre Toilette. Es war ein Vergnügen sonder gleichen, sagt Frau von Motteville, zu sehen wie sie sich ankleidete, und ihr Haar ordnete, wobey ihre eben so schönen als geschickten Hände bewundert wurden. Sie hatte die schönsten Haare von der Welt, die ihr auch bis ins Alter blieben. Sie kleidete sich sorgfältig, doch ohne Pracht, ohne Gold und Silber und ohne Schminke. Ein wenig Eitelkeit leuchtete doch aus ihrer Sittsamkeit hervor. Das Schminken unterließ sie seit dem Tode des Königs, und verlohr nichts dabey. Die Damen sahen sich genöthigt, ihrem Beyspiel zu folgen. Bisweilen blieb sie einige Tage in ihrem Zimmer um auszuruhen,

und sich blos mit ihren Vertrauten zu unterhalten. Sonst aber gab sie leicht jedermann Audienz, sowohl in öffentlichen als Privatgeschäften, sprach über beyde gradsinnig und mit Güte, und erregte bey jedem den Wunsch, daß sie doch immer nur ihrem eigenen gesunden Urtheil folgen mögte. Sie selbst hatte oft bey Lebzeiten ihres Gemahls erklärt, sie wolle nie wie Er durch andere regieren, aber ihr Hang zur Bequemlichkeit und Ruhe verleitete sie bald zu dem nemlichen, unter Fürsten so häufigen Fehler.

Selten speisete sie öffentlich mit dem gebührenden Prunke, sondern fast immer in ihrem kleinen Cabinet, blos von ihren Frauen bedient. Nach der Tafel war Cerkle, oder sie besuchte irgend ein Kloster. Dann brachte sie noch einige Zeit mit den Prinzessinnen und ersten Damen des Hofes zu. Auch die Prinzen von Geblüt und der Kardinal erschienen gegen Abend, wo der Hof sehr glänzend war, und das Gespräch allgemein wurde. Dann zog sich die Königin zurück. Der Herzog von Orleans hatte noch eine geheime Unterhaltung mit ihr, und machte dann dem Minister Platz, der biswei-

len eine Stunde, bisweilen noch länger bey ihr blieb, während dem die Thüren des Cabinets offen standen. Hierauf entließ die Königin die sogenannte große Welt mit einem guten Abend! Die vornehmen Herrn und Höflinge begaben sich in das große Cabinet, welches nun ein Schauplatz der Galanterie und der Intriguen wurde. Bey der Königin blieben nur vier oder fünf Damen und einige Männer, gewöhnlich der Commandeur von Jars, Beringsen und die Hauptleute der Garde. Bisweilen mischten sich auch wohl andere darunter, und die Königin beklagte sich dann lächelnd, daß diese Leute Wurzel faßten.

Wenn auch hier wiederum ein guter Abend das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, so gieng sie in ihr Betzimmer, wo sie länger als eine Stunde im Gebet verharrete. Dann speisete sie zu Abend um 11 Uhr. Wenn sie von der Tafel aufstand, so aß die Gesellschaft die Ueberreste, ohne alle Ordnung und ohne eine andere Serviette als die der Königin. Ein sehr schlechtes Souper, zu dem sich aber doch jedermann drängte, denn das Bewußtseyn, mit der Monarchin auf einem so vertrauten

Fuß umzugehen, würzte ihres Brodes karge Ueberreste.

Nach der Tafel folgte die Gesellschaft in das Cabinet der Königin, wo eine muntere, freymüthige Unterhaltung fortgesetzt wurde, die oft bis Mitternacht und noch länger dauerte. Wenn sie ausgekleidet war, auch wohl schon im Bette lag, und eben einschlafen wollte, dann erst verfügten ihre Gesellschafter sich zur Ruhe.

Diese Lebensart setzte sie pünktlich auch in unruhigen Zeiten fort. Montags und Donnerstags hielt sie Conseil, und war dann sehr belagert. Die Fasttage beobachtete sie sorgfältig, und ob sie gleich jederzeit einen vortrefflichen Appetit hatte, so erlaubte sie sich doch während der ganzen Fasten keine Ueberschreitung der Kirchengesetze. Sonnabends hörte sie Messe in der Kirche Notre Dame. An allen Sonn- und Festtagen empfieng sie regelmäßig das heilige Abendmahl. An den Vorabenden der hohen Feste schlief sie in Val de Grace, (wo sie noch ein neues, prächtiges Kloster bauen wollte) blieb dort einige Tage ganz eingezogen, und unterhielt sich mit den Nonnen, bisweilen mit den un-

bedeutendsten unter ihnen, wenn sie nur im Rufe der Heiligkeit standen. Die strengsten Prediger gefielen ihr am meisten. Bisweilen, doch selten, besuchte sie auch die Gefängnisse als Kammermädchen verkleidet. Sie hatte auch eine Kammerfrau, die sich Abends mit ihr in ihr Betgemach einschloß, sie in allen frommen Pflichten unterrichtete, und für Hülfsbedürftige Geld von ihr empfieng.

Allen Vergnügungen hatte sie doch auch nicht entsagt. In ihrer Jugend liebte sie die Bälle. Dieser Geschmack verlohr sich mit den Jahren, aber sie gieng in die Comödie, und sezte sich da auf eine Tribune, halb hinter einer von ihren Damen versteckt, denn während der Trauerzeit wollte sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platze erscheinen. Sie liebte das Schauspiel, besonders die Stücke von Corneille, der damals lebte.

In allen ihren Handlungen und Gesprächen war sie ernst und discret. Geheimnisse durfte man ihr sicher vertrauen. Sie bewieß denen, die sie liebte, Theilnahme und Verschwiegenheit. Auch freygebig war sie, und gab mit guter Art, aber nicht oft, weil sie nicht daran dachte. Man mußte sich ein

wenig aufdringen, um Wohlthaten von ihr zu erhalten. Im Anfang ihrer Regentschaft wurde ihre Güte sehr gerühmt; als man aber sah, mit welcher Leichtigkeit sie alte, treue Freunde fallen ließ, sprach und schrieb man sehr laut gegen sie. Am Ende des Jahrs 1644 legte sie die Trauer ab, die sie verschönert hatte. Doch ein Alter von 40 Jahren, welches (nach einer Bemerkung der Frau von Motteville) so abscheulich (affreux) für die Damen ist, hinderte sie nicht, noch sehr liebenswürdig zu seyn, denn die Fülle ihrer Formen gab ihr noch lange ein frisches, jugendliches Ansehen.

Damals entwickelten sich die ersten Keime einer Widerspenstigkeit des Parlaments, welche, einige Jahre später, dem königlichen Ansehen Gefahr drohten. Man murrte darüber, daß der Kanzler im Conseil alle Parlamentsbeschlüsse vernichtete; man hielt Versammlungen, man tadelte alles, und die Folge war, daß der Präsident Barillon verwiesen wurde. Er war ein wackerer Mann, und alter, treuer Diener der Königin, aber er gehörte zu den Leuten, die alle diejenigen hassen, die hohe Aemter verwalten, und eine Ehre darinn suchen, nur

Elende zu lieben. (Les misérables, sagt Frau von Motteville, und scheint wohl gar das Volk darunter zu verstehen. Freylich kann man die Völker zu manchen Zeiten les misérables nennen, nur in anderer Bedeutung.) So lange der König lebte, billigte Barillon jeden Schritt der Königin, sobald sie aber Regentin war, konnte sie ihm nichts recht machen. Das Pariament, über seine Verbannung noch aufgebrachter, beschloß, sich klagend zu der Königiñ zu verfügen, und zwar, ohne vorher um eine Audienz zu bitten. Es wählte den Augenblick, wo Monsieur auf dem Lande, und der Kardinal auf einer kleinen Reise sich befand. Die Königin, im Palais royal, war allein im Bett, Frau von Motteville eben bey ihr, als man ihr meldete, das ganze Parlament komme zu Fuß, um den Präsidenten Barillon zurück zu fodern. Sehr begreiflich sollte dieser Schritt das Volk in Bewegung bringen. Jedermann bey Hofe war erschrocken; nur die Königin nicht; die auch nicht einmal, wie man ihr rieth, die Pforte sperren, sondern sagen ließ: da die Herrn vom Parlament nicht, wie es ihre Schuldigkeit gewesen, zuerst um eine Audienz

gebeten, so mögten sie für jezt wieder umkehren; sie habe Arzney genommen, und könne sie nicht sprechen. Sie mußten gehorchen; und die Königin machte sich lustig über Frau von Motteville, der die Graubärte großen Schrecken eingejagt hatten. Einige Tage nachher gab man ihnen die verlangte Audienz, und half Einigen ihrer Klagen ab, doch ihres Präsidenten Zurückberufung konnten sie nicht bewirken; der starb in seiner Verbannung.

Während die schöne Jahrszeit die Prinzen ins Feld rief, begab sich die Königin nach Ruel, einem Landsitze der Herzogin von Aiguillon, wo vormals ihr Feind, Richelieu, den Weyhrauch von ganz Frankreich um sich hatte dampfen lassen; eine Erinnerung die, in ihrer jetzigen Lage, ihr vielleicht Vergnügen machte. Sie gieng dort viel spazieren, ließ auch die Signora Leonora, eine Virtuosin, die der Kardinal aus Italien hatte kommen lassen, oft vor sich singen. Eines Tags, als sie in einer Kalesche durch die Gänge des Gartens fuhr, bemerkte sie den Dichter Voiture, der in Gedanken herum spazierte. Sie hielt, und fragte ihn, woran er denke? — Da antwortete er ihr durch Verse aus

dem Stegereife (die von Frau von Motteville aufbewahrt worden) in welchen er das Schicksal gerecht nannte, welches, nach so vielen Leiden, sie gekrönt habe:

Mais que Vous étiez plus heureuse,
Lorsque Vous étiez autrefois -
Je ne veux pas dire, Amoureuse!
La rime le veut toute fois.

Dann klagte er, daß die Liebe, die der Königin doch stets ihre Waffen geliehen, nun von ihrem Hofe verbannt sey; so behandle sie diejenigen, die ihr treu gedient hätten. Endlich fragte er — weil doch einem Dichter erlaubt sey, mit seiner Einbildungskraft auszuschweifen — was sie thun würde, wenn in diesem Augenblick der Herzog von Bukkingham erschiene? und ob der oder Pater Vincent ihre Ungnade tragen würde? — Man muß bekennen, daß es uns heut zu Tage etwas verwegen ankömmt, eine Königin an ihre alten Liebschaften zu erinnern, um ihr, wenn gleich auf die galanteste Weise von der Welt, ins Gesicht zu sagen, daß sie gegen alte, treue Diener undankbar sey.

Aber Anna von Oestreich zürnte keineswegs, sondern fand die Verse so artig, daß sie sie lange aufhob, sie auch der Frau von Motteville mittheilte.

Die Königin mußte diesesmal über Hals und Kopf nach Paris zurück eilen, um eine Volksbewegung zu unterdrücken, die wegen einer gewissen Auflage entstanden war. Heinrich III. soll gesagt haben: der Kopf des Reichs, nemlich Paris, sey zu groß und angefüllt mit Dünsten, welche die Ruhe der übrigen Glieder beeinträchtigen, darum von Zeit zu Zeit eine Aderlaß nothwendig sey. (Diese Aderlaß ist während der Revolution sehr oft wiederholt worden.)

Um diese Zeit mußte die hoch schwangere Königin von England von ihren aufrührerischen Unterthanen in einen Winkel ihres Reiches flüchten, und war von ihrer Höhe so tief herab gesunken, daß die Königin ihr eine Hebamme und Kinderzeug schicken mußte. Noch sehr krank kam sie in ihr Vaterland, Frankreich, um ihr Leben zu sichern, und wurde mit Achtung empfangen, sowohl vom Volke, welches in ihr eine Tochter, Schwester und Tante seiner Könige verehrte, als auch von der

Regentin, welche vergaß, wie manchen Verdruß sie einst durch ihren Haß erlitten. Frau von Motteville schaltet hier eine lange Erzählung von den englischen Unruhen ein, die von nicht geringem Werthe für den Geschichtschreiber ist, da die Königin von England selber, in einem Kloster zu Chaillot, sie ihr dictirte. Diese Fürstin gieng dabey so sehr ins Einzelne, daß sie sogar die Gestalt des unglücklichen Grafen von Strafford, und seine schönen Hände beschrieb. Sie versicherte, um ihn zu retten, habe sie jede Nacht mit seinen hartnäckigsten Feinden Conferenzen gehalten. Sie kamen durch eine Winkeltreppe in das Zimmer einer ihrer Damen, die verreist war, und die Königin schlich ganz allein, mit einem Lichte in der Hand, in dieses Zimmer, wo sie vergebens alle Mittel der Besänftigung erschöpfte. Strafford mußte sterben, bitterlich von ihr beweint. Bald darauf foderte das Parlament, in Abwesenheit des Königs, ihre Kinder von ihr, weil sie doch bei ihr nichts lernen könnten, und vielleicht gar Papisten würden. Man wollte sie selber entführen, und hatte bereits einen Edelmann in dem Dorf, welches sie bewohnte,

beauftragt, seine Bauern zu bewaffnen, und um Mitternacht im Park von Oatland bereit zu seyn, wo er einen Offizier mit einem Detaschement Cavallerie finden würde. Der treue Edelmann warnte die Königin, die alle ihre Leute bis auf die Küchenjungen bewaffnen ließ, und sich mit heiterm Anblick im Park zeigte. Es erschienen nicht mehr als etwa zwanzig schlecht berittene Menschen, die von ferne lauerten, und nichts wagten. Indessen ließ sie doch aus Vorsicht auf dem Wege nach Portmore Pferde bereit halten, um im Nothfall zu entfliehen.

Der König, aus Schottland zurückkehrend, hielt eine Art von triumphirendem Einzug in London, denn er wurde von dem Volk mit dem feilen: Es lebe der König! begrüßt. Die Königin mit ihren Kindern nahm Theil an diesem kurzen Triumphe, der Prinz ritt neben seinem Vater, der durch den Volksjubel getäuscht, beschloß, durch einen kühnen Schritt drey oder vier Häupter der Aufrührer in seine Gewalt zu bringen. Mitten im Parlamente sollte das geschehen, ein tiefes Geheimniß wurde beobachtet, und der Tag zu dieser

wichtigen Unternehmung anberaumt. Er erschien. Der König trennte sich männlich entschlossen von der Königin, die in ihrem Zimmer betend zurück blieb. Auf seinem Wege wurde er durch eine Menge Supplicanten aufgehalten, die ihm Bittschriften überreichten. Da es nicht scheinen sollte, als ob er große Eile habe, so hörte er sie alle gelassen an, und sprach mit einem jeden. Bey der lezten Umarmung hatte er zu seiner Gemahlin gesagt: er hoffe in einer Stunde mit größerer Macht bekleidet, sie wieder zu sehen. Wie oft sah sie während dieser Stunde nach der Uhr! wie oft lauschte sie auf jeden Tritt der Kommenden! Als endlich die wichtige Stunde abgelaufen war, und sie die Sache nunmehr entschieden glaubte, sagte sie zu der Gräfin Carlisle, die eben herein trat: „Freuen sie sich mit mir, denn eben in dieser Stunde wird der König Herr in seinen Staaten; die und die Personen sind ohne Zweifel arretirt.“ – Die Gräfin stutzte. Sie hatte einen Verwandten oder vertrauten Freund unter den Bedrohten. Sie faßte sich, zeigte keine Bestürzung, gieng unter einem Vorwand hinaus, schrieb ein Billet und sandte es

schnell ab. Es kam an, als der König eben erst ins Parlament trat, welches sogleich sich murrend erhob, und auseinander gieng. Hätte die Königin noch zehn Minuten geschwiegen, wer mag berechnen, welche Folgen das für ganz Europa gehabt haben würde? Sie selbst bekannte den begangenen Fehler, verheimlichte ihn auch nicht vor ihrem Gemahl, und es ist ein schöner Zug von ihm, der ihn wenigstens als liebenden Gatten darstellt, daß er es ihr nicht entgelten ließ; nur durch ihre Reue, nicht durch seine Vorwürfe hat sie gelitten.

Aber eben diese, unter Fürsten leider oft unzeitige Liebe, brachte ihm ein zweytes mal Unheil. Viele tausend Aufrührer, mit Stöcken bewaffnet, an deren Spitze auf Zetteln das Wort Freiheit zu lesen war, zwangen die königliche Familie, London zu verlassen. Die Königin gieng nach Holland, unter dem Vorwand, ihre, dem Prinzen von Oranien vermählte, Tochter dahin zu begleiten; eigentlich um ihrem Gemahl, der sie bis Dovre begleitete, Gelegenheit zu verschaffen, sich Hull zu nähern, einem für ihn sehr wichtigen, festen Platz und Hafen, wo er den vom Parlament eingesetzten

Gouverneur überraschen wollte. Statt dessen verlohr er seine Zeit damit, eine Meile weit an der Küste hin zu reiten, um das Schiff der Königin so lange als möglich zu sehen. Zwar schickte er den Herzog von York nach Hull voraus, der auch willig aufgenommen wurde; ehe er selber aber nachkam, war bereits ein Warnbrief eingetroffen; man verschloß ihm die Thore und ließ den Herzog von York nicht mehr hinaus.

In Holland wurde die Königin sehr wohl empfangen, es fiel ihr aber sehr auf, daß die Herren Bürgermeister sich zu ihr setzten und mit ihr sprachen, als ob sie ihres gleichen wäre. Sie traten auch wohl mit den Hüten auf den Köpfen herein, sahen sie eine Weile an, und giengen wieder fort ohne sie zu grüßen. Sie mußte hier ihren Schmuck verpfänden, um Geld für den bedrängten Gemahl zu schaffen. Mit eilf Schiffen voller Waffen und Kriegsbedürfnisse gieng sie wieder in See, und wurde von einem neuntägigen, schrecklichen Sturm überfallen, während dessen sowohl sie als ihre Frauen in kleinen Boten angebunden waren und einigen Capucinern, in Gegenwart aller, ihre verborgen-

sten Sünden laut beichteten. Endlich wurde sie wieder in einen kleinen holländischen Haven verschlagen, wo man, da sie ans Land stieg, kaum sich ihr nähern konnte, so übel rochen ihre Kleider, denn während der schrecklichen neun Tage, und bey dem fürchterlichen Schwanken des Schiffes, war sie mit allen möglichen Unreinigkeiten überschüttet worden. Sie und ihre Frauen konnten sich kaum auf den Füssen halten, und der Capuciner, der am Lande ihr die erste Messe lesen sollte, mußte von zwey Menschen unter den Armen gehalten werden. Zwey Schiffe hatte sie verloren. Dennoch gieng sie, nach 14 Tagen, muthig mit den noch übrigen neun Schiffen wieder in See, und kam dießmal glücklich in einem kleinen englischen Dorfe ans Land, wo sie einige Tage auf königliche Truppen zu ihrer Begleitung wartete. Aber die Armee des Parlaments war ihr lauernd gefolgt. Plötzlich wurde sie in der Nacht durch Kanonenschüsse geweckt, die ihre niedrige Wohnung durchbohrten. Kaum gewann sie Zeit, einen Schlafrock überzuwerfen, und sich in eine Höhle außerhalb des Dorfes zu retten. Doch ehe sie noch dahin gelangte, erinnerte sie sich, daß

sie eine häßliche, aber geliebte Hündin, Nahmens Mitte, in ihrem Bette zurückgelassen, und trotz aller Warnungen kehrte sie wieder um und holte ihre häßliche Mitte.

Es gelang ihr endlich, eine Menge Leute um sich zu sammeln, die sie mit den mitgebrachten Waffen ausrüstete, mit ihnen lebte, wie etwa Alexander mit seinen Soldaten gelebt haben mag, (meynt Frau von Motteville,) und an ihrer Spitze, stets zu Pferde, ihrem Gemahl entgegen zog. Im heißen Sonnenschein auf bloßer Erde aß sie mit den Soldaten ohne alle Umstände, behandelte sie als Brüder, und wurde natürlich sehr von ihnen geliebt. Indessen verrichtete sie doch keine Heldenthaten, allein der König empfieng sie mit großer Freude, Liebe und Bewunderung.

Alles gieng bekanntlich ihren Wünschen und Hoffnungen zuwider. Als nach einem Jahre die Königin schwanger wurde, trennte sie sich abermals von ihrem Gemahl, und zwar für immer. Bey ihrer Ueberfahrt nach Frankreich wurde sie von den Schiffen des Parlaments verfolgt und beschossen. Um vor den Kugeln sicher zu seyn, mußte sie in

den untersten Schiffsraum kriechen, und von da aus befahl sie, Feuer in das Pulver-Magazin zu werfen, wenn alle Hoffnung zu entrinnen verschwunden sey. Das Geheul ihrer Weiber machte sie in diesem Vorsatz nicht wankend; finster schweigend erwartete sie ihr Schicksal. Sie entkam glücklich. Als sie die französischen Küsten erblickte, warf sie sich in ein Boot, landete zwischen Klippen, und wurde von den Bauern in eine Hütte geführt, bis benachbarte Edelleute ihre Ankunft erfuhren und Wagen sandten, die sie nach Bourbon führten.

Hieher schickte Anna von Oestreich ihr 20000 Pistolen, die sie, ohne sie zu berühren, sogleich an ihren Gemahl übermachte. Das Volk umringte sie überall, um die Tochter seines vielgeliebten Heinrich IV. zu sehen. Kummer und Krankheit hatten sie sehr verändert. Sie war nicht mehr jene muntere Prinzessin, die einst den Hof schmückte. Sie weinte fast immer, und sagte eines Tages zu ihrem Arzte: sie fürchte den Verstand zu verlieren. „Was fürchten!“ antwortete er ihr, „Sie haben ihn schon verloren.“ Einige Milderung ih-

rer körperlichen Leiden fand sie doch in der Luft und den Heilquellen ihres Vaterlandes.

Damals starb die Königin von Spanien (1644) Isabelle, auch eine Tochter Heinrich IV., eine schöne Prinzessin, die Anfangs in Spanien ein glückliches Leben führte, denn ihr schöner, junger Gemahl schien sie zu lieben, und von ihrem Schwiegervater wollte man sogar wissen, er empfinde mehr für sie als einem Vater gezieme. Nachher hatte ihr Gemahl so viele Maitressen, daß sie ihr Leben in den Qualen der Eifersucht hinschmachtete. Die Königin von England erzählte der Frau von Motteville, daß der König, als Prinz von Wallis, in Spanien gewesen und Isabellen sehr gern gesehen habe; aber es wurde ihm nicht einmal erlaubt, französisch mit ihr zu reden, und als er in der Comödie sie zu oft und lange anschaute, gab man ihm zu verstehen, daß man in Spanien die Liebhaber der Königinnen zu vergiften pflege, warauf er dann gar nicht mehr mit ihr redete. Sie ließ sich auch nicht mehr unverschleyert vor ihm sehen, und gieng im Schauspiel nur in eine vergitterte Loge.

Es wurde ihr in Frankreich eine prächtige Leichenfeyer angeordnet, bey welcher Gelegenheit sich ein Rangstreit erhob, der die oftmalige Kleinigkeit der sogenannten Großen in ihrer Blöße darstellt. Da war erstens Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans und Enkelin des Königs, die den Rang vor der Prinzessin von Condé begehrte; zweytens der Herzog von Enghien, der eben als Sieger aus dem Felde zurückkehrte, und für seine Gemahlin gleiche Rechte verlangte; drittens die Herzogin von Longueville, die zwar durch eine Mißheyrath die Rechte ihrer Geburt verloren, sie aber durch ein Brevet des Königs wieder bekommen hatte, und ähnliche Ansprüche machte. Die Königin entschied für den Herzog von Enghien. Da wollte Mademoiselle gar nicht bey der Feyerlichkeit erscheinen, sondern stellte sich krank. Die Königin und ihr Vater zwangen sie sich einzufinden. Sie kam und hatte befohlen, daß zwey Standespersonen ihr die Schleppe tragen sollten. Als der Herzog von Enghien das gewahr wurde, winkte er einem der Seinigen, der sich schnell noch zu dem einen gesellen mußte, der bereits die Schleppe sei-

ner Gemahlin trug. Nun setzten sich die Damen in die Chorherren-Stühle. Mademoiselle wollte zwischen sich und der Herzogin von Enghien einen leeren Stuhl lassen, aber Madame de Longueville schob die Letztere vor sich her, und beyde setzten sich in die nächsten Stühle.

Mademoiselle empfand das alles so übel, daß sie viele Thränen darüber vergoß und vielen Lärm machte, erinnernd an alle ihr zukommende Vorrechte, als da sind: im Hause des Königs einen Thronhimmel zu haben; sich einer Carrosse cloué zu bedienen — (dem Uebersetzer ist unbekannt, was unter einem solchen vernagelten Wagen zu verstehen sey) — ihre Leute mit aufgestreiften Unterkleidern gehen zu lassen — (á chausses rétroussées; auch hier mag man nicht für die Richtigkeit der Uebersetzung haften) — den Prinzessinnen von Geblüt nur Stühle zu präsentiren, während sie selber in einem Armsessel sitze — und was dergleichen köstliche Vorrechte mehr waren. Diese Angelegenheit des Streites wurde mit großer Mühe beygelegt. (Sie beweiset den niedrigen, oft neidischen Erdensöhnen, wie theuer die Großen ihr sogenanntes

Glück erkaufen, indem sie, um solcher Erbärmlichkeiten willen, sich von Leidenschaften verzehren lassen.*)

Um diese Zeit kam auch die Königin von England nach Paris. Die Regentin fuhr mit ihren Söhnen ihr entgegen, umarmte sie schwesterlich, gab ihr eine Wohnung im Louvre, ein Landhaus, St. Germain, und zehn bis 12000 Thaler monatlich. Sie war am Morgen ihres Lebens schön gewesen, da aber schon am Mittag dieser Vorzug ihr entschwunden war, so pflegte sie zu behaupten, kein Frauenzimmer könne mehr schön seyn, wenn es sein 22stes Jahr überschritten habe. Indessen war sie doch noch immer sehr liebenswürdig und fast noch mehr durch den Ernst, den ihr Unglück erzeugte, als durch ihre vormalige Munterkeit. In bessern Zeiten kannte man sie als freygebig, ja wohl bisweilen verschwenderisch. Ihr Günstling, der, wie man sagt, zum Theil das Unglück Englands verschuldet hatte, schien ein ganz ehrlicher Mann, aber von beschränktem Geiste zu seyn. Sie setzte großes Vertrauen in ihn, ließ sich aber doch nicht ganz von ihm regieren.

Frau von Motteville macht den Eingang zu der folgenden Liebesgeschichte mit der Bemerkung, daß die an Höfen aufgeführten Schauspiele bisweilen komisch, bisweilen tragisch sind; daß die Hauptbegebenheiten der letztern immer aus Kleinigkeiten entspringen, und daß die Liebe, die hier eine folle passion genannt wird, oft großes Unheil anrichtet. Alle diese Bemerkungen sind nichts weniger als neu, allein es war der Verfasserin um einen Uebergang zu thun.

Dandelot, aus dem Hause Coligni, liebte Fräulein Boutteville-Montmorency und wurde von ihr geliebt; aber sie war nicht reich und eine Katholikin, Dandelots Eltern hingegen, gute Hugenotten, wünschten ihn mit einer reichen, ihrer Lehre zugethanen Person zu vermählen. Die beyden Liebenden thaten alles Mögliche, um die Hindernisse ihrer Vereinigung zu überwinden, allein vergebens. Der Herzog von Enghien, mit beyden verwandt und ihr Vertrauter, rieth dem jungen Manne seine Geliebte zu entführen und meynte, er wolle es schon verantworten. Freylich hatte er sehr gute Ursachen diese Entführung zu wünschen, denn der

Unüberwindliche auf dem Schlachtfelde war von Mademoiselle de Vigean auf dem Rosenfelde der Liebe überwunden worden, und gerade diese Mademoiselle de Vigean war von ihrem Vater bestimmt, Dandelots Gemahlin zu werden. Andere sagen wiederum, der Herzog habe sich, auf Befehl seiner Herzens-Dame, in Mademoiselle de Boutteville verliebt stellen müssen, um seine wahre Leidenschaft zu verbergen; allein Jene habe diesen Befehl gar bald bereut und widerrufen, da die Schönheit der letztern fürchten ließ, es könne Ernst daraus werden; der Herzog habe sogleich gehorcht, allen Umgang mit M. Boutteville abgebrochen und Dandelots Flamme geschürt.

Sie brannte ohnehin hell genug und er entführte seine Geliebte mit ihrer Einwilligung. Es geschah nach einem Besuche bey ihrer Schwester und von dieser nach Hause begleitet. Als sie aus dem Wagen stieg, wurde sie ergriffen und schrie. Ihre Leute, die nicht wußten, daß sie nur Anstandshalber schrie, wollten sie vertheidigen, bey welcher Gelegenheit der Schweitzer ihrer Schwester getödtet wurde. Dandelot jagte mit seiner schönen Beute

in einem Wagen mit sechs Pferden bespannt davon. Ausserhalb Paris bestiegen sie schnelle Rosse, und eilten nach Fleury, wo ihr Beschützer kommandirte, und wo vermuthlich die Vermählung vor wenigen Zeugen gefeyert wurde. Die Königin hatte an diesem Abend sich schon ausgekleidet, und wollte sich eben zu Bette legen, als man ihr meldete, die Prinzessin von Condé verlange sie zu sprechen. Sie erstaunte über diesen ungewöhnlichen Besuch um Mitternacht, und befahl die Thüren zu öffnen. Da stellte die Prinzessin ihr die schluchzende Mutter der Entführten vor, die sich mit zerstreuten Haaren und zerrissenem Halskragen der Königin zu Füßen warf, und Gerechtigkeit gegen Dandelot, Grafen von Chatillon, begehrte, mit einem Geheul, als sey er ein Straßenräuber, und habe ihrer Tochter Gewalt angethan. Ein des Todes würdiges Verbrechen nannte sie diese Beschimpfung ihres Hauses, und schilderte mit den stärksten Farben die schreckliche Lage ihrer Tochter, die, bey ihrer Tugend und Sittsamkeit, sich ohne Kammerfrauen in der Gewalt eines Mannes befände, den sie nie

ohne mütterliche Erlaubniß angesehen. Die Königin tröstete sie mit sanften Worten, zog aber die Prinzessin bey Seite, sprechend: „Liebe Cousine, „mir scheint, Mademoiselle de Boutteville würde „es mir eben nicht Dank wissen, wenn ich ihr „Vergnügen störte; und selbst die Mutter, so „ausser sich wie sie da ist oder scheint, wird wohl „schwerlich wünschen, daß der Graf von Chatillon zurück gebracht werde, ohne ihr Eidam zu „seyn.“ — Da kehrte sich die Prinzessin gegen die Wand und sagte:

„Ich bitte Sie ums Himmelswillen, machen „Sie mich nicht lachen; es wird mir sauer genug, „meine Rolle gut zu spielen. Mein verdammter „Sohn hat die ganze Geschichte veranstaltet. Jedermann ist zufrieden. Ich mögte der Mutter „gern ins Gesicht lachen, und darf nicht.“ — Beyde wandten sich nun wieder zu der heulenden Mutter, die Königin gab ihr zu verstehen, sie werde sich wohl einst über diese Begebenheit trösten, und versprach ihr, für Genugthuung zu sorgen. In diesem Augenblick trat der Herzog von Chevillé herein, ein Verwandter der Entführten, und zu

seinem Unglück heftig in sie verliebt. Ihm war es voller Ernst mit seinen Klagen. Er bat die Königin, ihre Garden den Fliehenden nachzusenden. „Mein armer Freund, sagte sie leise zu ihm, „ich sehe wohl, daß sie am schlimmsten daran „sind, aber was ist zu thun? Ihrer Cousine würde „die Hülfe schwerlich willkommen seyn, und Sie „müssen, als ein guter Vetter, ihre Neigung „begünstigen."

Die Sache wurde beygelegt. Die Mutter war jedoch die Letzte, die ihrer Tochter verzieh, deren Ehe nicht glücklich war, denn Dandelots Leidenschaft verrauchte bald. Er machte einer Dame den Hof, die weit weniger schön war, als seine Gemahlin. So lange er lebte, wurde sie durch Eifersucht gequält, und nach einigen Jahren raubte ihn ihr der Tod. Die schöne junge Wittwe eroberte nachher den Herzog von Enghien, dessen Geliebte in ein Carmeliterkloster gieng. Dieser Held gewann im folgenden Jahr die große Schlacht bey Nordlingen. Als der Kardinal der Königin den umständlichen Bericht darüber abstatten wollte, und sah, daß sie mit freudefunkelnden Augen ihm ent-

gegen kam, sagte er sehr ernst: „Madame, es „sind so viele der Unsrigen geblieben, daß Ihro „Majestät keine Freude über diesen Sieg empfin„den können.“ Vermuthlich wollte er nur die Umstehenden durch diese Aeusserung für sich einnehmen, denn sonst war ihm zur Genüge bekannt, was Fürsten in solchen Augenblicken empfinden. Die Freude wurde blos durch Geldmangel gestört, und, um diesem abzuhelfen, beschloß die Königin, sich in Person ins Parlament zu verfügen, um einige neue Auflagen durchzusetzen.

Dem Parlament schien eine günstige Gelegenheit zu winken, sein gesunkenes Ansehen wieder herzustellen; es fieng damit an, der Königin das Recht streitig zu machen, in dessen Mitte zu erscheinen, aber sie spottete dieses Einwurfs, und berief sich auf das Beyspiel der Königin Marie von Medicis. Der Tag wurde anberaumt. Der Gardekapitän besuchte zuvor, wie gewöhnlich, die Gefängnisse, und nahm die Schlüssel des Gerichtshofes. Die Königin stand sehr früh auf, und schmückte sich mehr, als sie sonst pflegte. Prächtige Ohrgehänge, ein kostbares Kreuz auf ihrem

Busen, und ein schwarzer Schleyer gaben ihr ein sehr edles Ansehen. Mit großem Pomp, umgeben von den Garden und Schweitzern, Chevauxlegers und Mousquetairs, trat sie, nebst dem jungen Könige, der damals ausserordentlich schön war, den Zug an. Viele Prinzen und große Herren folgten. Vier Präsidenten empfiengen sie in der heiligen Kapelle, wo sie Messe hörte. Der König, noch im Kinderrocke, wurde von seinem ersten Stallmeister auf den Thron getragen. Die Königin stand zu seiner Rechten; der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé neben ihr; dann folgten die Herzoge, Pairs und Marschälle von Frankreich. Zur Linken des Thrones stand der Kardinal Mazarin mit einigen geistlichen Pairs. Zu des Königs Füssen auf den ersten Stuffen saß der Herzog von Joieuse, dessen erster Kammerherr; unter ihm der Kanzler von Frankreich; neben ihm zu ebner Erde befanden sich die Präsidenten. Madame de Senecey, des Königs Gouvernante, stand dicht neben ihm, die vier Garde-Capitains mit ihren Stäben umringten ihn. Die vier Staats-Sekretairs, einige Prinzessinnen und die

Hofdamen der Königin saßen auf verschiedenen Bänken.

Der junge König hatte seine Rolle gut einstudirt. Nachdem alles sich geordnet, begrüßte er die Versammlung, warf dann einen Blick auf seine Mutter, gleichsam ihre Einwilligung heischend, und sagte sehr laut: „Meine Herren, ich bin hieher gekommen, um von meinen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen ankündigen." — Er sprach diese wenigen Worte mit so vielem Anstand, daß die ganze Versammlung ihm laut und lange zujauchzte. Dann hielt der Kanzler eine kräftige Rede, von dem erworbenen Ruhme in gewonnenen Schlachten, von dem Wunsche der Regentin Frieden zu schließen, von der Nothwendigkeit die Feinde dazu zu zwingen, und endlich, — denn darauf zweckte alles ab — von dem Geld-Bedürfniß. Der erste Präsident Molé, äußerte sich sehr schmeichelhaft für die Königin und ihren Minister, aber auch sehr herzlich für das arme Volk; seine Rede schien darauf berechnet, Allen zu gefallen. Der General Advokat Talon hingegen sprach sehr kühn von Be-

drückung des Volkes, für welches er knieend mit rührendem Pathos um Gnade flehte, zugleich aber auch einige, nicht wohl aufgenommene, Winke über die grenzenlose Gewalt der Günstlinge gab. Die Königin fragte an demselben Tage die Frau von Motteville um ihr Urtheil über diese Rede. Die Befragte rühmte die Freymüthigkeit des General-Advokaten. „Sie haben Recht“ sagte die Königin, „ich billige die Wärme, mit der er das arme „Volk vertheidigte; ich achte ihn darum hoch, „denn man schmeichelt uns nur zu oft; allein für „mich, die ich mein Volk so gern erleichtern „mögte, hat er doch wohl ein wenig zu viel ge„sagt.“

Die Erzählerin springt nun, nach ihrer Gewohnheit, auf einen sehr entfernten Gegenstand über, nemlich auf eine Liebes- und Heyrathsgeschichte der Mademoiselle de Rohan, an der nichts merkwürdig ist, als daß diese schöne, reiche Dame die Hand des Herzogs von Weimar ausgeschlagen, von dem Frau von Motteville sagt, daß er an Ruhm so reich gewesen, als Cäsar und Alexander. Eine andere Vermählung machte mehr Aufsehen. Der

König von Polen warb um die Hand von Mademoiselle, die seine Anwerbung mit Hohn aufnahm, wegen seines podagrischen Alters und der Barbarey seines Landes. Darauf wandte er sich an die Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs von Mantua, die, nach ihres Vaters Tode, in Paris ein stilles angenehmes Leben führte. Ihr Ruf war nicht der beste, denn sie hatte schon mehrere Intriguen, unter andern eine ziemlich anstößige mit dem Oberstallmeister Cinqmars gehabt. Sie mogte also wohl sehr zufrieden mit dieser unverhofften Wendung ihres Schicksals seyn. Als die polnischen Gesandten zu Fontainebleau Audienz bey der Königin hatten, versteckte sich die Prinzessin Marie hinter Frau von Motteville; allein die Polen, die alle französisch gekleidet waren und sich von Franzosen nicht unterschieden, bemerkten sie doch, und begrüßten sie sehr ehrerbietig als ihre künftige Königin. Es wurde ihnen ein großes Souper gegeben, bey welchem, durch eine Zänkerey der Küchenbeamten, kein Rindfleisch war, das heißt: der ganze erste Gang fehlte, und beym Weggehen mußten die Gesandten bis an die große Treppe im Dunkeln tap-

pen. Die Königin war anfangs aufgebracht über diese dummen Streiche (bévues) hernach aber sagte sie lachend: „Frankreich könne weder in großen noch in kleinen Dingen eine gewisse Ordnung halten, und man müsse Geduld haben." — Eine zweyte Gesandschaft der Polen im nächsten Winter, gab den Parisern einen Begriff von der alten Pracht der Meder und Perser. Man hatte den Herzog von Elboeuf mit Staatswagen entgegen geschickt, aber diese erschienen ärmlich gegen die der Polen, die so weit herkamen. Der feyerliche Einzug war ein imposantes Schauspiel, und die Franzosen, die anfangs Lust hatten zu spotten, verstummten und gafften. Eine Compagnie Fußgarde, in roth und gelber Uniform mit großen goldenen Schleifen, eröffnete den Zug. Alle zeigten sich in ihrer Nationaltracht, die Knöpfe der Officiere bestanden aus Diamanten und Perlen. Auf diese folgten noch einige andere Compagnien, immer prächtiger gekleidet, der Diamanten blitzten immer mehrere, die Rüstungen der Pferde waren damit bedecket. An die Garden schloßen sich unsere Studenten, die bey dieser Gelegenheit, zur Ehre der Fremden und zur

Schande ihres Vaterlandes, entgegen geritten waren; aber sie stachen armselig ab mit ihren Bändern und Federn von allen Farben. Hinter ihnen ritten viele polnische Herren in Gold und Silberstoff gekleidet und mit Diamanten besäet. Man muß gestehen, sagt Frau von Motteville, daß die Pracht dieser Fremdlinge noch viel Wildes hat. Sie tragen keine Hemde und schlafen nicht zwischen Laken, sondern auf Thierfellen. Sie tragen Pelzmützen auf geschornen Köpfen. In der Regel sind sie so dick, daß einem übel wird wenn man sie ansieht, (qu'ils font mal au coeur) auch sind sie sehr unreinlich. Jeder Pole hatte einen Franzosen neben sich. Der Zug war lang. Einige Polen erschienen mit Hahnenfedern, als Zeichen ihrer Würde geschmücket. Einige Pferde waren roth angemahlt, und diese Mode, so wunderlich sie ist, wurde nicht unangenehm gefunden. Die Gesandten selbst, der Bischof von Ermeland und der Palatin von Posnanien, kamen zuletzt. Der Palatin war ein schöner Mann, mit einem ziemlich langen und dicken Barte. Der Bischof unterschied sich in nichts von den französischen Bischöfen. Nun folgten ihre Wagen,

an denen alles von Silber war, was an den unsrigen von Eisen zu seyn pflegt. Den wohlgenährten, schönen Rossen sah man die weite Reise nicht an.

Die Gesandtschaft wurde in den Palast Vendôme einquartirt, und auf königliche Kosten prächtig unterhalten. Die Vermählung sollte mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vollzogen werden, um diesen Barbaren die ganze Größe Frankreichs zu zeigen; allein es erhoben sich bey dieser Gelegenheit wieder so viele Rangstreitigkeiten, die auf keine Weise zu beseitigen waren, daß man für besser hielt, sie ganz im Stillen zu feyern. Die Prinzessin Marie hatte nicht einmal das Vergnügen, den polnischen Königsmantel, weiß mit großen goldnen Flammen, dabey zu tragen, woher es denn kam, daß ihr Rock von Silberstoff, der nur als Unterkleid dienen sollte, zu kurz für eine solche ernste Feyerlichkeit war. Dagegen trug sie einen Schmuck von den Diamanten der Krone, den die Königin eigenhändig geordnet hatte, und eine Krone auf dem Haupt von großen Diamanten und Perlen. Als sie angekleidet war, gieng sie, um sich der Königin zu zeigen, und machte bey dieser Ge-

legenheit dem Kardinal das Compliment, „er solle urtheilen, wie ihr die Krone stünde, die er ihr auf das Haupt gesetzt.“ Nach der Trauungs=Ceremonie führte die Regentin die neue Königin zum Essen, und ließ sie vor sich hergehen, welches von vielen gemißbilligt wurde, weil Polen nur ein Wahlreich sey. Die prächtige Tafel, bey der es viele Gebäude von Zucker gab, währte lange und war sehr langweilig. Als nachher der Hof der neuen Königin Glück wünschte, sagte ihr der Abbé de la Riviere, der Günstling des Herzogs von Orleans, sie würde besser gethan haben, als Madame in Frankreich zu bleiben. Dieß unbescheidene Compliment bezog sich auf eine alte Liebesgeschichte zwischen der Prinzessin und dem Herzog von Orleans, von dem sie war verlassen worden. Auch antwortete sie stolz: „Ihr Herr ist bestimmt Monsieur, und ich Königin zu seyn. Ich bin mit meinem Schicksal zufrieden.“ — Einige Tage nachher wurde ein Ball gegeben, dessen Pracht der polnische Gesandte sehr gleichgültig anzusehen schien. Der König tanzte mit der neuen Königin und zwar ganz vortrefflich. Die Abreise dieser liebenswürdigen Dame war allen ihren Freunden

sehr schmerzlich. Sie veränderte als Königin nichts in ihrem Betragen; sie ließ ihre Freundinnen sogar sitzen, wenn sie allein bey ihr waren. Beym Abschied küßte sie alle Damen von Stande. Ueberall wo sie durchreiste, empfieng sie die größten Ehrenbezeugungen; aber Glanz und Freude verloren sich schnell, als sie in ihrer Hauptstadt anlangte, und nun den König erblickte, zu dem sie so weit herkam — alt, podagrisch, übermäßig fett, übel gelaunt. Er empfieng sie in einer Kirche auf einem Stuhle sitzend von dem er nicht einmal aufzustehen die Miene machte. Sie kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand. Er sah sie steif an und ließ sich die Hand küssen ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich zu dem französischen Ambassadeur Bregi, der neben ihm stand, laut sprechend: „Ist „das die große Schönheit, von der Sie mir „solche Wunderdinge erzählt haben?“ Die arme Prinzessin stand versteinert. Endlich erhob sich der podagrische Herr Gemahl, ließ sich noch einmal trauen, und führte sie dann zur Tafel, wo ein abscheuliches Stück Fleisch servirt wurde. Am Abend flüsterte die erschrockene Prinzessin ihrer Begleiterin

in die Ohren, es wäre wohl besser nach Frankreich umzukehren. So verstrich der erste Tag. Seine podagrische Majestät sprachen gar nicht mit der Gemahlin, gaben ihr nicht das geringste Zeichen von Zärtlichkeit, und ließen sie sogar wider ihre Erwartung, allein schlafen gehen. Die Marschallin von Guebriant, die mit ihr gekommen war, beschwerte sich besonders über den letzten Punkt, der Verachtung anzudeuten schien. Vielleicht waren es die Klagen, die den König nach und nach zu einer mildern Behandlung bewegten, und als Madame de Guebriant abreiste, schien die Prinzessin schon zufriedener mit ihrem Schicksal, besonders da sie von allen Seiten, nach Gewohnheit des Landes, reiche Geschenke empfieng und Schätze zu sammeln hoffte.

In Frankreich machte sich Mazarin immer verhaßter, und die einst geliebte Regentin theilte den Volkshaß, weil sie von diesem Manne sich ganz beherrschen ließ. Um in diesem blinden Vertrauen sie zu erhalten, suchte er sie und den Hof durch allerley neue Schauspiele zu zerstreuen. Er ließ Maschinerien aus Italien kommen, und eine Oper, die

vielen Kennern sehr gefiel, aber nicht das Glück hatte, der Frau von Motteville zu gefallen, der diese Art von Schauspielen zu lang und die Recitative mehr für den Geist, als für das Ohr gemacht schiene. In der Fastnacht dieses Jahres (1646) ließ die Königin eine solche Oper in dem kleinen Saale des Palais royal aufführen, wobey keine andere Zuschauer gegenwärtig waren, als der König, die Königin, der Kardinal und die wenigen, zum innersten Cirkel gehörigen Personen, etwa 20 oder 30 in allem. Wir meynten, sagte die Erzählerin, daß wir vor Kälte und langer Weile sterben würden, denn im Theater müssen Menschen seyn, sonst findet man da kein Vergnügen.

Der König wuchs heran, man mußte an seine Erziehung denken. Die Königin that es, doch nur, indem sie dem Kardinal die ganze Sorge dafür übertrug, und sogar deswegen einen neuen Titel erschuf, nemlich: Intendant der königlichen Erziehung, wodurch denn auch die Zukunft des Reiches, so wie bisher die Gegenwart, in Mazarins Hände gelegt wurde. Zwar wählte er zum Gouverneur Ludwig des Vierzehnten den

Marquis de Villeroi, den wackersten Mann am Hofe, der nicht allein Armeen commandirt hatte, sondern auch das Innere des Reiches sehr gut kannte und Staatsgeschäften wohl gewachsen war; allein er ließ ihm nicht freye Hand und Villeroi bat bisweilen seine Freunde, eine etwa fehlerhafte Erziehung ihm nicht zuzurechnen; der Boden sey vortrefflich, allein es stehe nicht in seiner Macht, ihn zu rechter Zeit zu bearbeiten. Indessen stellte er dem jungen Könige doch gern alle die Männer vor, die durch Wissenschaften und Künste sich auszeichneten. Sein Instructor hingegen, der Abbé de Beaumont, ein Doctor der Theologie, entfernte solche Leute so viel möglich aus einer Art von Eifersucht. Ueberhaupt war er zwar ein ehrlicher Mann, aber zu diesem Posten nicht geschaffen; lateinisch konnte er den König lehren, doch dessen Geist nicht zieren. Der Knabe, der einst eine so große Rolle spielen sollte, übersetzte jetzt den Cäsar, lernte tanzen, zeichnen, reiten, und that sich in allen körperlichen Uebungen sehr hervor. Lehren der Tugend und Frömmigkeit gab ihm seine Mutter;

Im Sommer dieses Jahrs zogen die Prinzen wieder zu Felde. Frau von Motteville klagt, daß damals viele Freunde Abschied von ihr genommen, die sie zum letztenmal gesehen, weil sie in diesem mörderischen Feldzuge ihr Leben verloren, und macht dabey die Bemerkung, nichts auf der Welt sey so schön als die Tapferkeit, aber nichts auf der Welt schlimmer als der Krieg. In diesem Zeitpunkt schwebte sie selber in einer Gefahr, die für Höflinge furchtbarer ist als der Tod, nemlich in der, vom Hofe entfernt zu werden. Eine gewisse Mademoiselle de Beaumont hatte, ihrer Freymüthigkeit halber, dem Kardinal mißfallen, und, da es nicht schwer ist, den Großen diejenigen Personen die viel reden, gehässig darzustellen, so wurde es ihm leicht ihre Verbannung auszuwirken. Sie war eine Freundin der Frau von Motteville, die deswegen ein gleiches Schicksal treffen sollte; allein die Königin hatte die Güte, sich bey ihrem Minister für sie zu verbürgen, und so zog das Ungewitter vorüber. Sie wußte von nichts, und erstaunte nicht wenig, als ihr das Schicksal der Mademoiselle de Beaumont zu Ohren kam. Ihre

Freunde hielten auch sie für verloren. Nicht ohne Bangigkeit trat sie vor die Königin, deren Gesicht allerdings etwas verändert war. Sogleich sahen die Höflinge sie nur von weitem an und zischelten sich in die Ohren. Sie wagte es dennoch in das Cabinet der Königin zu treten, die eben ins Bad gieng und sie freundlich aufnahm. Sie knieete an der Badewanne und nahm sich die Freyheit zu fragen: wodurch ihre Freundin die Ungnade der Königin verwürkt habe? da antwortete diese: „Sie hat meine Handlungen getadelt; sie „gehört zu der Klasse von Menschen, die über „alles schwäzen und alles mißbilligen, nicht aus „guten Absichten, sondern aus Stolz und Un„wissenheit.“ — Frau von Motteville wagte es doch sie zu entschuldigen, wenigstens ihre gute Absicht in Schutz zu nehmen. Da zog die Königin ihre Hand aus dem Wasser, und legte sie ganz naß auf die der Frau von Motteville, die sie drückte, sprechend: „Sie sind zu gut. Ich versichere „Sie, daß sie nicht eben das für Sie thun „würde, und ich weiß, was ich sage.“

Der Kardinal sprach auch mit ihr über diesen Gegenstand, und gab ihr zu verstehen, daß die Verbannte sie oft compromittirt habe, indem sie bey den bittersten Ausfällen gegen die Königin zu sagen pflegte: „Frau von Motteville und ich mey„nen oder urtheilen so und so." Da es jedoch der Verfasserin schien, als wolle der Kardinal sie nur mit ihrer Freundin entzweyen, so fuhr sie dennoch hin zu dieser um ihr Beyleid zu bezeigen; sie nahm sogar mit Thränen Abschied von ihr, und that sich keinen Zwang an, weil sie glaubte, alle die dabey gegenwärtigen Personen wären brave, zuverläßige Leute. Aber noch am selbigen Abend wußte Mazarin alles, und machte ihr Vorwürfe über die bezeigte Rührung, welche gewissermaßen die Königin einer zu großen Strenge anklage. Allen Gefühlen muß ein Höfling entsagen, sobald sie dem Gebieter mißfallen. Frau von Motteville nahm sich wohl in Acht, noch länger den Advokaten ihrer unglücklichen Freundin zu machen; sie begleitete die Königin nach Fontainebleau, wo, wie sie sagt, alle Vergnügungen der Damen auf das Bett der Seine eingeschränket waren, denn der

ganze Hof badete sich täglich mehrere Stunden, auch der König und sein Gouverneur; doch blieb alles in den Schranken des strengsten Wohlstandes, denn jeder Badende trug ein langes, graues Hemde, und alle Mannspersonen unter 60 Jahren waren bey der Armee. Ein schwedischer Gesandte fand sich damals ein, der Graf de la Gardie, kein großer Minister, aber ein liebenswürdiger Mann, von dem es hieß, er stehe bey seiner Monarchin in großen Gnaden. Auch benahm er sich wie ein Günstling und sprach von ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken. Er versicherte, daß sie ganz nach ihrem eigenen Kopfe regiere, und ihre Zeit zwischen dieser Sorge und dem Studiren theile; daß sie, von Gestalt und Geist, männlich sey, und die Männer nicht aus Liebe, sondern aus Verdruß sterben lasse, wie solches dem großen Philosophen Descartes widerfahren, dessen Philosophie sie mißbilligte. Die Briefe, welche sie an den französischen Hof geschrieben hatte, wurden bewundert wegen der galanten Wendungen und der Leichtigkeit in einer fremden Sprache sich auszudrücken. Man lieh ihr damals alle mögliche Hel-

den=Tugenden, man stellte sie den berühmtesten Frauen des Alterthums gleich, und sagte: die tiefesten Wissenschaften wären ihr, was andern Frauenzimmern Spindel und Nähnadel sind. Der Ruf ist eine große Schwätzerin. Wir haben einige Zeit nachher erfahren, sagt Frau von Motteville, daß diese gothische Königin nur sehr mittelmäßige Verdienste besaß, noch weniger christliche Tugenden, und daß, wenn sie die moralischen übte, es mehr aus Laune als Empfindung geschah. Aber gelehrt war sie trotz Einem, und damals noch ein Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa. Die Verfasserin, der nichts kleinlich dünkt, was einem Hofe zur Zierde gereicht, vergißt nicht anzumerken, daß der Graf de la Gardie einen mit Gold und Silber gestickten Wagen zur Schau herum fahren lassen, umringt von 12 Pagen in der Livree seiner Königin, schwarz und gelb mit silbernen Borten.

Damals starb der, im vorigen Jahrhundert, wegen seiner Galanterie so berühmte Bassompierre. Heinrich IV. hatte ihn geliebt, Marie von Medicis ihn begünstigt, der ganze Hof ihn bewundert, und

doch wurde er jetzt nicht bedauert. Die jungen Leute spotteten seiner, sagten, er wäre aus der Mode, erzähle immer neue Geschichtchen, spreche immer von sich selber, und halte gern für andere eine leckere Tafel, während er selber kaum zu essen habe; vor allen Dingen wolle er noch immer gefallen, und mache nach alter Weise den Damen den Hof. Das war wohl sein gröstes Verbrechen, zu einer Zeit, wo Ehrsucht und Habsucht die vornehmsten Tugenden der Großen und der ehrlichsten Leute des Jahrhunderts waren. Die strenge Regierung des verstorbenen Königs und die Gemüthsart des Kardinal Mazarin hatte mit zu dieser Stimmung beygetragen. Der Letztere verachtete die wackersten Frauen, und schätzte die schönen Wissenschaften gering, so wie alles, was Männer abschleift. Daher hielten es die jungen Leute gleichsam für eine Schande, den Damen Artigkeit zu beweisen, und waren folglich mit aller ihrer Jugend weniger werth, als die Ueberreste des Marschalls von Bassompierre. (Diese Zeiten sind wiedergekommen!)

Der König von Spanien hatte damals das Unglück in kurzer Zeit seine Gemahlin, die Kaiserin seine Schwester und seinen einzigen Sohn zu verlieren. Anna von Oestreich schien gerührt von den Leiden ihres Bruders, sie schrieb ihm einen theilnehmenden Brief, und erhielt eine herzliche Antwort, in der er unter andern sich beklagte, daß er nur durch Kaufleute Nachrichten von ihr erhalte. „Wenn wir gleich als Könige uns Schlachten liefern" schrieb er, „so können wir doch als Geschwister uns lieben." — In einem andern Briefe bot er die Hand zum Frieden, und fügte hinzu: „Ich glaube nicht, daß Ihro Majestät die Mauern „vergessen hat, in welchen sie gebohren ist." Aber Anna von Oestreich war jetzt Regentin von Frankreich und Mutter eines Prinzen, auf dessen Haupte sie gern alle Kronen vereinigt hätte. Mitten unter den Klagen über ihres Bruders Unglück, ließ sie sich doch die Bemerkung entschlüpfen, daß, wenn etwa auch die Infantin, die einzige noch übrige Tochter des Königs von Spanien sterben sollte, sie die nächste Thron-Erbin sey. Von dem Prinzen von Condé, dem Vater des tapfern Her-

zogs von Enghien, der um diese Zeit starb, entwirft die Verfasserin ein Gemählde, welches nahe an Karikatur grenzt. Seine Vorfahren waren Hugenotten, er hingegen ein großer Feind dieser Sectirer; einst von Heinrich IV. für seinen vermuthlichen Nachfolger erklärt; damals so arm, daß seine Einkünfte sich kaum auf 10000 Livers beliefen; jezt eine Million jährlicher Einkünfte hinterlassend. Er war habsüchtig, und, wenn man es recht gelinde ausdrücken will, unglücklich im Kriege. In seiner Jugend soll er schön gewesen seyn, im Alter sah man ihn nur schmutzig und häßlich, mit großen rothen Augen, vernachläßigtem Barte und sehr fett geschmierten Haaren, die er immer hinter die Ohren strich, eine widerliche Gestalt. Aber er hielt streng auf die Gesetze, nahm im Conseil stets die gerechte Sache in Schutz und war die Geißel der Partheymacher. In seinem Hause herrschte eine pünktliche Ordnung. Er selbst gab Acht, daß seine Leute an Sonn- und Feyertagen in die Messe giengen, und um zu dieser Pflicht sie noch mehr aufzumuntern, schenkte er zu Ostern einem Jeden einen — Viertelthaler.

Bisweilen gieng er selbst auf die Märkte und fragte nach den Preisen der Lebensmittel, um zu erfahren, ob die Polizey ihre Schuldigkeit thue, vielleicht auch um das Volk zu gewinnen, und es im Nothfalle gegen den Minister zu gebrauchen, dessen Handlungen er mißbilligte. Im Conseil widersprach er gewöhnlich, doch immer nur aus Eifer für das Wohl des Staates. Das sagte er auch sterbend dem Minister, den er um Verzeihung bat. Mit seiner Gemahlin lebte er, als ob er sie stets geliebt hätte, im Grunde achtete er sie wenig und sie war auch nicht in Verzweiflung über seinen Tod. Madame de Rambouillet sagte damals: die Prinzessin habe nur zwey schöne Tage mit ihrem Gemahl erlebt, nemlich den Hochzeitstag und seinen Sterbetag. Man bediente, wie gewöhnlich, sein Bild noch drey Tage nach seinem Tode mit großer Feyerlichkeit, und die Hoflinge spotteten über den Schmerz, den seine abgeschiedene Seele bey den vielen unnützen Kosten empfinden würde.

Der Herzog von Enghien wurde nun erster Prinz vom Geblüt, und, wie zuvor sein Vater,

Monsieur le Prince genannt. Die Königin machte eine Condolenz-Visite bey seiner Mutter, doch mehr um sich mit ihr zu freuen.

Das erste große Trauerjahr um den verstorbenen König war verflossen, und seine Wittwe, die das Schauspiel liebte, brauchte sich nun nicht mehr im Theater zu verstecken. Einen Tag um den andern war französische und italienische Comödie. Der Pfarrer von St. Germain schrieb deshalb an die Königin und machte es ihr zur Gewissenspflicht solche Greuel zu verbieten, besonders die italienische Comödie, die sich größere Freyheiten herausnahm. Sie wurde wirklich in ihrem Gewissen durch diesen Brief beunruhigt und fragte viele Bischöfe um Rath, welche meynten: wenn ernsthafte Begebenheiten dargestellt würden, so habe es nichts zu bedeuten; die Höflinge würden nur noch etwas Schlimmers thun, wenn sie nicht in die Comödie giengen u. s. w. Es blieb also beym Alten. Aber der Pfarrer von St. Germain beruhigte sich dabey nicht. Er kam nun in Person zu der Königin, wiederholte daß das Schauspiel eine Todsünde sey, und brachte ihr diesen

Urtheilsspruch von sieben Doctoren der Sorbonne unterzeichnet. Neue Gewissens-Skrupel. Sie schickte deshalb den Abbé de Beaumont an die Sorbonne ab, um zu vernehmen, ob alle Glieder derselben gleiche strenge Gesinnungen hegten? da fand es sich, daß zehn oder zwölf andere Doctoren meynten: wenn in der Comödie nichts vorkäme was Aergerniß erweckte, und gegen die guten Sitten liefe, so könne man sie immer mit ansehen. Es blieb also doch beym Alten, und der eifernde Pfarrer von St. Germain erndtete blos den Spott der Höflinge. Die wichtigste Person am Hofe schien jetzt der neue Prinz von Condé, der Sieger bey Rocroi und Freyburg, der Eroberer von Dünkirchen. Wenn er zu der Königin kam, so füllte sein Gefolge ihr Zimmer mit den vornehmsten Herren des Reichs. Seine Günstlinge waren junge Leute, die seine Feldzüge mitgemacht hatten, und nun seinen Ruhm theilten. Man nannte sie die kleinen Herren (les petits maitres) sie machten die Importans vergessen. Der Prinz selber ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, seinen neuen Rang zu behaupten. Seit dem Tode

seines Vaters war er Mitglied des Conseils. Als er dort bemerkte, daß der Herzog von Orleans gewöhnlich einen Sekretair hinter seinem Stuhle stehen hatte, so maßte er sich dasselbe Recht an. Allein der Herzog ließ ihn durch eine dritte Hand wissen, sein Vater habe das nie gethan, und, wenn er den Sekretair nicht von seinem Stuhle entfernte, so werde man es mit Gewalt thun. Der stolze Prinz fügte sich, weil sein Vater sich darin gefügt hatte, sagte aber doch beym Weggehen zu dem Herzog: „in wichtigen Dingen habe er allen „Respect vor ihm, darum hätte er wohl bey diese„ Kleinigkeit ihm auf eine mildere Weise einen Wink „geben können.“ Der Herzog machte eine Entschuldigung, und beyde blieben gute Freunde, so wie es nemlich Fürsten seyn können, deren Verstand und Gefühl nur die Politik beherrscht.

Gegen Ende des Carnevals (1647) gab Mazarin dem Hofe ein großes Fest, eine schöne Oper mit Maschinerieen nach italienischer Weise. Er hatte die besten Musiker, die besten Maschinisten aus Rom verschrieben. Die Garderobe war prächtig. Die Weltkinder ergötzten sich, die Frömmlin-

ge murrten. Die Zubereitungen hatten so viel Zeit geraubt, daß die erste Vorstellung nicht früher als am Sonnabend gegeben werden konnte, und noch dazu spät anfieng. Das war der Königin nicht recht, die am Sonntag ihre Andacht verrichten wollte, und an solchen Tagen sich immer sehr zeitig zurückzog, um am andern Morgen früh aufzustehen. Ganz wegbleiben wollte sie doch nicht, um den Kardinal nicht zu kränken, aber sie verließ das Schauspiel als es erst zur Hälfte aufgeführt war, woraus ein kleines Schmollen zwischen ihr und dem Minister entstand, welches den ganzen Hof einige Tage lang sehr ernsthaft beschäftigte. Es hatte doch weiter keine Folgen. Die Creaturen des Ministers erhoben seine Oper bis in den Himmel; sie wurde am Montag zum Zweytenmal gegeben, die Königin wohnte ihr diesesmal bis zu Ende bey, und es folgte ein Ball auf dem Theater, welches, wie durch Zauberey, in einen prächtig möblirten und durch vier Kronleuchter von Krystall erleuchteten Saal verwandelt wurde, so daß es schien, man sey in die Feen-Zeiten der Urganda und Armida versetzt — sagt Frau von Motteville, die auch bey die-

ser Gelegenheit den Putz der Damen und Herren, ihre Brillanten, ihre Perlen, und die Farben ihrer Bänder und Federn sehr umständlich beschreibt. Am Fastnachtsdienstage wurde dasselbe Schauspiel noch einmal wiederholt, und, da es spät endigte, blieben die Hofdamen ohne Abendessen. Der Kardinal bot ihnen das Seinige an; es war das erste und letztemal daß sie bey ihm speisten, aber sie wurden schlecht bedient, sehr kühl von ihrem weiberscheuen Wirthe unterhalten und trennten sich unzufrieden von ihm.

In der Fasten, die nun eintraten, beschäftigte sich Hof und Stadt aus langer Weile mit den Zänkereyen der Jansenisten und Molinisten über die Wirkungen der Gnade. Jansenius, Bischof von Ypern, hatte ein Buch geschrieben, welches die Meynung des heil. Augustin über dieses große Geheimniß enthalten sollte; Molina hingegen, ein spanischer Gottesgelehrter, hatte es widerlegt, und Papst Urban VIII. fünf Sätze jenes Buches als ketzerisch verdammt. Aber die Jansenisten behaupteten, diese fünf Sätze stünden gar nicht in dem Buche, und der Streit wurde hefti-

ger geführt als der Krieg in Deutschland. Es gab keinen Franzosen, der nicht Parthie genommen hätte; die Damen warfen ihre Romane bey Seite und studirten den Jansenius; die Königin erklärte sich für denselben; Frau von Motteville aber meynte, daß es sehr mißlich sey, von Dingen zu sprechen, von welchen der heil. Augustin selber nichts verstanden hätte. Sie hält sich auch lieber bey kleinen Intriguen auf, deren ihr keine entgangen ist. Der Herzog von Orleans hatte schon lange einem Hof-Fräulein der Königin, Mademoiselle du St. Megrin, eine besondere Zuneigung bewiesen, doch die stärkste Probe derselben war ein Halsband von Perlen, durch welches er das Recht erkauft zu haben glaubte, keinen andern Anbeter bey ihr zu dulden. Sie hingegen hatte mehr Hang zum Vergnügen als zum Geitze, sie lachte gern und unterhielt sich gern mit einem gewissen Gersé, einem muntern, geistreichen Manne. Der Herzog, der weder munter noch geistreich war, empfand das sehr übel, und als Gersé eines Morgens nach dem Palais Luxemburg kam, um ihm den Hof zu machen, befahl er ohne Umstände seinem Garde-Capitain, er solle ihn

zum Fenster hinaus werfen. Der Abbé de la Riviere wurde sein Retter, da er ihm entgegen lief und von der drohenden Gefahr unterrichtete. Der ganze Hof erstaunte nicht wenig, daß eine so schwache Neigung (denn einer starken Leidenschaft war der Herzog unfähig) eine so gewaltsame Handlung blinder Eifersucht hervor bringen könnte. Er hatte Gersé und das Fräulein eines Tages mit einander schwätzen und lachen sehen, und geglaubt, sie lachten über ihn. Das war Alles. (Man muß gestehen, daß die vormaligen Großen in Frankreich oft sehr kleine Menschen waren. Man lernt sie aber auch nirgend besser kennen, als aus den Memoiren der Frau von Motteville. Es wäre zu wünschen, daß man von jedem Hofe solche Memoiren hätte; wie oft würden sich die größten Weltbegebenheiten daraus aufklären lassen! und wie oft würden wir entfernt Stehenden erröthen über unsere Freygebigkeit, mit der wir den Handlungen der Großen die erhabensten Motive unterschieben!)

(Die Fortsetzung künftig.)

Die Reise des Grafen Potozki.

(Beschluß.)

Obgleich die gelehrten Forschungen des Herrn Grafen hier nicht mitgetheilt werden sollten, so ist doch eine, auf die Kalmücken bezogene Stelle des Herodot so interessant, daß sie dem Leser nicht kann vorenthalten werden. „Am Fusse hoher Ge„birge" erzählt Herodot, „leben Menschen, von „denen man sagt, daß sie von Geburt an kahl „sind, sowohl die Männer als die Weiber."

Anmerkung. Die kalmuckischen Mönche scheeren ihre Köpfe ganz glatt, und die Kinder, die einst Priester werden sollen, gewöhnlich der dritte Sohn, werden geschoren sobald sich Spuren von Haaren zeigen. Ehemals weihte man auch Mädchen zur Priesterschaft.

Text. „Sie haben eine stumpfe Nase, ein „großes Kinn und ihre eigene Sprache."

Anmerkung. Hier ist die Gestalt der Kalmücken sehr deutlich bezeichnet.

Text. „Sie kleiden sich wie die Scythen „und leben von Früchten."

Anmerkung. Die Gellongs dürften eigentlich, nach der Strenge ihrer Ordens-Regel, nur Pflanzenkost genießen.

Text. „Der Baum, von welchem sie sich „ nähren, heißt der Pontische, hat die Größe eines „ Feigenbaumes und trägt Früchte so groß als Nüsse, „ diese zerdrücken sie in ihren Kleidern wenn sie „ reif werden, dann läuft ein fetter, schwarzer „ Saft heraus, den sie Aschi nennen, ihn auf- „ saugen, oder mit Milch vermischt trinken, oder „ auch Massen daraus bilden zur Speise."

Anmerkung. Auf den Steppen an der Wolga findet man gar keine Bäume, auch sind sie viel zu weit von den Gebirgen, deren Herodot erwähnt, entlegen, als daß man den pontischen Baum da suchen dürfte. Aber zweyerley ist zu bemerken. Aski bedeutet im Tartarischen und Mongolischen alles Saure. Vermuthlich haben die Scythen dem Herodot diesen Saft als sauer beschrieben, und er hat geglaubt, das Beywort sey der Nahme. Die Kalmücken an der Wolga bedienen sich der kleinen Beeren der Ephedra monostachya, von

ihnen Zergen genannt, die im Sande wachsen und nicht alle Jahr gedeihen, wenn sie aber gut gerathen, so werden sie ausgesaugt, oder ein dicker Saft daraus gemacht, der, mit der Butter vermischt, ihr eine rothe Farbe giebt.

Text. „Jeder liegt unter einem Baume. Im „Winter setzen sie weiße dichte Hüte auf diese „Bäume, die sie im Sommer wieder wegnehmen"

Anmerkung. Das sind doch offenbar die Zelte von weißem Filze, die sie nachher ohne Bäume zu befestigen gelernt haben.

Text. „Bis zu diesen Kahlköpfen hin ist alles „bekannt, aber Niemand weiß, was über ihnen „liegt, weil noch niemand die steilen Gebirge erklimmt hat."

Anmerkung. Aus dieser Stelle folgt, daß die Kahlköpfe nahe an den Altoi-Gebirgen wohnten, nicht aber am Jeraus und den indischen Bergen. An den Seen Bolkasch und Sassan waren folglich ihre Wohnplätze, und das ist das wahre Land der Kalmücken.

Text. „Die Kahlköpfe sagen — ich glaube

„ es aber nicht — diese Gebirge seyen von Men-
„ schen mit Ziegenfüßen bewohnt.“

Anmerkung. Solche Fabeln haben sich nicht nur bis auf die Zeiten des Marko Paolo, sondern sogar bis auf den heutigen Tag erhalten. Als der Lama mit dem Herrn Grafen von den Merkwürdigkeiten seines Landes sprach, sagte er: man glaube dort allgemein, es gebe wilde Menschen in der Wüste Charangui.

Text. „Und jenseits derselben finde man
„ Menschen, die ein halbes Jahr lang schliefen.“

Anmerkung. Soll ohne Zweifel heißen, sie hatten eine halbjährige Nacht; ein neuer Beweis, daß die Kahlköpfe an Sibirien stießen.

Text. „Die Scythen sagen, es gebe bey ih-
„ nen eine Gegend, wo die Luft so voll von Federn
„ ist, daß man nichts sehen noch weiter fortkom-
„ men kann. Ich denke aber es schneyt beständig
„ in diesem Lande und die Schnee-Flocken haben
„ viel Aehnlichkeit mit kleinen Federn.“

Anmerkung. Diese Stelle widerlegt den Vorwurf der Leichtgläubigkeit, den man dem Herodot gemacht hat. Er las seine Geschichte bey

den olympischen Spielen vor, ganz Griechenland jauchzte ihm Beyfall zu, Thucidides weinte vor Freude, Bewunderung und Nacheiferungstrieb. Die Nachwelt bestätigte das Urtheil der Zeitgenossen. Aber die Menschen ermüden leicht, immer dasselbe zu bewundern. Ctesias, der Arzt des jungen Cyrus, war einer der Ersten, der sich gegen Herodot erhob, ihn einen Lügner und Mährchen-Fabrikanten schalt; aber seine Beweise waren sehr armselig. Einige Jahrhunderte später wiederholte Strabo diese Verunglimpfungen, besonders in Ansehung der Scythen, von denen er doch selber nichts wußte.

Nach dieser kleinen Abschweifung begleiten wir den Herrn Grafen auf seiner weitern Reise. Kalmuk Basar, oder der Markt der Kalmucken liegt 7 Werste von Astrachan auf dem rechten Ufer der Wolga. Hier ist der Punct, wo die in Gesellschaft lebenden Völker mit den Nomaden sich berühren und Handel treiben. Die Russen bringen Branntwein, Brod und einige schlechte Kramwaaren dahin. Die Tataren holen dort Schaafe

für ihren Markt zu Astrachan. Die Tschirkassier arbeiten daselbst in Eisen und Leder. Die Kalmucken verkaufen ihr Vieh, ihre Filze und ihre Arme. Da sie sehr einfältig und leicht zu betrügen sind, so drängen sich die Kaufleute häufig nach Kalmuck-Basar und beleben diesen Ort. Südlich von demselben auf einem angenehmen Hügel, steht das Haus der Woronier, einer sehr achtungswerthen Familie, die durch ihre Kenntniß der mongolischen Sprache und ihre Verbindungen mit den kalmuckischen Fürsten sich auszeichnet. Besonders ist Tumen ihr vertrauter Freund, welches schon ein günstiges Vorurtheil für sie erweckt.

Nicht weit von dieser Wohnung steht eine tatarische Burg, in welche der Reisende sich für eine Zeit lang einquartirte. Die Tataren hatten damals (am 15. July) ihre Häuser schon verlassen, und lagerten sich auf den, an die Burg stoßenden Anhöhen, von wo sie nach und nach in die Ebene hinab rückten, so wie die Gewässer der Wolga sich zurückzogen. Aber nie entfernten sie sich weiter als einige hundert Schritte von der Burg. Dieses Kampiren war also nur noch eine Rückerinnerung an

ihre nomadische Lebensart, sie thaten es gleichsam nur um frische Luft zu schöpfen. Aber trotz der geringen Entfernung führten sie doch ihre Mollahs und diese wiederum tragbare Moscheen mit sich, eine Art von Hühnerhäuschen, in welchen sie einen possirlichen Anblick gewährten. Den Frommen genügte noch nicht einmal an solchen Moscheen, denn sie schleppten auch noch kleine Kapellen aus Weidenzweigen geflochten mit sich herum, in denen gerade so viel Platz war, daß ein Mensch sich darin niederwerfen konnte. Diejenigen, deren Sitten schon etwas verfeinert sind, halten sich in einem kleinen abgesonderten Lager auf, wo die Weiber der Kalmucken ihre Stutenmilch und getrocknetes Fleisch verkaufen. Hier verbreitet oft die Dichtkunst Anmuth und Fröhlichkeit. Der tatarische Troubadour begleitet seinen Gesang mit einer zweysaitigen Guitarre. Der Steg an diesem Instrument berührt sein linkes Ohr, er beugt den Kopf gegen die rechte Schulter hin, und heftet das Auge an den Boden, als ob er Gedanken oder Erinnerungen suchte. Die meisten dieser Gedichte sind eine Folge von Allegorien, deren jede in zwey Versen ausgedrückt

ist, die aber sonst in gar keiner Verbindung mit einander stehen. Zum Beyspiel:

„Ich ließ in meinem Garten eine Blume, die „von Niemand bemerkt wurde. — Ich reise und „meine Füsse stossen auf einen steilen Hohlweg. — „Mein Sperber und mein Roß kennen meine „Stimme nicht mehr u. dgl.“

Wir haben keinen Sinn für diese allegorischen Aphorismen, der tatarische Zuhörer hingegen ist ganz Ohr, stüzt sein Kinn auf das Knie, und sobald der Gedanke des Dichters ihn ergriffen hat, so thut er solches durch ein kurzes aber gellendes Geschrey kund, worauf er wieder in schweigende Aufmerksamkeit versinkt.

Manche Lieder sind mehr Ritter-Romanzen. Daß die Guitarre in den Händen der Jünglinge ein Dollmetscher der Liebe wird, ist begreiflich. Da Jedermann dem Edlen far niente obliegt und die Wohnungen nur mit Weiden und Rosengebüschen umzäunt sind, so hat Amor leichtes Spiel. Die Bewohner eines Auls sind sämmtlich miteinander verwandt, darum nehmen sie Weiber aus entfernteren Gegenden, aber zwischen Verlobung

und Hochzeit verstreichen oft Jahre, und man sagt, daß während dieser Zeit die Vettern ihren hübschen Mühmchen den Hof machen und nicht unerhört bleiben; wenigstens hat der Graf Potozki weder zu Cadix noch Madrid so viele Liebeslieder die ganze Nacht hindurch singen hören. Der Monat August war hier eine fröhliche Zeit. Die Erndte der Wasser-Melonen verbreitete überall Vergnügen und Thätigkeit; überall sah man diese Frucht essen oder verkaufen. Die Arabos mit ihren knarrenden Rädern brachten sie vom Lande, die Barken aus Astrachan führten sie weg; Fluß und Ebene zeigten immerfort ein belebtes Gemählde. Nach dieser Zeit wurde es immer stiller, und in den ersten Tagen des September bereitete sich ein Jeder sein bewegliches Landhaus in die Stadt zurück zu tragen. Diese Hütten wurden über die Mauern in den Hof geschaft, und dort in einer Ecke aufgestellt, wo sie denn wieder als Vorrathskammern dienten. Aber auch während der Auswanderung hatte die Burg immer noch einen Anschein von Bevölkerung behalten, den sie der Schifffarth nach Astrachan, der Post und dem Handel verdankte. Den letzteren trie-

ben die Tataren der Kuma, des Kuban, der fünf Berge und aller Winkel der Steppen. Kein Tag vergieng, wo man nicht eine ihrer Karavanen ankommen sah. Es gab auch Cosaken vom Jaik, welche die Sicherheit der Landstrassen wieder herstellen sollten, und zaporogische Cosaken, die aus dem Persischen Kriege zurück kehrten. Endlich erschien auch eine Gesandschaft der Kirgisen, die freylich kein diplomatisches Ansehen hatte. Sonst stehen die Kirgisen fast in gar keinem Verhältniß mit Astrachan, sondern treiben ihren Handel in Orenburg. Kommt einer mit seinem Vieh auf den Markt, so stürzt alsobald ein Haufe russischer Krämer und Dollmetscher auf ihn los. Man reißt ihn vom Pferde, man zieht an Armen und Beinen ihn fort, Jeder will ihn in seine Bude schleppen. Diese Zudringlichkeit gefällt dem Kirgisen, er läßt sich aber nichts merken, sondern bestimmt sich maschinenmäßig für die Bude dessen, der ihn am stärksten zieht. Der Kaufmann kramt nun alles was er hat aus, um einen Tauschhandel anzuknüpfen. Der Kirgise spricht kein Wort, und betrachtet alles mit Gleichgültigkeit. Es wird

Branntwein gebracht, man trinkt, man umarmt sich, Alles umsonst. Endlich, wenn der Krämer meynt, der günstige Augenblick sey gekommen, so ergreift er den Kankruck des Kirgisen (seine Peitsche) und zählt ihm aus allen Kräften ein Dutzend derbe Schläge auf. Nun entrunzelt sich dessen Stirn, er lächelt freundlich und der Kauf wird geschlossen, wobey er natürlich den Kürzern zieht.

Als der Graf nach Astrachan zurückkam, wohnte er einem, für ihn ganz neuen Schauspiele bey, nemlich einem feyerlichen armenischen Gottesdienste, den der Erzbischof im priesterlichen Schmucke hielt, und dabey eine Patriarchen-Mütze auf dem Haupte trug, die er, nach der Plünderung von Ararat von den Persern zurückgekauft hatte. Der Graf versichert, diese Ceremonie habe ihn ergriffen und an die wundervolle Einfachheit der ersten Kirche erinnert. Einige Tage nachher kamen zwey Meliks (armenische Edelleute) mit mehr als 500 wohlhabenden Familien, um sich in Rußland anzusiedeln. Diese Meliks waren höfliche, von den Persischen Angelegenheiten wohl unterrichtete

Leute, und unterschieden sich von den gemeinen Armeniern sehr zu ihrem Vortheil. Ehe der Reisende Astrachan verließ, wünschte er noch die Ufer des kaspischen Meeres zu besuchen, und machte eine angenehme Farth dahin in Gesellschaft des Admirals Achmatow und dessen Gemahlin; allein er fand nur überschwemmte und mit Dornen bedeckte Küsten. Der schöne Anblick der Fischereyen auf den Inseln der Wolga entschädigte ihn dafür. Eine Linie von kleinen Hütten aus Matten oder Rosengesträuchen, Kränze, Angelhaacken, Ankerboyen, Taue, Fischreusen, Körbe, Alles in Form von Guirlanden aufgehängt, dann wieder Flaggen, Bilder, Barken, Feuer dazwischen; diese große Mannigfaltigkeit gewährte die mahlerischeste Ansicht. Am 26sten September trat er seine Reise nach Kislar an. Kaum hatte er Kalmuck Basar verlassen, als das bewohnte Land sich aus dem Gesichte verlor. Man sah nichts als Himmel und Steppe, und eine Menge mit Salz bedeckte Seen. Schwäne in der Luft und einige Kalmucken, die auf Kameelen reisten, waren die einzigen lebenden Wesen, denen der Reisende begegne-

te. Die erste Post fand er auf freyem Felde gelagert, weil sie der Ueberschwemmungen halber dahin hatte verlegt werden müssen. Tataren von Astrachan bedienen die Post von Usuruk mit schnellen aber schlechten Pferden. Oeftere Unglücksfälle würden unvermeidlich seyn, wenn der Weg nicht so breit wäre als die ganze Steppe.

Am 27sten sah der Graf nicht weit von Bassy, an einem See, die Heerden des Fürsten Sangusch a, mit dem er so lange Zeit bey Tumen zugebracht hatte. Zwey Kameele, mit Wassertonnen beladen, begleiteten sie. Es war da ein kleines Dorf von Kasanischen Tataren, die wohlhabend zu seyn schienen und viel auf schöne Grabmäler hielten; drey derselben waren in arabischer Manier recht gut ausgehauen. — Ein See, unfern Bul Ali, erschien mit einer zahllosen Menge von wilden Gänsen bedeckt; man sah nichts weiter, so weit das Auge reichte. Auch Kraniche, Trappen u. dgl. gab es in großen Heerden und sie waren nicht scheu. Da das Posthaus von Bul-Ali abgebrannt war, so lebten die Tataren un-

ter Gottes freyen Himmel, und der Schreiber schlief in einem Hüttchen von Gesträuch.

Am 28sten erblickte der Graf zu seinem größten Erstaunen ein großes Schiff mitten in der Steppe. Es hatte im vorigen Jahre einige Wochen lang ein heftiger Südostwind geweht, der die ganze Gegend unter Wasser setzte, und eine Menge Schiffe bis auf 70 Werste vom Meere wegtrieb. Man hatte sie hernach zerlegt und fortgeschaft, nur dieß Eine war noch übrig.

Das Aeußere des Posthauses von Beth Aly war vielversprechend, allein es hatte weder Dach, noch Fenster, noch Diele, man müßte denn einige alte Bretter Dielen nennen, die den Tasten eines Claviers glichen, wenn man sie betrat; eine wahre Aeols-Orgel, auf welcher dieser Tyrann der Steppe den erstarrten Reisenden seine Arien vorheulte. In diesen Gegenden zogen Kalmucken herum, die der Krone unterworfen, uud, nach der Menge ihrer Kameele zu schließen, reich sind. Hier fangen auch die sogenannten Brackwasser an. Der Graf wollte Thee damit machen, es war aber nicht zu trinken. Zu Alabuga findet man das

letzte Posthaus, weiterhin nur Zimlanki, oder unterirdische Wohnungen. Menschen die zu Lande reisen, werden wohl selten von widrigen Winden aufgehalten, das war aber jetzt der Fall unweit Belurs, denn die, immer weiter sich ausbreitende Ueberschwemmung, die dieser Wind verursachte, nöthigte die Reisenden zu großen Umwegen. Hoiduck ist in dieser Gegend ein bevölkerter Ort. Es wohnt nemlich da ein Lieutenant mit drey Soldaten, Aufseher über die Salzsümpfe. Auch hat ein Armenier, der einen kleinen Handel mit Filz treibt, eine niedrige Hütte dort gebaut, die von den Tataren der kleine Pallast genannt wird; vielleicht spottweise, so wie die Spötter von Chamonien die Hütte eines Ziegenhirten am Eisthal das Schloß von Montenvert nennen. Der Graf Potozki verließ die Hauptstrasse, um dem alten Bette der Kuma zu folgen. Hier entdeckte er unvermuthet ein nomadisches Völkchen von Armeniern, deren Voreltern bereits eine Lebensart angenommen hatten, die sich allerdings für dieses Clima besser eignet, als der Ackerbau. Ihr Aul war nicht zahlreich, und sie

hatten sich mit einer kleinen Kalmucken Ulusse vereinigt. Zu Erklärung einer gewissen Stelle im Ptolomäus wünschte der Reisende zu erfahren, ob die Kuma sich in das Meer ergieße oder nicht? In Astrachan hatte man ihm sehr widersprechende Nachrichten darüber mitgetheilt, und nach zwey Posten von Kuma gänzlich falsch befunden; denn die Wahrheit ist, daß die Kuma sich ehemals durch drey Mündungen in das Meer ergoß, sich aber jetzt in der Steppe ausbreitet, wo ihre Gewässer auf der großen Oberfläche die sie einnehmen, verdünsten. So wenigstens erklärt er sich diese Erscheinung, die er übrigens dem Scharfsinn der Naturforscher empfiehlt, und nur noch bemerkt, daß die Kuma der Fluß Udo des Ptolomäus ist. Auf dem übrigen Wege bis Kislar, bemerkte der Graf dann und wann Grabhügel (Mogila's), alte Denkmäler, die, wie er glaubt, zu Erforschung der Völker dienen können, welche ehemals diese Gegenden bewohnten. Von der Kuma an hatte der Boden immer weniger Abwechslung, und wurde endlich zu einer, der Meeresfläche völlig gleichen Ebene; wo der Reisende die beste Gelegen-

heit hatte, jene optische Erscheinung zu beobachten, deren Pallas und Gmelin erwähnen; nemlich der Sehwinkel wird erweitert, alle Gegenstände scheinen weit größer, als sie sind, Menschen gleichen Obelisken, Kameele den Bergen, und Haidekraut den nogayischen Wohnungen, die zehn Fuß hoch sind. Oft reisset der Sturm Büschel von solchem Haidekraut los, und treibt sie auf der Steppe herum, dann erstaunt man, die scheinbar ungeheuren Massen sich so schnell bewegen zu sehen. Die oben genannten Professoren schreiben diese Erscheinung zitternden Dünsten zu. In diesem Falle müssen sie doch nur auf ganz ebenem Boden so stark würken. Eine ähnliche Täuschung bemerkt man zur See, bey Sonnen-Aufgang, wo Schiffe und Ufer in der Luft zu schweben scheinen.

Auf diesen ungeheuren Flächen wüthen die Stürme, allein man gewöhnt sich daran, besonders wenn man, wie der Graf Potozki, zwey Zergacks trägt. Dieß sind Röcke aus Pferdehäuten, dem Klima sehr angemessen. Die Kirgisen tragen deren mehrere übereinander, und sehen deswegen so unförmlich aus. Die Nogayer bedienen sich auch

der langen weiten Beinkleider aus Pferdehäuten, und die Reisenden würden wohl thun, diese Mode anzunehmen. Bey der Abfahrt von der letzten Station vor Kislar, sieht man, seit Astrachan, zum Erstenmal wieder einen Baum. Bald nachher entdeckt man die Pappeln, welche Kislar krönen.

Eine Fähre bringt den Reisenden über den Torok, und nun befindet er sich in einer Stadt, die keiner europäischen gleicht. Die Häuser, die Mauern, die Dächer, alles besteht aus Thon. Die letztern sind so flach, daß man sie Terrassen nennen könnte. Böse Fieber hatten dieß Jahr fürchterlich gewüthet, entweder eine Wirkung der großen Hitze, oder der aus Persien sich verbreiteten Ansteckung. Im Posthause war noch Niemand so gesund, daß er dem Ankommenden die Thür öffnen konnte. Er bezog eine Wohnung bey einem Armenier, wo eben erst zwölf Kranke genesen waren. Die Genesenden sind darum noch nicht außer Gefahr, denn oft folgen Ruhr und Wassersucht auf diese Fieber. Der Winter ist die einzige Jahreszeit, wo ein Fremder hoffen darf, in Kislar gesund zu bleiben.

Ein angenehmes Gehölz stößt an die Stadt. Die Vogelfänger treiben da ihre Kunst in groteske Tracht; man mögte sie für Waldgeister halten. Sie machen sich nemlich große, abgestumpfte Kegel von ineinander geflochtenen Zweigen, in die sie hinein kriechen und nur den Kopf heraus gucken lassen; aber auch diesen bestreuen sie mit Moos, Kräutern und Zweigen, und in dieser Equipage spucken sie um ihre Netze herum. Am 3ten October begleitete der Graf Potozki einen General nach dem Posten Laskiuren, wo die Grenze der Kumüken ist. Einige Kanonen und 30 Mann Wache beschützen ihn. Ein Kosack steht als Feldwache auf einem Baume, von dem er die ganze Ebene überschauen kann. Der berühmte Schwärmer, Sheik-Mansur eroberte einst diesen Posten, was ihm freylich wenig Mühe machte, denn er wurde blos von einigen alten Invaliden vertheidigt, und die Laffetten der Kanonen waren verfault. Sheik-Mansur baute eine bewegliche Brustwehr von Faschienen auf Rädern und bediente sich derselben mit ziemlichem Vortheil, wurde aber doch gefangen und nach Schlüsselburg geschickt.

Die Reisenden begegneten ungeheuren Karavanen von Unterthanen des Schemkals, welche Früchte nach Astrachan brachten. Dort werden sie in Fahrzeuge geladen um in Petersburg verzehrt zu werden. Vormals durften die Bergbewohner nur bis Kislar kommen, allein diese Stadt hat ihr Stapelrecht verloren.

Hier lernte der Graf einen Tschirkassischen Prinzen, Jeol, kennen, aus der Familie jenes Bokowitz, der, zu den Zeiten Peter des Großen, in dem Feldzuge nach China umgekommen. Es sah stattlich aus, wenn er zu Pferde mit Pfeilen nach Geflügel schoß. Der gelehrte Reisende, dem sehr darum zu thun war, richtige Begriffe von der awarischen Nation zu bekommen, fand seine Lage zu Kislar in dieser Hinsicht vortheilhaft, denn sein Wirth schickte oft Waaren dorthin, und noch neulich hatte der Chan der Awaren, Uma genannt, eine Pendeluhr von ihm begehrt, welche die Stunden schlüge, ein in seiner Hauptstadt Chamsey unerhörtes Wunderwerk. Sein deshalb erlassener Brief war in georgischer Sprache von einer seiner Frauen, einer entführten georgischen Prin-

zessin, geschrieben. Die Stadt Chamsey, die ungefähr die ganze Völkerschaft in sich fassen mag, zählt gegen 1000 Häuser.

Am 5ten October sah der Graf in der Festung die Geiseln von den Völkerschaften Jegusch, Issut und Tschetscheng. Die meisten waren krank, Einige lagen in den letzten Zügen, Andere schienen sich zu bessern. Zwey Russen und ein Tatar, die den Lesgiern entsprungen waren, langten zu Kislar an. Sie hatten 12 bis 15 Jahre in der Sklaverey zugebracht und während dieser Zeit mehrmahls die Flucht ergriffen, allein man hatte sie immer wieder erwischt, geschlagen und mit glühenden Eisen gebrannt. — Der Graf besuchte die Gemahlin des Generals Goritsch, der in Polen gedient hat. Sie war eine tschirkassische Prinzessin und benahm sich sehr anständig. Der General hatte sie entführen müssen, weil er kein Prinz war.

Der wißbegierige Reisende studirte jetzt das Kumuck tatarische, eine Sprache, die vom Terok bis an den Caucasus, und noch weiter in ganz Dagestan gesprochen wird. Sie unterscheidet

sich so sehr von allen tatarischen Mundarten, daß man in dem Volke, von welchem sie gesprochen wird, die Ueberbleibsel einer großen Nation, nemlich der Cumanier, nicht verkennen kann. Diese waren die Polowzer der russischen Jahrbücher und ließen sich größtentheils in Ungarn nieder, wo sie ihren Nahmen beybehielten, und auch ihre Sprache erst in dem vorigen Jahrhundert außer Gebrauch kam.

Am 7ten October langten Große von des Schemkals Hofe an. Dieser Fürst ist bekanntlich Herr von Dagestan. Er heißt Macktí und residirt zu Tarku. Die Kumücken haben noch viele scythische Gebräuche beybehalten. Stirbt einer ihrer Fürsten, so werden seinem Lieblings-Gaule die Ohren abgeschnitten und die Höflinge müssen sich das Gesicht zerfetzen. Valentin, der Gesandte des Kaisers Justin an den türkschen König Turpant, mußte mit seinem ganzem Gefolge diesem beschwerlichen Ceremoniel sich unterwerfen. Vor nicht langer Zeit mußten noch die Sklaven ihre Ohren bey solchen Gelegenheiten hergeben; oder wurden gar, wie bey den Scythen, erdrosselt.

Am 8ten October kam ein Kosak, der sich aus der Gefangenschaft der Tschetscheren losgekauft hatte. Diese Wilden haben einen Tatar bey sich, der russisch versteht, und ihnen behülflich ist, den Kosacken alle nur ersinnliche böse Streiche zu spielen. Diese bleiben ihnen aber auch nichts schuldig, verkleiden sich in Kaufleute, locken die Tschetschern auf diese Weise an sich und erschießen sie dann. Es sind gleichsam galante Wettkämpfe, in denen ihr Geist sich entwickelt. — Dem Grafen wurde Hoffnung gemacht, einen ackerbauenden Juden aus Schirwan zu sprechen, und, was ihn noch mehr interessirte, einen Bürger des Freystaates Kubers cha, eine Republik, die er das Genf des Kaukasus, den Vereinigungspunkt von Kenntnissen und Betriebsamkeit nennt.

Den 9ten October wollte der Graf Potozki mit dem schönsten Karmin in seiner Schreibtafel bezeichnen, weil er an diesem Tage fast die Gewißheit erlangte, daß die Alamische Nation noch mit ihrer Sprache, ihren Nahmen und vielleicht mit ihren Sitten im Kaukasus existire. Er empfieng diese Nachricht von David Evistay,

Fürsten von Madscha in Imirete. Dieser Mann war, als Gesandter seines Königs nach Georgien, von den Osseten gefangen und drey Jahre in der Sklaverey gehalten worden, worauf er nach Rußland kam.

Am 10ten October. Paul Katustu, der Bruder des Mannes, bey dem der Graf Potozki wohnte, kehrte von Kubescha zurück. Dieß ist auch ein Freystaat, dessen Einwohner sich Franken nennen und sehr geheimnißvoll sind. Kaufleute werden dort gut aufgenommen und unglückliche Fürsten finden bey ihnen für sich und ihre Reichthümer einen sichern Zufluchtsort. (Eine Nachricht, die vielleicht in Europa manchem unglücklichen Fürsten willkommen seyn würde) Die Kubeschaner werden auch nie von ihren Mitbewohnern des Kaukasus gefangen oder zu Sklaven gemacht. Sie verfertigen Feuergewehre, die in ganz Persien sehr gesucht werden. Paul Katustu sah Häuser, worauf Bilder von Thieren und alte Inschriften waren. Es ist möglich, daß dieses Volk, durch den Nahmen Franken, den es sich beylegt, nur ausdrücken will, es sey der katholischen Religion zu-

gethan. Vielleicht ist es lesgischen Ursprungs; vielleicht brachten die flüchtenden Genueser ihnen ihren Glauben und ihren Kunstfleiß. Die Herrenhuter von Sarepta schickten einmal zwey ihrer Brüder nach Kubescha, allein die Mission war fruchtlos. Man sagte ihnen: die Bürger dieser Stadt sind blos Manufacturisten, treiben keinen Ackerbau, haben also nicht Brod genug um neugierige Fremdlinge zu füttern. Und mit diesem Bescheid mußten die mährischen Brüder schnell wieder abreisen. Es giebt bey den Lesgiern noch mehrere durch Kunstfleiß sich nährende Freystaaten, wie z. B. Djar, das viel Wein und Seide gewinnt.

Am 11ten October empfieng der Graf einen Besuch von dem Sohne des General Goritsch, einem Kinde von noch nicht fünf Jahren, das aber schon sehr kühn ritt. Er benutzte diese Gelegenheit um den Mentor des Knaben, einen jungen einnehmenden Tschirkassier, diejenigen Worte seiner Sprache aussprechen zu lassen, die in dem großen vergleichenden Wörterbuche stehen. Es fand sich, daß sie da schlecht ausgedrückt sind. Es soll aber auch außerordentlich schwer seyn, diese Spra-

che, die dem Gezwitscher der Vögel gleicht, mit unsern Buchstaben zu schreiben.

Am 12ten gab des Grafen armenischer Wirth ihm zu Ehren ein prächtiges Gastmahl, welches durch eine, für den Gast sehr angenehme, Unterhaltung gewürzt wurde, denn er ließ sich in die Geheimnisse des politischen Gleichgewichts des Kaukasus einweyhen, und meynt, in diesen Gebürgen durchkreuzten sich eben so verschiedene Interessen, als in Europa zur Zeit des westphälischen Friedens. (oder auch jetzt.)

Paul Katustu, der an Hypochondrie litt, und den Grafen wegen seiner Gesundheit bisweilen zu Rathe zog, brachte mit großer Freude eine Eule von der Gattung der Shuhus, und hoffte mit Zuverläßigkeit eine baldige Genesung, weil die Tataren dem Fleische dieser Eule eine große medicinische Kraft, besonders eine schweißtreibende, zuschreiben. Die Einbildungskraft mag wohl das ihrige dabey thun, denn der Graf speißte selbst eine Keule von diesem Vogel, fand das Fleisch sehr fett, spürte aber nicht die mindeste Würkung davon.

Am 15ten hatte er endlich das, für ihn als Geschicht- und Sprachforscher köstliche Vergnügen, einen Kubeschaner zu sehen, zwar nicht aus der Stadt selbst, aber doch aus einem der acht dazu gehörigen Dörfer, wo dieselbe Sprache geredet wird. Es war ein schöner Mann, Nahmens Massa-Ben-Ahmed, offen, heiter, furchtlos. Er beantwortete alle Fragen mit großer Bestimmtheit. Die Kubeschaner haben keinen Herrn, führen nie Krieg, bezahlen keine Art von Auflage, haben nicht einmal eine Regierung; nur ihr Mollah ist Schieds-Richter in Processen. (glückliches Volk) Ein wenig eitel war Massa-Ben-Ahmed, denn er sah sich gern im Spiegel. Von seiner Sprache ließ der Graf sich ein Wörterbuch dictiren, es wurde ihm aber sehr sauer es nachzuschreiben, denn die Worte klangen wie Entengeschnatter, die Zuhörenden mußten lachen und der Kubeschaner lachte selber mit. Der gelehrte Reisende beschäftigte sich nun eine Zeitlang ganz mit seiner Charte über den Herodot, die er lange in seinem Kopfe herumtrug, wie Jupiter die Minerva. Als sie jetzt daraus hervorgieng, fand er,

daß nicht nur alle Entfernungen und Grenzen einander vollkommen entsprachen, sondern auch mit dem Zuge des Darius und der Karavanen-Strasse von Borysthenes übereinkamen. Er versichert, daß das ganze 4te Buch des Herodot griechisch und französisch auf seiner Charte zu finden sey, fügt aber hinzu, es mache ihm kein Vergnügen mehr, seine Werke drucken und stechen zu lassen, weshalb er nur Abschriften davon besorgen wolle, damit sie nicht ganz verloren giengen. Schließlich bemerkt er, daß er von den Meynungen der Herren Mannert und Gatterer sich oft aus guten Gründen habe entfernen müssen.

Am 24sten October begleitete er den General Kischelow nach Urtschink, einem Kosaken-Posten am Terek. Hier sah er Stuttereyen und machte die Bekanntschaft eines Prinzen Kaituka, des ältesten Sohnes und Erben des zu Aksai herrschenden Hauses, denn die kumückischen Fürstenthümer sind lauter Seniorate, wie der Thron des Sultans von Constantinopel. Dieser Prinz verbarg unter einem finstern Aeußeren ein gefühlvolles Herz, und eine, nur ihm eigene Abneigung vor

Räuberey; denn alle andere Fürsten des Kaukasus, von welcher Familie sie auch seyn mögen, setzen ihren ganzen Ruhm in diese erhabene Kunst. (die sich leider immer weiter verbreitet.) Kaituka war eine Art von Philosophen, der nichts zu erobern trachtete als die Herzen seiner Unterthanen. Er blieb so arm als Diogenes und hatte nicht einmal eine Frau. Bald darauf kam noch ein anderer Prinz, Murtassali, ein Knabe von fünf Jahren, der ein so großes Pferd ritt, daß seine Füße nicht bis an das Ende des Sattels reichten. Aber dieser Sattel war vorne und hinten mit hölzernen Andreas-Kreuzen versehen, die wiederum durch Stäbe mit einander verbunden waren, auf welchen des Kindes Achseln ruhten. So eingepackt saß es ganz sicher. Außerdem wurde es von einem jungen Nogoyer, seinem Mentor, auf jedem Schritte begleitet und bewacht. Denn die Prinzen des Kaukasus werden nie bey ihren Eltern erzogen. Hingegen ist dort auch nichts heiliger, als das wechselseitige Band zwischen dem Hofmeister, dem Zöglinge und dessen Eltern. Nur was das Rauben betrifft, da empfängt der Prinz die gewöhnliche kau-

kasische Moral, und die erste Anwendung, die er von diesem Unterrichte macht, ist, daß er seinen Hofmeister bestiehlt und davon läuft, welches der ganzen Familie die größte Freude macht. Eine lykurgische Gesetzgebung. Ueberlebt der Mentor seinen Telemach, so erbt er dessen bewegliches Vermögen, muß sich aber jedes Ohr halb abschneiden. Auch dem Lieblings-Rosse des Verstorbenen werden die Ohren abgeschnitten und Niemand kauft es.

Die Fürsten der Schaitaken -- auch eine von den zahllosen Völkerschaften des Kaukasus — sind vom Vater auf Sohn die grausamsten Räuber. Einer derselben ließ den Professor Gmelin aufheben und in Ketten umkommen. Damals führte ein großer Parthey gänger, Herr von Meden, das Commando an der Linie. Dieser rächte Gmelins Tod, das ganze Land verwüstend und sogar die Hauptstadt desselben durch Feuer zerstörend. Seit der schönen Helena bis auf den Professor Gmelin hatte wohl keine Entführung einen Krieg zwischen Europa und Asien entzündet. Die Geschichte ist merkwürdig und der Herr Graf verspricht, einst die Annalen der Litteratur damit zu bereichern.

Von den Trauergebräuchen der Kumüken bey dem Tode eines ihrer Fürstenkinder erfuhr er hier noch einiges. Vormals mußte die Amme sich Haare und Augenbraunen ausreissen und sich lebendig begraben lassen. (Durch Schuld der Amme wird also wohl nie ein Fürstenkind umgekommen seyn.) Man stellte sie in eine tiefe Grube, den Kopf mit einem durchlöcherten Topf bedeckt, und gab ihr zu essen. Aber sie mußte mehrere Wochen lang in dieser beschwerlichen Lage verharren, und folglich starben die meisten daran. Noch jetzt versammeln sich alle Frauen aus der Familie 6 Wochen lang täglich, entblössen sich bis auf den Gürtel und zerfleischen sich den Leib.

Die Jaguschen sind ein stolzes, hochherziges Volk. Sie bringen sich lieber um, ehe sie sich zu Sklaven ergeben. Paul Katustu erzählte, als er im Bade zu Enderi gewesen, habe ein Jagusch ein junges Mädchen seines Landes dahin zum Verkauf gebracht. Ein Schirwaner Jude bot 240 Rubel in persischen Stoffen. Der Handel wurde abgeschlossen und Käufer und Verkäufer entfernten sich einen Augenblick um die Stoffe zu besehen.

Da sagte das Mädchen zu den Umstehenden: „Ich „bin eine arme Waise, die jeder ungestraft belei„digen kann. Mein Führer hat mir die Ehe ver„sprochen und verkauft mich nun um seidene Klei„der zu bekommen. Aber diese Kleider soll er „nimmermehr tragen.“ Mit diesen Worten gieng sie in den Garten und hieng sich an einen Baum. Die Jaguschen sind Heyden und beten Felsen an. Ihre Nahmen entlehnen sie von Thieren; der Eine heißt Ochs, der Andere Schwein, Hund u. s. w. Die Weiber führen noch drolligere Nahmen, z. B. Assir wachara (die ein Kalb reitet) Osiali wachara (die einen Hund reitet) u. s. w. Ist ein Jagusch Jemanden unter den benachbarten Völkern etwas schuldig und bezahlt nicht, so geht der Gläubiger zu seinem Kumack, das heißt: seinem Gastfreunde unter den Jaguschen, klagt ihm seine Noth, fodert ihn auf, ihm die Zahlung zu verschaffen, und droht: „Thust du es nicht, so habe „ich einen Hund mitgebracht, den werde ich auf „den Gräbern deiner Familie tödten.“ Bey dieser schrecklichen Drohung zittert der Jagusche. Leugnet er die Schuld, so muß er sie abschwören.

Da werden Hundsknochen mit Hundskoth vermischt, und vor den heiligen Felsen, Jerda, gebracht. Hier ruft der Schwörende mit lauter Stimme: „Wenn ich die Wahrheit verleugne, so „sollen die Todten meiner Familie die Todten „von der Familie meines Anklägers auf den „Schultern tragen, und zwar auf diesem Wege „wenn es geregnet hat, und die Sonne sticht." Dieselbe Ceremonie findet noch öfter bey Dieben statt, denn die Jaguschen stehlen öfter als sie leyhen. Stirbt einem Jaguschen sein Sohn, so kommt ein anderer, dem seine Tochter gestorben ist, und spricht: „Dein Sohn kann in jener Welt eine Frau „nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle „mir die Mitgift." Ein solcher Antrag wird nie abgewiesen, obgleich die Mitgift bis 30 Kühe beträgt. Sie nehmen fünf und mehr Weiber. Nach des Vaters Tode heyrathet der Sohn sie Alle, außer seiner eigenen Mutter, die aber doch auch Einer seiner Brüder heyrathen kann. Wenn man diese ruchlose Sitte einem Jaguschen vorwirft, so antwortet er: „Mein Vater hat bey meiner Mut„ter geschlafen, warum sollte ich denn nicht bey

„ seinem Weibe schlafen?“ Die Kunst zu schreiben betrachten die Jaguschen als ein Wunder, welches das Christenthum und der Mahomedismus zum Besten ihrer Anhänger immerfort bewirken. Dennoch sind und bleiben sie diesen Religionen abgeneigt. Zwey Brüder dieser Nation waren in die Türkey verkauft und Muselmänner geworden, in Mecca gewesen, und hatten endlich ihre Freyheit wieder erlangt. Als sie in ihr Vaterland zurückkamen, fanden sie ihre Mutter noch am Leben, bekehrten sie, wollten dann auch ihre Landleute bekehren, und predigten mit heiligem Eifer gegen die Verehrung der Felsen. Da sagten die Jaguschen: „ Ihr predigt eine Lehre, die ihr als Sklaven er„ lernt habt; wir mögen nichts davon, packt euch „ fort, und laßt euch nie wieder blicken.“ Die Brüder zogen ungehindert in ein anderes Land, ein Beweis, daß die Religion der Jaguschen weit toleranter ist als die christliche. Alle diese Nachrichten hat der Graf Potozki aus dem Munde eines Tschetschischen Gesandten, Nahmens Urus, gesammelt, der ihm oft die Ehre anthat, seinem Branntwein zuzusprechen.

Am 8ten November schrieb der gefühlvolle Reisende folgenden Herzens-Ausbruch nieder: „Heute sah ich zum Erstenmahl die Gipfel des un„gastfreundlichen Caukasus. Horazens Verse brach„ten meiner Eigenliebe wieder in Erinnerung, daß „ich einst durch die brennenden Syrten gekommen „bin. Neunzehn Jahre sind, seit meiner ersten „Reise nach Afrika, verflossen. Fern ist diese „Zeit von mir, aber dieselben Beweggründe lei„ten und halten mich noch. Die Lernbegierigen „gleichen mehr oder minder dem Archimedes, den „ein Soldat des Metellus wohl tödten aber nicht „zerstreuen konnte. Ich segne diese Abgezogen„heit der Gedanken, die, mitten in dem furcht„baren Chaos in welches unser Jahrhundert ge„stürzt ist, mir einsame, friedliche Ergötzungen „gewährt. Wie viele Begebenheiten seit diesen „19 Jahren! Umgestürzt sind Reiche, getrennt „Königreiche, andere wieder vereinigt, noch an„dere in ihren Grundfesten erschüttert und noch „schwankend. Man glaubt, die Fabel-Felsen der „Symplegaden mit fürchterlichem Geräusch an „einander stossen, und die in ihren Wirbel gezo-

„ genen Vögel zermalmen zu sehen. Heil mir, „ daß ich keiner der Zermalmten bin! Mit diesem „ Gefühl will ich meinen Winter ruhig am Fuße „ jenes berühmten Gebürges, der Wiege der „ Menschheit, verleben und dem Ursprung der Na= „ tionen nachspüren. Glücklicher noch wenn ich „ hier von der übrigen Welt gar nichts erführe! „ Doch leider ist die wildeste Höhle vor den Neuig= „ keiten des Tages nicht mehr verschloßen; sie „ schallen in jeder Woche Einmal von den Echo's „ des Caukasus, wie von denen der Alpen wie= „ der!“

Am 9ten November besah der Graf die stolzen Scheitel des Walles von Gog, rief die Schatten Bocharts und Huets hervor, und machte einen Commentar zu dem 38sten Kapitel des Ezechiels, welches für die Geschichte der Scythen sehr wichtig seyn soll.

Der 10te November war dem Besuche des Fürsten Kutschuk von Bragun bestimmt, eines Mannes von großem Rufe, den er auf den Heer= straßen erworben hatte. Jetzt trieben seine vier Söhne das rühmliche Handwerk mit gleichem Glücke,

der Vater ruhte auf seinen Lorbeeren aus, und begnügte sich damit, alle Räuber in der Gegend zu beschützen. Der Graf hatte eine Begleitung von 10 Cosacken bey sich, die ihm Respect verschafte. Die Residenz Bragun ist ein großes schönes Dorf an der Sundja. Kutschuck erwartete ihn am Eingang eines Pavillons, umarmte ihn sehr herablassend, ließ ihn hineintreten und nöthigte ihn, am Kaminfeuer auf die Platte vor demselben sich niederzulassen. Er selbst setzte sich in einen weiten Lehnstuhl, der fast wie ein Thron aussah, doch schlecht gearbeitet war. Daneben stand ein Sofa, vermuthlich auch das Werk eines Zimmermanns, aber mit einem Teppich bedeckt, der ihm doch ein möbelartiges Ansehen gab. Nach den üblichen Complimenten wurde der Tisch gedeckt, das heißt: man brachte ein sehr großes rundes Brett von Messing, in dessen Mittelpunkte eine Schüssel voll Reis stand, um diese waren verschiedene Braten geordnet, und den äußersten Rand bildeten kleine viereckte Brode, auf deren Jedem ein Hammel-Rippchen lag.

Der Gast machte dieser köstlichen Mahlzeit Ehre so viel in seinen Kräften stand. Kutschuk

setzte sich nicht zur Tafel sondern auf den Sofa. Der Kadi und der Molah erschienen und nahmen ihre Plätze neben dem Fürsten. Der Letztere zeichnete sich durch ein leinenes Band um seine Mütze, und durch einen langen zugespitzten Bart aus, der ihm bis auf den Gürtel herab hieng. Des Bartes Spitze war auf eine drollige Weise aufwärts gerichtet, und der Mollah heftete die Augen stets darauf, ohne Jemanden eines Blickes zu würdigen oder anders als einsylbig zu antworten. Der Graf errieth bald, daß dieser geistliche Stolz nur in einer Wallfahrt nach Mecca seinen Grund haben könne, eine Reise die dort ziemlich selten ist. Wirklich war er über Aegypten dahin gekommen. Es schien einmal als ob ihm Rede anzugewinnen sey, allein er brach bald wieder ab, um schweigend seine Bartspitze zu betrachten. Kutschuk nahm das Gespräch wieder auf, und erzählte, daß sein Mollah einige Beys von Aegypten recht gut kenne, welches beweist, daß die Mammelucken mit ihrem Vaterlande stets in einiger Verbindung bleiben. Dann sprach der Fürst von den Familien des Kaukasus. Mit vieler

Selbstzufriedenheit versicherte er, daß er von den Khanen der Krimm abstamme, und im Kaukasus keine Verwandten habe, außer dem Khan der Awaren, sein Freund und Bundsgenosse und ein eben so großer Räuber als er selber. Die awarischen Gebürge zeigte er dem Grafen aus dem Fenster, und sie schienen so nahe, daß diesem eine große Begierde anwandelte, dahin zu gehen, welches eben nicht schwürig ist, allein die Rückkehr desto unsicherer. Die Unterredung wurde in türkischer Sprache geführt, deren Erlernung zur Erziehung eines Prinzen gehört. Die Dollmetscher verstanden sie nicht. Der Besuch währte bis gegen Abend, worauf Kutschuk seinen Gast auf das linke Ufer des Terek begleitete, um dort seine Schaafe weiden zu lassen. Er fand aber keine gastfreye Aufnahme, denn man traute dem friedlichen Hirten nicht. Das Haus, welches der Graf Potozki jetzt bewohnte, war einst das Hauptquartier des berühmten Medem, der die Linie angelegt und sich im ganzen Kaukasus so furchtbar gemacht hat, daß man, um schreyende Kinder zu schrecken, noch jetzt sagt: Der taube General

kommt! (denn er war harthörend.) Es sind noch Spuren von Befestigungen übrig, die von großem Nutzen gewesen seyn mögen, denn nicht ohne Schaudern betritt man das nahe Gehölze, welches mit Kreuzen und Grabsteinen übersäet ist. Im Walle von Schedria versteckten sich vormals die Tschetschaner. Wenn ein Reisender kam, so erschossen sie dessen Führer und Pferde, legten ihm dann einen Knebel in den Mund, ein Stück Holz, das mit einem Riemen um das Genick befestigt wurde. Gieng er nicht gutwillig, so wurde er, an Armen und Beinen gefesselt, bis an das Ufer des Terek getragen. Hier band man ihm Schläuche unter die Arme und legte ihm einen Strick mit einem beweglichen Knoten um den Hals. So wurde er ins Wasser geworfen. Wollte er sich nicht selber erdrosseln, so mußte er aus allen Kräften den Strick halten. Zwey Schwimmer zogen ihn daran fort. Am jenseitigen Ufer setzten sie ihn zu Pferde, und verloren sich mit ihm in den Gebürgen. Selten ermorden sie diejenigen, von denen sie sich ein gutes Lösegeld versprechen. Jetzt stehen, vom Monat July an, Ko-

sacken-Posten auf der andern Seite des Flusses, und diese Entführungen sind seltner geworden.

Am Schluß dieser Erzählung bricht der Graf Potozki in folgende merkwürdige Apostrophe aus: „Ehre den Räubern des Kaukasus! Ihre Herzen „sind mehr werth als die der europäischen Men„schenfreunde. Ich las in der Hamburger Zei„tung aus Constanz vom 2ten October: Man hat „einen Ausgewanderten tod auf der „Landstrasse gefunden, man öffnete ihn „und in seinem Magen fand sich Leder „und Tuch. Welche Greuel in diesen wenigen „Zeilen! Gewiß würde dergleichen hier nicht ge„schehen, und doch hat der Tschetschener oft keine „andere Nahrung als eine Hand voll Hirse."

Am 12ten November trat er seine Reise nach Mosdock an. Zu Naur fand er den General Sawellion, der, unter allen Russen, den Kaukasus am besten kennt. Er bestätigt die Meynung des Grafen, daß von Derbent bis Mosdock nur drey Völkerschaften wohnen, die Lesgier, die Mischeger und die kumückischen Tataren. Allein weder er noch sonst irgend Je-

mand kennt die Völker, die auf der Rückseite der Gebürge und in den Thälern wohnen, und das sind gerade die historischen Völker.

Am 15ten besuchte der Graf, im Geleite von 12 Kosaken und 6 Jägern, einen tschetschanischen Fürsten, dessen schönes Dorf auf einem Hügel lag, und bey dem es in allen Stücken eben so hergieng, wie bey Kutschuk. Nur setzte er seinem Gaste weder Speise noch Trank vor. Uebrigens war er ein schöner Mann, hieß Alibey, kleidete sich reinlich und that Niemanden Böses. Seine Unterthanen folgten seinem guten Beyspiel, verkauften ihre Milch und Eyer zu Naur, assen Brod, trugen Hemden und hatten, der Sage nach, aller Räuberey entsagt. Bey dem General Sawellion sah der Graf zwey Felle von großen Panthern, die man bey Naur erlegt hatte, und ein, den Naturforschern wenig oder gar nicht bekanntes Thier, das zwischen Gazelle und Gemse in der Mitte steht, 6 englische Fuß lang und drey Fuß hoch ist, glänzende, gelbe, ins Orange spielende Haare, ohne Beymischung einer andern Farbe, und unter dem Kinn einen kleinen, orangefarbigen Bart

hat, der ihm sehr gut steht. Bey einem Gespräch über die bekannten St. Elmo Feuer, sagte der General, er habe öfter auf der Spitze der Kosacken-Lanzen dergleichen gesehen, wenn sie in der Nacht bey stürmischem Wetter auf den Steppen herum geritten wären. Viele Reisende waren dadurch in Schrecken gesetzt worden. Bey Gelegenheit der Lanzen bemerkt der Graf Potozki, daß er eine dergleichen aus den südlichen Provinzen Persiens gesehen. Die Spitze war ein schwarzer, vergoldeter Damascener-Stahl und das Holz ein Bambus-Rohr von 10 Fuß Länge, so leicht als eine Feder.

Am 17ten setzte der Reisende seinen Weg fort. Die Witterung war so gelinde, als an einem schönen Frühlingstage, der Himmel rein, die Bedeckung munter, die Pferde sprangen. Er kam vor Untergang der Sonne nach Gatugay und zeichnete dort eine hohe Kette von Eisbergen. Vor denselben lagen andere Berge, auf welchen die Karabulacken, ein mischegisches heydnisches Volk von der Religion der Jaguschen wohnen. Als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, rötheten andere Feuer den Himmel und die Ge-

wässer warfen ihren Schein zurück. Bald waren es lange Flammenstreifen, bald leuchtende Klumpen, bald Feuerströme, die sich von den Hügeln ergoßen und in den Thälern schlängelten. Dieß so ungeheuere Kunstfeuer kostete nichts, denn die Tschirkassier hatten nur das Gras angezündet, dessen lodernde Flammen ein so herrliches Schauspiel gewährten.

Am 18ten kam der Reisende nach Mosdock, wo er die Häuser gut gebaut, aber nach tschirkassischer Art nur 6 Fuß hoch fand. Die Kameele in den Strassen schienen über sie hinweg schreiten zu wollen. Hier fand er einen Grafen von Belfort, der 5 Sprachen redete, in 5 Akademien erzogen, und von 5 Kaiserinnen (nemlich zwey russischen und drey deutschen) verzogen(?) jetzt aber Platzmajor in Mosdock war und eine italienische Seiltänzerin geheyrathet hatte, die er nie anders als la Comtesse nannte, ob sie gleich sehr schmutzig aussah. Diesen Abentheurer kennen zu lernen, meynt der Graf Potozki, verdiene allein eine Reise nach dem Kaukasus.

Der Bischof von Georgien, den der Reisende besuchte, versicherte ihn, die Alanen existirten noch in einem Thale des Kaukasus; doch habe er nie einen derselben gesehen, und halte auch für unmöglich bis zu ihnen zu gelangen. Von dem Zustande der Religion bey den Völkern, die nahe am Kaukasus wohnen, erzählte er manches Merkwürdige. Die Albasas und Suonen hegen so große Ehrerbietung für ihre Kirchen, daß schon seit mehr als 100 Jahren Niemand wagt, sich ihnen auf 30 Schritte zu nähern. Sie haben auch griechische Meßbücher, die nie geöffnet werden, worauf sie aber Eyde leisten. Eine Völkerschaft am Flusse Tsohorin hat davon den Nahmen Tscheby angenommen, und das sind die sogenannten Zigeuner. Die Osseben verehren den Propheten Elias und opfern ihm Ziegen. Die Schewsuren werden theocratisch regiert, der heilige Georg giebt dort Orakel-Sprüche.

In diesem Theile des Kaukasus sind die Wörterbücher besser gerathen, als in dem östlichen, denn hier hat sie Doctor Reineggs, nach den Dictaten von 4 Gelehrten aus jeder Nation, und

in Gegenwart des Grafen Raut Sergenitsch Potemkin verfertigt. Jedermann spricht hier von Tschirkassien, und fast schien es dem Reisenden unglaublich, daß es ein so regiertes Land geben könne. Indessen lag es doch vor ihm, und er erhielt täglich Nachrichten von dort. Es ist schon mehrmahls erwähnt worden, daß im ganzen Kaukasus das Rauben mit bewaffneter Hand für eine Ehre gehalten wird, doch nirgend so wie in Tschirkassien, wo derjenige Fürst sich beschimpfen würde, der auch nur eine Woche ruhig zu Hause bliebe. Kommt er mit Beute zurück, so besuchen ihn die Works, oder Edelleute, begehren was ihnen ansteht und erhalten es auch. Dann geht aber der Poschru, oder Fürst, wieder zu ihnen, und holt sich, was er braucht. Auf Raubzügen beobachtet er gleichsam das Incognito, und die Edlen sind nicht verbunden ihm zu folgen, wohl aber im Kriege, wo die nicht Erscheinenden entehrt sind. Nicht die Fürsten, nur die Edelleute haben Bauern. Sind diese mit ihrem Herrn unzufrieden, so steht es ihnen frey, sich einen andern zu suchen. Die drey

Stände vermischen sich nie durch Heyrathen. Bauern dürfen kein Waffenkleid anziehen, noch Bogen und Köcher umgürten. Zu Wagen ziehen sie in den Krieg und fechten zu Fuß.

Jeder Prinz ist so unabhängig, daß nicht einmal die Söhne ihren Eltern gehorchen. Allgemeine Landesangelegenheiten werden auf Packs debattirt. Das sind Landtage, wo die Fürsten und Edelleute sich in zwey Kammern theilen, deren jede ihre Redner hat, die sich durch Deputationen beschicken, und wo, mit einem Worte, alles sehr anständig zugeht. Solche Versammlungen finden aber blos Statt, wenn Rußland einen Vortrag zu machen hat; denn ihre innere Verfassung ist eigentlich das edle Faustrecht. Sie haben noch alte Waffenhemden, die, der Sage nach, von gewissen Jungfrauen verfertigt worden, deren Geschlecht ausgestorben ist. Solche Rüstungen sind sehr kostbar, die neueren hingegen werden nicht sehr geschätzt. Dem Grafen Potozki wurde eine Urkunde mitgetheilt, die schwer zu erhalten ist, nemlich eine Stammtafel der Kobardischen Fürsten, die er in einen Stammbaum verwandelte und illuminirte, so

daß sie in Deutschlands genealogischen Wäldern hätte figuriren können. Für ihren Stammvater gilt Sem, der Sohn Noahs, und sie behaupten, aus Arabien eingewandert zu seyn, welches wohl möglich ist, da man bestimmt weiß, daß von dem Jahr 800 bis 1200 viele Araber nach Bolgar, Madjar, Bessarabien, und sogar bis Ungarn gekommen, wo sie Pesth erbaut haben. Damals nannte man sie Ismaeliten, und ihre Nachkommen sollen noch im südlichen Theile des Kaukasus vorhanden seyn. Erst zwölf Menschenalter aufwärts wird jene Stammtafel zuverläßig. Bis dahin kennt die asiatische Unwissenheit in Constantinopel nur den Kaiser Constantin, in Persien den Nuschirwan und in Judäa den Salomo, als ob diese Männer 1000 Jahre lang regiert hätten. Ungefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte eine Familie Schejunkin, deren Häupter die übrigen tschirkassischen Fürsten nicht vor sich sitzen, und sich das Waschbecken durch junge Prinzen reichen ließen. Auf den Pack's oder Fürstentagen zu erscheinen, hielten sie unter ihrer Würde. Endlich wurden sie auf einem solchen Land-

tage für vogelfrey erklärt. Die Richter waren auch die Vollstrecker des Urtheils. Die ganze Familie wurde ausgerottet. Man schonte auch der schwangern Weiber nicht. Dahin führt Uebermuth. Noch immer spricht man in ganz Circassien von dieser Begebenheit, nach welcher vormals die Leute ihr Geburtsjahr bestimmten.

Der Nahme der Provinz Kabarda ist in Frankreich sonderbar verstümmelt worden. In einem Empfehlungsschreiben Ludwig XIV. für den Jesuiten Avril, steht; (außer den übrigen Titeln der russischen Zaaren) Herrn aller nordischen Quartiere, Herzoge von Kabadin u. s. w.

(Hier endet das Manuscript, welches dem Herausgeber anvertraut worden. Gern würde er den wackern, gelehrten und (was so selten beysammen gefunden wird) gefühl- und geschmackvollen Reisenden auch auf seiner Rückkehr begleiten, wenn es ihm gelingen sollte, sich die Fortsetzung seiner reichhaltigen Bemerkungen zu verschaffen.)

Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo.

Wir verdanken dieses Bruchstück dem berühmten Fontenelle, der, aus einem von Batavia den 27sten November 1684 geschriebenen Briefe es bekannt machte. Sie wissen, hebt dieser Brief an, daß bey unsern Nachbarn in Borneo nur Frauenzimmer den Thron besteigen können. Diese Insulaner halten sehr viel auf die Aechtheit des königlichen Geblütes, und, weil sie wissen, daß selbst ihren Königinnen nicht immer zu trauen ist, so müssen die vornehmsten des Landes bey deren Niederkunft gegenwärtig seyn. Vor einigen Jahren starb die Königin Mliseo, der ihre Tochter Mneo folgte. Anfangs wurde sie geliebt, als sie aber mancherley Neuerungen einführte, murrten die Unterthanen. So z. B. mußten alle ihre Minister halb verschnitten seyn, was zuvor nie gewöhnlich gewesen, und doch die eifersüchtigen Männer nicht ganz sicher stellte. Die Theuerung der Lebensmittel unter ihrer Regierung schrieb man gewissen Zauberern zu, die von ihr besoldet wurden. Sie

beschränkte die öffentlichen Feste, baute neue Gefängnisse, warf Unschuldige hinein, erpreßte Geld von ihnen, u. s. w. Doch nichts war den Insulanern von Borneo anstößiger, als der Saal der Leichname mitten im Pallaste der Königin, obgleich dieß Uebel im Grunde nur eingebildet war. Sie ließ nemlich die Leichname ihrer Günstlinge einbalsamiren, stellte sie in diesem Saale mit großem Prunke auf, und verlangte, daß, ehe man zu ihr käme, man zuvor diesen Mumien Ehrerbietung beweisen solle. Das verursachte eine große Gährung unter dem Volke. Und, siehe da, plötzlich trat eine neue Königin auf, diese Stimmung der Gemüther benutzend. Sie nannte sich Cenega, gab sich für eine Tochter der Mliseo aus, entthronte ihre Schwester, und fieng damit an, alle Neuerungen abzuschaffen. Dieß Benehmen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrer vorgeblichen Mutter, sprachen sehr zu ihrem Vortheil; denn die Einwohner von Borneo stehen in dem festen Glauben, daß ächte Kinder ihren Eltern stets ähnlich seyn müssen, und es kam ihnen schon längst verdächtig vor, daß Mneo keinen Zug von Mliseo hatte, sich auch ungern öf-

fentlich sehen ließ, und sogar alle Bilder ihrer Mutter so viel möglich bey Seite schafte. Hingegen war sie unbezweifelt in Gegenwart der Großen von Borneo gebohren, Cenega aber nicht, welchen Mangel diese bald durch unglaubliche Mährchen, bald durch die Behauptung bemänteln wollte, die Großen wären bestochen gewesen. In solchen Fällen nun geht es auf Borneo gerade so zu, wie in Europa und in der übrigen Welt, man führt nemlich den Beweis durch das Schwerdt. Das Volk theilte sich zwischen beyden Königinnen und ein blutiger Krieg entstand, welche von den beyden Damen Siegerin geblieben, ist unbekannt. Aber merkwürdig bleibt, daß die Insulaner einen Aufstand erregten, weil sie die bloßen Mumien der königlichen Lieblinge bekomplimentiren sollten: während Millionen Europäer die lebendigen Lieblinge ihrer Fürsten — die oft eben so unnütz, aber selten eben so unschädlich sind als Mumien — nicht bloß komplimentiren, sondern ganz geduldig mit ihrem Schweiße mästen.

Die Amazonen.

Es ist wohl kein Wunder, daß die Existenz der Amazonen, die vor mehreren Tausend Jahren gelebt und geherrscht haben sollen, noch immer so zweifelhaft ist, da man sogar vor kurzem noch darüber gestritten, ob unser Zeitgenosse, der berühmte Chevalier d'Eon, eine Mannsperson oder ein Frauenzimmer gewesen. Vor 115 Jahren untersuchte ein Philosoph und Arzt, Petrus Petitus, mit großem Ernst in einer lateinischen sehr gelehrten Disputation, ob wirklich jemals das Zwittergeschlecht der Amazonen vorhanden gewesen? und entschied zu dessen Gunsten. Eine Thatsache, von der die ganze Welt gesprochen und geschrieben, könne, so meynt er, nicht ganz grundlos seyn. Derselbe Beweis würde auch für die Existenz der Wunder und der Gespenster gelten. Er hätte lieber das Beyspiel der Saporoger Cosacken für sich anführen sollen, denn wenn es Männer gab, die sich ohne Weiber beholfen, warum nicht auch Weiber, die der Männer entbehren könnten?

Strabo leugnete die Existenz der Amazonen, weil es höchst unwahrscheinlich sey, daß eine Republik von Weibern so lange bestehen, glückliche Kriege führen, und sogar weit aussehende Unternehmungen veranstalten könne. Dieser Grund ist weit vernünftiger als der eines gewissen Paläphatus, welcher die Amazonen blos deswegen aus dem Buche der lebendigen streichen will, weil man jezt keine mehr findet; denn Alles was vormals geschehen sey, geschehe auch noch und werde in alle Ewigkeit geschehen. Noch lächerlicher ist seine Behauptung, die Amazonen wären verkappte Soldaten gewesen. Eher mögte man vermuthen, jene seltsame Republik habe zwar aus einer Mischung von Männern und Weibern bestanden, doch so, daß die Weiber geherrscht, und auch sogar im Kriege commandirt hätten. Weiber als Generale mögten wohl leicht vor weibischen Generalen den Vorzug verdienen, und es ist eine große Frage, ob Magdeburg und Stettin sich so leicht ergeben hätten, wenn sie von Weibern wären vertheidigt worden. Plinius und Pomponius Mela erwähnen allerdings eines scythischen Volkes, wo die

Weiber die Männer beherrschten (das Volk der Sauromaten) und das, sagen sie, war das Reich der Amazonen. Hippokrates spricht auch von diesem Völkchen, und fügt einen Umstand hinzu, der das Räthsel der weiblichen Tapferkeit so ziemlich löst. Es gab nemlich ein Gesetz, welches jedes Mädchen zur Jungfrauschaft verdammte, bis es eigenhändig drey Feinde erlegt hatte. Dann erst wurde die Heldin verheyrathet, und war der damaligen Conscription nur im höchsten Nothfalle unterworfen. Dieses Mittel scheint allerdings klug gewählt um tapfere Soldatinnen zu bilden. Es gleicht dem, dessen sich die alten Bewohner der Insel Majorka bedienten um ihre Kinder zu geschickten Bogenschützen zu machen; sie hiengen das Frühstück dieser Kinder an einen Baumast, von wo sie es selbst mit ihren Pfeilen herunter schießen mußten. Jener Petrus Petitus, der Philosoph, leugnet nicht gerade zu, daß es auch Männer unter den Amazonen gegeben, er meynt aber doch, diese Weiber müßten zu einer gewissen Zeit eine unvermischte Republik gebildet haben, und beruft sich auf eine Stelle im Justin, welche den Ursprung dieses

Staates erzählt, und endlich auf ein Zeugniß des Aeneas Sylvius, welcher versichert, daß in Böhmen sieben Jahre lang eine Amazonen-Republik, unter Anführung der tapfern Valasca existirt habe. Auch Cardanus spreche von einem solchen Reiche in der neuen Welt. Natürlich vergißt er den Amazonen-Fluß in Amerika nicht, und erwähnt auch eines ähnlichen Staates in Afrika, wo die Weiber zwar dann und wann Umgang mit den Männern der benachbarten Völker pflegen, aber alle Knaben die sie gebähren, tödten. Er citirt ferner einen portugiesischen Jacobiner, Johann dos Santos, der in Aethyopien Amazonen gefunden haben will; er citirt auch Thevenot, der, in seinen Nachrichten von Mingrelien, versichert, es gebe in den caucasischen Gebürgen kriegerische Weiber, die sich oft mit den Kalmucken herum schlagen. Er fühlt aber doch am Ende, daß alle diese Beweise noch nicht hinreichen, darum fügt er deren noch philosophische und naturhistorische hinzu. Das Klima im Lande der Amazonen soll vorzüglich ihre Tapferkeit befördert haben. (Warum denn nicht auch die der Männer?) Richtiger vermuthete er sonder

Zweifel, wenn er den Grund derselben in der Erziehung sucht. Wer weiß was geschehen würde, wenn Plato's Republik einmal irgendwo zu Stande käme, und man die Kinder beyderley Geschlechts auf gleiche Weise gymnastisch übte.

Herr Petrus Petitus strebt die Ursachen zu erforschen, warum man Plato's Ideen noch nirgend realisirt habe? und meynt, es sey aus drey Gründen nicht geschehen: Erstens, weil schon bey der jetzigen Erziehung die Weiber nur allzugeneigt zum Herrschen wären, und ihren Männern oft die Köpfe warm genug machten. Zweytens, weil sie, das Kriegsgewand anziehend, wohl leicht die Schaam auszziehen mögten, und ihre Treue noch unverbürgter als bisher bliebe. Drittens, weil die Männer sich den Genuß ihrer Reitze nicht haben schmälern wollen, die freylich beym marschiren, bivouaquiren und scharmuziren nicht wenig leiden würden. Im zweyten Theile dieser Dissertation erfahren wir, wie die Amazonen sich gekleidet und bewaffnet. Auf einigen Medaillen erblickt man sie in männlicher Kleidung, auf andern in weiblicher. Einige Schriftsteller haben behauptet, sie hätten sich

die rechte Brust durch Feuer vertilgt, andere, sie hätten nur deren Wachsthum gehemmt und in der Schlacht sie entblößt. Der Verfasser ist nicht der drolligen Meynung des Hyppocrates, welcher sagt, das sey geschehen, damit diejenige Nahrung, welche sonst der Brust bestimmt war, dem rechten Arm zu gute komme und ihn stärkte. Wenn die Amazonen ihre Knaben nicht todschlugen, so verbogen sie ihnen doch wenigstens die Beine, um dann die heranwachsenden Krüppel leichter in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Einst führten sie Krieg mit den Scythen; diese wünschten den Zwist gütlich beyzulegen, und glaubten, ihre schönen Feindinnen bey der schwachen Seite zu fassen, wenn sie ihnen vorstellten, daß sie, nach erneuerter Freundschaft, von wohlgebauten Männern würden geliebkost werden. Allein die Amazonen antworteten höhnisch: „Die Lahmen sind recht tüchtige Männer;“ eine Aeußerung, welche nachher unter den Griechen zum Sprichwort wurde. Nachdem der Verfasser nun noch die Waffen seiner Heldinnen durch verschiedene Medaillen bestimmt, auch jene geheimnißvollen Schilde beyläufig erklärt hat, welche die Römer ancy.

lia nannten, so kommt er auf die Geschichte der vornehmsten kriegerischen Unternehmungen der Amazonen; ihren Angriff des Königs Priamus; die Hülfstruppen, die sie während der Belagerung von Troja ihm zuführten, und der Einfall in Attica, um sich an Theseus zu rächen, der die Antiope entführt hatte. Ihre Expedition nach der Insel des Achilles an der Mündung der Donau, ist ein Mährchen des Philostrat und gereicht ihnen nicht zum Ruhme, denn er schildert sie so gottlos, als man schwerlich das schöne Geschlecht, selbst unter den Waffen sich denken kann. Auch Apollonius beschreibt sie als Teufelskinder, oder als die Pariser Hallenweiber während der Revolution.

Bey Aufsuchung der Denkmäler, welche das ehemalige Daseyn der Amazonen beweisen sollen, hat der Verfasser großen Fleiß und Gelehrsamkeit verschwendet. Er spricht von ihrer Hauptstadt Themiscira, in Cappadocien an einem Fluße Thermodon gelegen. Ephesus und dessen ersten Dianen-Tempel sollen sie erbaut haben; auch erzählt Dionysius Afer, sie hätten dieser Göttin einen Tempel auf dem abgehauenen Stamme

einer Ulme errichtet. Ferner sollen Smyrna, Thiatira, Cuma, Magnesia von ihnen gegründet worden seyn, welches der Verfasser aus mehreren, in seinem Werke abgebildeten Madaillen zu beweisen sucht. (Ein gewisser Peter Menetrier hat, nach Erscheinung dieser Dissertation, den schlauen Gedanken geäußert, daß das Götzenbild der Diana von Ephesus wohl nur deswegen mit so vielen Brüsten geziert gewesen, weil ihr die Amazonen ihre abgeschnittene Brüste geopfert hätten.) Nachdem Herr Petrus Petitus noch zuletzt von den Grabmälern der Amazonen, und von den Ursachen Bericht erstattet, warum sie lauter griechische Nahmen geführt, schließt er mit der berühmten Reise der Thalestris zu Alexanders Heere, an der er keinesweges zweifelt. Warum sollte man überhaupt daran zweifeln, daß es wirklich einmal einen Amazonen-Staat gegeben? ich glaube, man hat bisher blos in den Vermuthungen gefehlt, auf welche man ihren Ursprung gründen wollte. Diesen denke ich mir so:

Es gab eine Zeit, wo die Männer unaufhörlich Eroberungs-Kriege führten, ihre Heere nach

und nach unmäßig vergrößerten, Alles zur Schlachtbank schleppten, was 16 Jahre und darüber zählte, und endlich dadurch eine solche Entvölkerung bewirkten, daß die Weiber das Feld bauen, und sich den härtesten Arbeiten unterziehen mußten. Als diese nun gewahr wurden, daß sie den Männern an Zahl unendlich überlegen waren, so beschloßen sie in einer Verschwörung, jenen Rasenden das Heft zu entwinden, künftig selber zu regieren und, wenn es die Noth erheische, auch selber Krieg zu führen; überzeugt, daß es dann weit vernünftiger und weit menschlicher in der Welt hergehen werde. Der Erfolg lehrte, daß sie sich nicht geirrt hatten. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Wer weiß ob wir nicht bald die Entstehung eines neuen Amazonen-Reiches erleben werden.

Aethiopien.

In dem vorigen Aufsatze ist einer Geschichte von Aethiopien von dem portugiesischen Domini=

caner Johann dos Santos erwähnt worden. Aus dieser möge hier noch ein kurzer Auszug stehen, theils zur Gemüths-Ergötzung des Lesers, theils um zu beweisen, daß der Philosoph Petrus Petitus in der Wahl seiner Gewährsmänner eben nicht eckel war. Der portugiesische Herr Pater erzählt, daß er sich als Missionär auf der Flotte eingeschifft habe, welche der König von Portugall, Emanuel, im Jahr 1586 auf neue Entdeckungen aussandte. Sie lief am 13ten August von Lissabon aus, steuerte nach Brasilien, und konnte, der heftigen Stürme wegen das Vorgebürg der guten Hoffnung nicht eher als am 25sten Julius desselben Jahres umschiffen. Man muß bekennen, daß schon diese Geographie und Chronologie kein günstiges Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit des Verfassers erregt. Die erste Heldenthat der Portugiesen bestand darin, daß sie Sofala durch den schändlichsten Betrug einnahmen, nachdem der König dieses Landes sie sehr gastfrey aufgenommen hatte. Solche Beyspiele in der alten Geschichte sind um so fluchwürdiger, da sie leicht in der neuen zu Bemäntelung ähnlicher Unthaten

dienen können. Man sagt, die Christen der ersten Jahrhunderte hätten ihre vornehmsten Glaubenssätze den Heyden vorborgen; jetzt würde man wohl thun, ihnen die ganze Geschichte des Christenthums zu verheimlichen; denn wenn sie wüßten, wie die Christen untereinander seit mehr als 1000 Jahren sich erwürgen, sie würden keines dieser Raubthiere einen Fuß an ihre Küsten setzen lassen, sondern alle so vernünftig werden, als die Chineser und Japaner, welchen der Himmel die Freyheit, nach ihrer Art glücklich zu seyn, noch lange erhalten wolle.

Wunderliche Dinge kramet der Herr Pater dos Santos über Aethiopien aus. Ein König von Quiteve kann nach Belieben seine Töchter und seine Schwestern heyrathen. — Am Hochzeitstage eines Caffern muß der Bräutigam sich von einem andern nach der Wohnung seiner Braut tragen lassen, und der Träger darf nicht ein einzigesmal unterwegs ausruhen, denn sobald er ermüdet, so giebt es für diesen Tag keine Hochzeit, sondern sie wird verschoben, bis ein Athlete sich findet, der, ohne zu verschnaufen, den Bräuti-

gam an Ort und Stelle bringt. — Viele Kinder werden von Männern gesäugt, die in ihren Brüsten eben so viel Milch haben als die Weiber. — Es giebt dort Raubvögel deren ausgebreitete Flügel die Luft verfinstern und die einen, mit Ketten an einen Baum geschmiedeten Affen losreißen und in die Luft führen. — An dem Strome von Sofala wächst ein Kraut, welches gegen den Biß der Crocodille schützt; denn wenn diese Unthiere einen Menschen, der sich mit jenem Kraute gerieben hat, beißen, so werden ihnen die Zähne weich wie Wachs. — Der Herr Verfasser citirt auch den Marco Paolo, der auf der Insel St. Lorenzo einen Vogel will gesehen haben, welcher einen Elephanten mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Lüfte führt. Vermuthlich war es derselbe, dessen Abbildung man in Bertuchs Bilderbuche findet. — Von allen diesen Herrlichkeiten wünschen wir uns blos das Kraut, welches die Zähne weich macht, denn es giebt jezt in Europa Crocodille so gut als in Africa, und sie haben vortreffliche Zähne.

Abentheuer eines Negerfürsten.

Der Engländer Bluet, ein vertrauter Freund dieses unglücklichen schwarzen Fürsten, hat dessen Schicksale aufgezeichnet. Zwischen den Flüßen Falomeh und Gambia liegt ein kleiner Neger-Staat Bunda genannt, dessen Fürst oder Königlein zugleich Alfa, Hoherpriester ist. Ayub Ibn Soleyman oder Job Ben Salomon, Erbprinz von Bunda, war kaum 15 Jahre alt, da sein Vater ihn schon als Jenan, oder Unterpriester sich zugesellte; zu gleicher Zeit vermählte er ihn mit der Tochter des Oberpriesters von Tombucto, die erst 11 Jahre zählte. Im 13ten gebar sie ihrem jungen Gatten einen Sohn, Abdallah, und nachher noch zwey andere Kinder. Einige Jahre später heyrathete Soleyman noch eine Frau, die Tochter des Oberpriesters von Tomga, von welcher er eine Tochter Fatime hatte. Beyde Frauen und ihre vier Kinder waren am Leben, als er im Februar 1730 auf Befehl seines Vaters, eine Reise an die Ufer des Gambia

machte, begleitet von zwey Bedienten, um Sklaven an ein englisches auf diesem Strome angekommenes Schiff zu verkaufen und einige Waaren einzuhandeln. Der alte Oberpriester hatte ihn ausdrücklich gewarnt, ja nicht über den Fluß zu gehen, weil die Bewohner des jenseitigen Ufers feindliche Mandingo-Neger waren. Soleyman kam glücklich bis zu dem englischen, vom Capitain Pyke geführten Schiffe, da aber seine Handelsgeschäfte nicht so schnell und gut giengen als er vermuthet hatte, so schickte er die beyden Bedienten nach Hause, um seinem Vater Bericht zu erstatten, und meldete zugleich, daß ihn selber die Neugier treibe, noch ein wenig weiter zu reisen. In dieser Absicht miethete er einen Kaufmann, der die Sprache der Mandingos verstand, und der ihm als Dollmetscher und Wegweiser dienen sollte. Mit diesem gieng er nun über den Gambia, wo er seine Neger für einige Kühe verkaufte. Eines Tages, bey großer Hitze, lagerte er sich im Kühlen, und hieng seine Waffen an einen Baum. Diese bestanden aus einem Säbel mit goldenem Griff, einem Dolche von

eben diesem Metall und einem kostbaren Köcher voller Pfeile, den der Sohn des Königs von Futa, mit welchem er erzogen worden, ihm zum Geschenk gemacht hatte. Sein Unglück wollte, daß ein Trupp räuberischer Mandingos eben vorüber zog und ihn unbewaffnet erblickte. Sieben bis acht derselben stürzten sich auf ihn und banden ihn sammt seinem Dollmetscher. Sie fiengen damit an ihm das Haar vom Kopfe und vom Kinne zu scheeren, eine Behandlung, die Soleyman als den höchsten Schimpf betrachtete, obschon eigentlich nicht ihre Absicht war ihn zu beschimpfen, sondern blos, ihn für einen Kriegsgefangenen gelten zu lassen.

Am 27sten Februar verhandelten sie ihn, sammt dem Dollmetscher, an den Capitain Pyke, und am ersten März lieferten sie ihn wirklich an Bord. Als der Schiffs-Capitain erfuhr, Soleyman sey derselbe Prinz, mit dem er einige Tage vorher Handelsgeschäfte gemacht, und der blos durch Zufall in Sklaverey gerathen, so erlaubte er ihm, sich und seinen Gefährten wieder los zu kaufen.

Alsobald schickte Soleyman zu einem Freunde seines Vaters, der nahe bey dem englischen Comptoir von Joar wohnte und ließ ihn bitten, sein Unglück nach Bunda zu melden. Aber Bunda war 15 Tagreisen weit entfernt, der Capitain konnte so lange nicht warten, und besaß auch nicht Menschlichkeit genug, um den Prinzen auf sein bloßes Wort in Freyheit zu setzen, sondern lichtete die Anker, und fuhr nach Maryland, wo er, in der Stadt Anapolis, den unglücklichen Soleyman gleich andern Sklaven verkaufte, und zwar an Michael Denton, den Factor des reichen Kaufmanns Hunt zu London. Durch später gekommene Schiffe aus Africa erfuhr der Prinz, daß sein Vater, sobald er des Sohnes Sklaverey erfahren, eine Menge Sklaven abgeschicket hatte, um ihn auszulösen, die aber zu spät eintrafen, worauf der König von Futa, um ihn zu rächen, den Mandingos den Krieg erklärt hatte. Denton verhandelte den Prinzen wieder an einen gewissen Tolsey, der ihn zuerst in seiner Tabacks-Plantage arbeiten ließ, als er aber gewahr wurde, daß sein Sklave einer so harten Arbeit nicht

gewachsen sey, so erleichterte er dessen Schicksal, und gab ihm die Heerden zu hüten.

Bey dieser Beschäftigung fiel der arme Soleyman in tiefe Schwermuth, die er durch Gebet zu verscheuchen suchte. Betend fand man ihn täglich im Gebüsch, wo ihn öfter ein weißer Jüngling erblickte, der vermuthlich von Kindheit auf gewöhnt worden war, die Neger als Thiere zu zu betrachten, gegen die man sich jede Grausamkeit erlauben dürfe, denn er ermangelte nicht, so oft er Soleyman betend antraf, ihm Koth ins Gesicht zu werfen. Diese schändliche Behandlung, und die Unmöglichkeit sich darüber beklagen zu können, weil er die Landessprache nicht verstand, brachten ihn zur Verzweiflung. Schlimmer, dachte er, kann es doch mit mir nicht werden, und so beschloß er zu entfliehen. Auf gut Glück durchstrich er die Wälder und kam, nach vielem ausgestandenen Elend, bis in die Grafschaft Kent in der Bay Delavare. Hier wurde er als ein Flüchtling ergriffen, weil er keinen Paß hatte, und sich auch nicht verständlich machen konnte. Hier sah ihn aber auch Bluet zum Erstenmale, der aus Neugier in

sein Gefängniß gegangen war. Er und einige andere englische Kaufleute sprachen durch Zeichen mit ihm und versuchten, indem sie ihm Papier und Bleystift reichten, ob er vielleicht schreiben könne. Er schrieb sogleich einige Zeilen arabisch, sprach auch die Worte Allah und Mahomet mehreremale deutlich aus. Man reichte ihm ein Glas Wein, welches er zu trinken sich weigerte. Nun war man überzeugt, daß er ein Mahometaner sey, aber wer? und woher? das blieb ein Räthsel. Nur so viel ließen seine Gestalt und sein Anstand errathen, daß er nicht zu den gemeinen Sklaven gehöre.

Man gab sich alle Mühe einen Neger aufzutreiben, der des Fremdlings Sprache redete und endlich war man so glücklich, einen alten Jalof-Neger zu finden, dem die Sprache von Bunda nicht unbekannt war.

Soleymans Freude, als er endlich wieder die wohlbekannten Töne vernahm, als er endlich seine Leiden einem menschlichen Wesen klagen konnte, war höchst rührend. Er erzählte seine Schicksale, nannte seinen letzten Herrn und erklärte, warum

er die Flucht ergriffen. Man schrieb an Tolsey welcher selbst kam ihn abzuholen und ihn sehr menschlich behandelte. Zwar führte er ihn zurück in die Plantage, räumte ihm aber einen sichern und bequemen Ort zum Beten ein, und that was in seinen Kräften stand, um das Schicksal des Unglücklichen zu erleichtern, auch erlaubte er ihm, an seinen Vater zu schreiben. Der Brief wurde seinem ersten Herrn, Denton, abgegeben, um ihn bey erster Gelegenheit durch den Capitain Pyke nach Afrika zu befördern. Da sich aber Pyke damals in England befand, so schickte Denton den Brief an Hunt nach London.

Unglücklicher Weise mußte Pyke schon wieder nach der afrikanischen Küste abgesegelt seyn, als der Brief in London ankam, Hunt sah sich also genöthigt, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Der Brief war in arabischer Sprache geschrieben, dieß gab Gelegenheit ihn dem berühmten Oglethorpe zu zeigen, der ihn auf der Universität Oxford übersetzen ließ, und durch Lesung desselben so sehr gerührt wurde, daß er, vermittelst einer

Summe Geldes, Hunt vermogte, Soleyman nach England kommen zu lassen. Hunt schrieb sogleich an seinen Factor, der den merkwürdigen Sklaven loskaufte, und ihn auf dem Schiffe William, Capitain Whrigt, einschiffte. Hier erneuerte Bluet, als Reisegefährte, dessen Bekanntschaft.

Während der Reise lernte Soleyman englisch genug um sich so ziemlich verständlich zu machen. Sein Betragen gewann ihm die Achtung und Freundschaft der ganzen Schiffs-Equipage. Als er im April 1733 zu London ankam, war der großmüthige Oglethorpe verreist, aber Hunt empfieng ihn gütig und gab ihm eine anständige Wohnung.

Bluet brachte einige Zeit auf dem Lande zu, bey seiner Zurückkunft besuchte er den Prinzen und fand ihn sehr niedergeschlagen, weil mehrere Personen ihn hatten kaufen wollen, (vermuthlich aus Eitelkeit um einen Fürsten in ihren Diensten zu haben) und weil er fürchtete, man werde das Lösegeld für ihn entweder allzuhoch steigern, oder ihn wohl gar einem neuen Herrn überlassen, der ihn abermals in entfernte Länder führen würde. Bluet erbat sich die Erlaubniß, ihn mit in seine Woh-

nung in der Grafschaft Hertford zu nehmen, wo Soleyman Jederman für sein Schicksal interessirte. Man beschenkte ihn reichlich und es war im Werke, eine Subscription zu eröffnen, um seine Fesseln zu zerbrechen. Unbegreiflich ist, daß der reiche Herr Hunt dieses Vergnügen sich versagte.

Den Tag vor des Prinzen Rückkehr nach London empfieng er einen Brief unter seiner Addresse, welchen die afrikanische Compagnie für ihn erhalten hatte. Der Biograph sagt nicht, von wem der Brief kam; vermuthlich vom Oglethorpe. Dem zufolge ersuchte die afrikanische Compagnie den Herrn Hunt, ihr alle die Kosten anzugeben, welche er für Soleyman aufgewandt hatte. Der Filz ermangelte nicht, den letzten Pfennig zu berechnen, und doch betrug die ganze Summe nicht mehr als 59 Pfund Sterling, welche die Compagnie bezahlte. Bald darauf kam auch eine Subscription zu Stande, wodurch jene Auslage ersetzt und der Prinz von aller weitern Furcht befreyt wurde. Die Compagnie übernahm seinen Unterhalt bis zu seiner Abreise. Da diese sich noch verzögerte, so brachte er seine Zeit ganz angenehm damit zu, daß er seine

Freunde und Wohlthäter fleißig besuchte. Zu diesen gehörte auch der Ritter Hans Sloane, der sich seiner oft bediente, um arabische Handschriften oder Inschriften auf Münzen zu übersetzen.

Eines Tages äußerte er gegen den Ritter ein lebhaftes Verlangen, die königliche Familie zu sehen. Es wurde ihm zugesagt, sobald er anständig genug gekleidet seyn werde, um bey Hofe zu erscheinen. Seine Freunde ließen ihn sogleich in die Tracht seines Landes kostbar kleiden, und so wurde er dem Könige, der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen präsentirt. Die Königin schenkte ihm eine schöne goldene Uhr. Am nämlichen Tage speißte er bey dem Herzoge von Montagü und die dort anwesenden Großen schoßen eine ansehnliche Summe für ihn zusammen. Er benahm sich bey allen diesen Gelegenheiten mit so würdevoller Bescheidenheit, und seine naifen Ausbrüche des Kummers über die Trennung von Vaterland und Familie, waren so rührend, daß Jeder der ihn sah und sprach sein Freund wurde.

Der Herzog von Montagü nahm ihn oft mit sich auf sein Landhaus, wo er ihm die Acker- und

Garten-Geräthschaften zeigen und von seinen Leuten im Gebrauch derselben ihn unterrichten ließ. Bey seiner Abreise ließ der Herzog eine Menge solcher Werkzeuge für ihn verfertigen und wohl eingepackt auf das Schiff bringen. Durch die Geschenke seiner Wohlthäter belief sich sein kleiner gesammelter Schatz auf 500 Pfund Sterling, und so bestieg er endlich, dankbare Thränen weinend, aber doch voll der süßesten Hoffnungen, im July 1734 das Schiff der Compagnie, welches ihn an die Ufer des Gambia zurück führen sollte. Am 8ten August landete er bey dem englischen Fort und trat fast ohnmächtig ans Land, so heftig griff die Freude ihn an. Er war dem Gouverneur durch die Direktoren der Compagnie ganz besonders empfohlen worden, daher empfieng man ihn mit großer Achtung. Er verweilte nicht lange, sondern schiffte sich schnell wieder auf einer Schaluppe ein, welche nach dem Comptoir von Joar bestimmt war. Da dieses nur sieben Tagreisen von Bunda entfernt liegt, so hoffte er dort einen seiner Landsleute anzutreffen. Am 26ten Abends ankerte die Schaluppe bey Damosensa, wo der Prinz, als er nebst den Englän-

dern unter einem Brunnen ruhte, 6 bis 8 Neger von derjenigen Nation vorüber gehen sah, welche ihn, kaum 30 englische Meilen von demselben Orte, zum Sklaven gemacht hatte. So sanftmüthig er sonst war, so konnte er doch bey ihrem Anblick sich kaum halten. Er griff heftig nach seinem Säbel; die Engländer stellten ihm die Gefahr vor und besänftigten ihn. Man ließ die Neger näher kommen, man fragte sie, was aus ihrem Könige geworden? — sie erzählten, er habe gewöhnlich eine Pistole am Halse getragen, die er von einem englischen Schiffs-Capitain erhalten, diese sey einmal zufällig losgegangen und habe ihm den Kopf zerschmettert.

Soleyman sah hierin Gottes Finger. Dieser König, sein Feind, der Urheber aller seiner Leiden, konnte diese Pistole von Niemand anders empfangen haben, als vom Capitain Pyke, und vermuthlich hatte sie zu den Waaren gehört, die der Preiß seiner Freyheit gewesen waren. Er dankte dem Propheten laut für diese himmlische Gerechtigkeit, doch fügte er auch sogleich sanfter hinzu: „Ich verzeihe meinen Feinden, denn wäre ich nicht ver-

„ kauft worden, so würde ich weder das Englische
„ gelernt haben, noch alle die kostbaren und nütz-
„ lichen Dinge besitzen, mit welchen man mich be-
„ schenket hat; auch hätte ich dann weder England
„ gesehen, noch so viele vortreffliche Menschen ken-
„ nen lernen."

Am 1sten September landete die Schaluppe zu Joar und der Prinz schickte sogleich einen Boten nach Bunda, um seine Zurückkunft zu melden. Dieser Bote war ein Fuli-Neger, ein alter Bekannter von Soleyman, der sich, bey Erblickung des Heimkehrenden, fast närrisch vor Freuden geberdete, denn noch nie hatte man einen Afrikaner aus der Sklaverey zurückkehren sehen. Soleyman ließ seinen Vater bitten, ihm nicht entgegen zu kommen, weil die Reise zu lang sey, und weil es den jungen Leuten gezieme, den Alten entgegen zu gehen. Er gab dem Boten einige Geschenke für seine Frauen mit, und trug ihm auf, ihm seinen jüngsten Sohn zu bringen, den er am zärtlichsten liebte.

In der Zwischenzeit nahm er jede Gelegenheit wahr, um die Engländer gegen die Neger zu rühmen, und ihnen den Wahn zu benehmen, als wär-

den die Sklaven getödtet und gefressen, ein Wahn, der sich auf die Bemerkung gründete, daß nie einer zurückkam. Nach langem ängstlichen Harren kam endlich der Bote mit Briefen von Bunda, brachte aber betrübte Nachrichten. Sein Vater war gestorben, wiewohl er noch sterbend den Trost gehabt hatte, die Zurückkunft seines Sohnes zu erfahren. Eine von seinen Frauen hatte sich, während seiner Abwesenheit wieder verheyrathet, und ihr zweyter Mann war davon gelaufen, als er die Ankunft des Ersten vernommen. Seit drey oder vier Jahren hatte der Krieg das ganze Land so verheert, daß alles Vieh vertilgt war. Einer von Soleymans ältesten Freunden langte zugleich mit dem Boten an; der Prinz empfieng ihn zwar freudig, war aber auch sehr niedergeschlagen durch den Tod seines Vaters und den Jammer des Vaterlandes. Er betheuerte daß er seiner ungetreuen Frau, und selbst ihrem zweyten Manne verzeihe. „Sie hatten wohl „Recht mich tod zu glauben" sagte er, „denn ich „war ja in einem Lande, von wo noch nie ein „Fuli zurück gekehrt ist." Vier Tage unterhielt er sich mit seinem Freunde, und nur ein kurzer

Schlummer unterbrach ihre Gespräche. Dann machte er Anstalten zu seiner Abreise. Einem gewissen Moore, der eben Afrika verlassen wollte, gab er dankbare Briefe an seine Wohlthäter in England mit. Von seiner Geschichte ist nichts weiter bekannt geworden.

Er besaß die vortrefflichsten natürlichen Eigenschaften, klare Begriffe, eine gesunde Beurtheilungskraft, ein glückliches Gedächtniß. Redlichkeit und Wahrheitsliebe leuchteten aus allen seinen Gesprächen hervor. Seine leichte Fassungsgabe wurde bey vielen Gelegenheiten erprobt. Den Mechanismus der Instrumente begriff er schnell. Man zeigte ihm z. B. eine Wanduhr und einen Pflug, dann zerlegte man beyde, und er setzte sie wieder zusammen ohne fremde Beyhülfe.

Sein Gedächtniß war bewundernswürdig; er hatte den Koran im 15ten Jahre auswendig gelernt, und schrieb ihn in England eigenhändig dreymal nieder, bloß aus dem Gedächtniß, bediente sich auch nicht einmal seiner ersten Handschrift bey der zweyten und dritten Abschrift. Wenn man von der Möglichkeit zu vergessen mit ihm

sprach, so pflegte er zu lächeln, als über etwas Unbegreifliches. Er war gefühlvoll und mitleidig. In der Unterhaltung liebte er den Scherz. Seine Sanftmuth benahm seinem Muthe nichts. Er erzählte, daß er eines Tages mit vier Begleitern im Lande der Araber von 15 Räubern angegriffen worden und sie zur Flucht gezwungen habe, wobey er bloß leicht verwundet worden. Ein andermal fand er eine Kuh seines Vaters zerrissen und halb verschlungen. Er bestieg einen Baum neben der Kuh, sah in der Dämmerung zwey grimmige Löwen erscheinen, drückte seine vergifteten Pfeile auf sie ab, und hatte das Glück sie beyde zu tödten.

Gemählde konnte er nicht leiden. Es kostete Mühe, ihn zu überreden, daß er sich mahlen ließ. Als der Kopf fertig war, fragte man ihn: in welcher Kleidung er gemahlt seyn wolle? — In meiner Landestracht, war die Antwort. Man wandte ein, der Mahler könne diese nicht abbilden, ohne sie gesehen zu haben. Ey, sagte er, ihr mahlt ja sogar den lieben Gott, den ihr nie gesehen habt. Obgleich er ein Mahomedaner war,

so glaubte er doch nicht an Mahomet's Paradieß der Sinnlichkeit und andere dergleichen türkische Alfanzereyen. Er bekannte einen einzigen Gott und sprach dessen Nahmen nie ohne besondere Ehrfurcht aus. Ueber die Dreyeinigkeit konnte er nie ganz ruhig sprechen hören. Man gab ihm eine Bibel in arabischer Sprache. Er las sie, bezeugte seine Achtung für den Inhalt, behauptete aber, nicht ein Wort von der Dreyeinigkeit darin gefunden zu haben. Er aß kein Fleisch irgend eines Thieres, wenn er es nicht selbst getödtet hatte; Schweinfleisch nie, wohl aber Fische. Seine Erziehung war so gut gewesen, als sie in Afrika nur immer seyn konnte. Er kannte alle Bücher seines Landes, ihrer sind aber kaum dreyßig, arabisch geschrieben, und bloß die Religion betreffend. Den historischen Theil der Bibel wußte er sehr gut, und sprach mit Hochachtung von Christus, einem Propheten, der, wie er sich ausdrückte, eines längeren Lebens würdig gewesen wäre. Mahomet sey nach ihm gekommen, um seine Lehre zu verbessern. Oft verglich er sich mit Joseph, dem Sohne des Patriarchen Jakob. Als er ver-

nahm, daß Sambo, König von Futa, den Mandingos um seinetwillen den Krieg erklärt habe, versicherte er, es sey ihm leid, denn nicht die Mandingos, sondern Gott selber habe sein Schicksal gelenkt. Es ist zu bedauern, daß wir nicht erfahren, wie es in der Folge diesem lobenswürdigen Neger-Fürsten in seinem Vaterlande ergangen; ob er die mitgebrachten Ackerwerkzeuge hat eingeführt und welchen Einfluß überhaupt seine erworbenen Kenntnisse auf seine Nation gehabt haben mögen. Die Herren Schiffs-Capitains der afrikanischen Compagnie haben, als ächte Sklavenhändler, sich weiter nicht um ihn bekümmert.

Gemählde menschlicher Schwachheiten.

Das ist der Titel eines mehr als hundertjährigen Büchleins, welches auch wohl ein mehr als tausendjähriges Buch seyn könnte, denn in wel-

chem Jahrhundert, das unsrige ausgenommen, gab es nicht menschliche Schwachheiten? Eine Dame hat es geschrieben, einst Mademoiselle Des Jardins, hernach Madame de Villedie und endlich Madame de Chare. Es scheint fast daß sie für ihre eigenen Schwachheiten der Entschuldigung bedurfte, denn sie wühlt emsig in der Geschichte, um zu beweisen, daß auch die größten Männer des Alterthums nicht frey davon waren. Sie stellt uns den Pericles vor, der ein Freudenmädchen heyrathete, nachdem er von ihr selbst ihren vorigen Wandel erfahren. Sie zeigt uns den Lykurg, der, von Jugend auf in die Philosophie begraben, doch lieber einer Krone als einem geliebten Mädchen entsagte. Das merkwürdigste Beyspiel, welches sie anführt, ist das des Paulus Aemilius, der seine erste Gattin, trotz ihrer Keuschheit, ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit verstieß, blos weil sie Launen hatte, und eine andere nahm, die gleichfalls von ihrem Manne wegen Ausschweifungen verstossen worden. Paulus Aemilius wußte das recht gut, aber er raisonnirte so: Diese Frau wird um

so gelehriger und geschmeidiger seyn, weil sie der Nachsicht für ihren Lebenswandel bedarf. Ausschweifungen zu ertragen schien ihm weit leichter, als der Stolz und die ewige Rechthaberey einer robusten Tugend. Er hatte sich aber doch verrechnet, denn er verlor durch die Nachläßigkeit dieser Frau zwey Kinder. Zwar antwortete sie nicht eine Sylbe, wenn er ihr Vorwürfe machte, aber sie wurde auch nicht im mindesten davon gerührt, denn kaum hatte er nach der schönsten Predigt ihr den Rücken gewendet, so verschwelgte sie lustig die ganze Nacht. Paul Aemil bereute seine Wahl zu spät, und grämte sich zu tode.

Rudbecks Träume.

Daß die Menschen Alles beweisen können was sie wollen, und wobey sie irgend ein Interesse haben es zu beweisen, davon haben vor alten Zeiten die Religions-Streitigkeiten und in neuern die

politischen Memoiren, auch wohl die Kriegsmanifeste Beyspiele genug geliefert. Was ist in unsern Tagen nicht Alles bewiesen worden! Doch weder der Eifer eines Zeloten, noch die Gewandheit eines Staatsministers kommen der unerschöpflichen Kunst gleich, mit welcher ein Gelehrter eine Lieblings-Hypothese zu unterstützen weiß. Das ganze Magazin der gelehrten Baukunst wird durchstöbert und geplündert, Der erste Gedanke war vielleicht nur paradox und schien seinem Urheber selbst noch zweifelhaft; aber nach und nach arbeitet er sich hinein, gewinnt immer mehr neue phantastische Ansichten, findet Vergnügen an den mannigfaltigen Uebungen und Anstrengungen seines Geistes; nach eben diesen Anstrengungen fängt er an, den Werth seiner Hypothese zu beurtheilen, und überzeugt sich nun täglich mehr von deren Wahrheit. Die kindische Freude, der Erste zu seyn, der etwas neues zu erzählen weiß, diese angeborne Eitelkeit, die sich schon im Knaben äußert, wenn er über Hals und Kopf rennt, um der Mutter das Neue, es sey fröhlich oder traurig, zu verkünden; dieser fast immer zufällige Vorzug,

durch den sich die thörigten Menschen in jedem Alter wichtig zu machen glauben, lockt auch den Gelehrten auf die seltsamsten Irrwege, und je abentheuerlicher eine Behauptung ist, je sanfter schmeichelt es ihm, sie beweisen zu können. Es würde Eins der unterhaltendsten Bücher werden, wenn man alle die seltsamen Hypothesen zusammen stellte, an welche seit vielen Jahrhunderten die Gelehrten Zeit und Kraft verschwendeten, und in dieser Gallerie von weisen Thoren würde sicher Olaus Rudbeck, ein gelehrter Schwede, stets einen Ehrenplatz behaupten.

Er war Professor zu Upsala und hat ein dickes lateinisches Werk, Atlantica, geschrieben, welches Schweden, sein allzugeliebtes Vaterland, zum Mittelpunkt der Welt, zur Wiege aller Völker, Thaten, Künste und Wissenschaften macht. Nicht lange nach der Sprachen-Verwirrung ließen Japhets Nachkömmlinge sich in Schweden nieder. Vor dieser Begebenheit war die Erde noch unbewohnt, den kleinen Theil ausgenommen, wo der babylonische Thurm gebaut wurde; denn alle damals lebende Menschen hatten sich versammelt

um jenes stolze Gebäude aufzuführen. Es mogten ihrer etwa 20000 seyn. Um nun den Erdboden schnell zu bevölkern, theilten sie sich in kleine Haufen von acht bis zehn Personen, deren Jeder seine Wohnung so entfernt als möglich von dem Andern aufschlug. Vielleicht gab es aber auch nur 72 solcher Haufen, nach der Anzahl der Sprachen, die am Verwirrungstage sich bildeten. In diesem Falle würde jeder aus 270 Personen bestanden haben. Freylich stimmt es weder mit der Erfahrung noch mit den Neigungen der Menschen überein, daß sie aus freyen Stücken ferne, unbekannte Wüsten sollten aufgesucht haben; allein Rudbeck belegt seine Behauptung mit Stellen aus der heiligen Schrift und bemerket unter andern, daß fast alle Völker sich rühmen Ureinwohner ihres Landes zu seyn. Es war nun einmal Gottes Wille, daß nach der Sündfluth die Menschen sich zerstreuen und den Erdboden so schnell als möglich wieder bevölkern sollten; darum erschracken jene Menschen-Häuflein gar nicht vor Wanderungen von einigen tausend Meilen, auf Wegen und durch Länder, die ihnen gänzlich unbekannt waren, zu einer Zeit, wo

die ganze Oberfläche der Erde mit Wäldern und Morästen bedeckt war.

Manche glauben, Noah selbst habe sich auf dem schwarzen Meere eingeschifft, die Küsten des mittelländischen Meeres links und rechts besucht, überall einige seiner Begleiter an's Land gesetzt, die asiatischen Küsten vom Don bis zum Nil den Kindern Sems verliehen, die afrikanischen vom Nil bis Cadix den Kindern des Ham und die europäischen, von Cadix bis wieder zum Done den Kindern Japhets. So sagt Philo, den Rudbeck zwar nicht citirt, dessen Meynung ihm aber wohl zu statten käme; denn wenn Noah auf der europäischen Seite des schwarzen Meeres eine Kolonie zurück ließ, die sich wiederum in mehrere Haufen theilte, so konnte ja leicht Einer derselben bis nach Schweden vordringen, wo die Ostsee, die Ströme und Seen den Ankömmlingen reichlich Fische lieferten; denn die Jagd nährte ihren Mann noch nicht, weil alle Landthiere in der Sündfluth umgekommen waren, die Fische hingegen sich recht wohl dabey befanden. Oder Noah konnte auch von Cadix aus nach dem baltischen Meere gesteuert haben, wenn es anders

schon existirte. Ueberhaupt wäre es das bequemste Mittel, sich die räthselhafte Bevölkerung von Amerika und Australien zu erklären, wenn man annimmt, daß Noah, der sonder Zweifel ein sehr erfahrner Schiffer war, einige Jahre von den Dreyhunderten, die er noch nach der Sündfluth lebte darauf verwandte, von Küste zu Küste die ganze Welt zu umschiffen und überall einige Pärchen an's Land zu setzen. Nichts konnte wohl dem schnellen Anwachs der Bevölkerung günstiger seyn, denn die Erfahrung lehrt, daß, wo wenige Menschen beysammen leben, die Sterblichkeit überhaupt, und besonders die der Kinder, lange nicht so groß ist, als wo viele zusammen gepfroft sind; gleich wie ein mit Früchten überladener Baum deren eine Menge unreif fallen läßt; oder wie die nämliche Anzahl Körner auf geräumigem Boden weit mehrere stärkere Halme treibt, als im engen Raume.

Auf diese Weise hätte Gott zu Noahs Zeiten wie ein kluger Gärtner gehandelt, oder das Naturgesetz bey Ernährung der Thiere befolgt, kraft dessen das Blut vom Herzen zu den äußeren Theilen getrieben wird, und dann wieder zurück kommt.

Folglich, meynt Rudbeck, müsse Schweden sehr bald nach der Sprachen-Verwirrung bewohnt worden seyn, denn die Weiber sind daselbst sehr fruchtbar und die Leute werden sehr alt. Jene haben ganz gewöhnlich 7 bis 14 Kinder und es ist sogar nicht selten, daß sie deren 24 bis 30 erzeugen. Der Bruder des Verfassers, der Bischof von Arosia, hat ihm Auszüge aus den Kirchenbüchern mitgetheilt, aus denen erhellt, daß in den ersten 73 Jahren des 17ten Jahrhunderts, in nicht mehr als 12 Kirchspielen 232 Menschen ein Alter von 90 bis 140 Jahren erreicht hatten; auch soll ein Mann 156 Jahre und ein anderer sogar 260 (!) gelebt, und seine Nachkommen bis in das siebente Glied gesehen haben. In den nämlichen Kirchspielen lebten noch zu des Verfassers Zeiten 860 Menschen zwischen 70 und 80 Jahren. In Schweden also mußte die Pflanzschule der Menschen errichtet werden, um von dort aus von Zeit zu Zeit zahlreiche Colonien gegen den Mittelpunkt zu senden, um das Blut der mittägigen Nationen zu veredeln, die gewöhnlich klein, schwach und weibisch sind, Folge des Klima's, des Luxus und der Wollüste. Man mögte

einwenden, daß Menschen, denen es frey steht, einen Aufenthalt zu wählen, wohl schwerlich das kalte Schweden mit dessen langen Nächten vorziehen würden. Diesem Einwurf zu begegnen, zählt der Verfasser alle Vortheile der nordischen Länder auf: die Fische vermehren sich da unglaublich; die Vögel ziehen aus fernen Ländern herbey um dort zu nisten, gleichsam als habe die Natur ihnen kund gethan, daß sie hier ihren Unterhalt am leichtesten finden würden. Nimmt man nicht auf Jahreszeiten Rücksicht, sondern zählt man alle Tage im Jahre zusammen, so genießen diese Länder des Lichtes länger, als die südlichen; der Schnee leuchtet den Reisenden hinlänglich, und verstärkt das schwächste Mondlicht dermassen, daß man grobe Schrift dabey lesen kann. Man reist bequem und lustig auf dem Eise, welches die Strassen abkürzt, man ist gesunder, frischer, ansteckenden Krankheiten weniger unterworfen; man lebt länger, ißt besser u. s. w. In der That trifftige Beweggründe um die Wahl des Aufenthalts zu bestimmen. Die Kälte, die den Bewohnern der mittägigen Länder so fürchterlich scheint, ist es den Nordländern so wenig, daß,

wenn es nicht wenigstens zwey Monate im Jahre friert, daß die Steine entzwey springen mögten, sie sagen, es sey ein schlechter Winter. Alle diese Gründe scheinen indeß nur für diejenigen trifftig, die nun einmal in einem solchen Lande wohnen, und durch Erfahrung die Vortheile kennen, werden aber wohl schwerlich einen Neapolitaner bewegen nach Schweden zu ziehen. Das fühlt auch Rudbeck und nimmt zu historischen Beweisen seine Zuflucht. Mit großer Gelehrsamkeit sucht er sie in den Schriften der Alten, und mit vielem Geist macht er deren Anwendung auf seine Hypothese. Dahin gehören die Stellen aus dem Strabo, wo dieser versichert, daß die nördlichen europäischen Länder Scythien genannt wurden, und daß sie den Griechen früher bekannt waren als die westlichen. Den ersten historischen Beweis des Alterthums der schwedischen Nation liefert Rudbeck aus dem alten Bauern-Kalender, und nimmt davon Gelegenheit, mehrere astronomische Sätze und alte Gewohnheiten zu erklären. Den zweyten Beweis zieht er aus den alten Gräbern. Eine gewisse schwarze Erde in Schweden soll sich aus verfaulten Baumblättern und

aus dem Staube bilden, den der Wind zusammen führt und der Schnee beym Schmelzen zurück läßt. Aus der Dicke dieser Erde, sagt er, könne man berechnen, wie viele Zeit erforderlich gewesen, um eine solche Schicht hervor zu bringen. Nun habe man Menschen-Knochen gefunden, auf welchen diese Erde 7 bis 8 Zoll hoch gewachsen, woraus nach untrüglichen Berechnungen folge, daß diese Knochen vor 4000 Jahren begraben worden; denn jeder Zoll jener Erde bedürfe 500 Jahre zu seiner Bildung. Folglich, war Schweden im zweyten Jahrhunderte nach der Sündfluth schon bewohnt. Ueber die erwähnte Mischung des Staubes mit dem Schnee führt Rudbeck Erfahrungen an, und macht sich lustig über Adam von Bremen, der in seiner Beschreibung von Dännemark erzählt, es gebe dort einen schwarzen, trockenen Schnee, der so alt sey, daß er wie eine Kohle brenne. Das sey nicht Schee, sagt er, sondern die unter ihm befindliche fette Erde. Alles was die alten egyptischen, griechischen und römischen Schriftsteller von gewissen, durch verschiedene Nahmen bezeichneten Ländern angeführt haben, das bezieht der Verfasser auf

Scandinavien, Schweden, besonders die Beschreibung der Insel Atlantis in Plato's Gesprächen. Freylich hatte er den Bailly nicht gelesen. Indessen gab es auch schon zu seiner Zeit Leute, welche die Atlantis in Amerika suchten. Er beweiset aber mit 102 Gründen, daß diese Meynung falsch ist, daß Plato nur von dem nördlichen Europa habe sprechen wollen, und daß er wirklich in vielen Dingen sehr richtig davon gesprochen. Man kann in der That weder dem Fleiße noch der Einbildungskraft des Verfassers seine Bewunderung versagen, wenn man sieht daß es ihm gelingt, in den Umgebungen des alten Upsala, gerade dieselbe Lage und Größe zu finden, welche Plato der Hauptstadt der Insel Atlantis beymißt. Im Schweiß seines Angesichts und durch mühselige körperliche Anstrengungen hat der selige Herr Professor das gefunden. Er sagt ferner in diesem Kapitel viel Merkwürdiges über die alte, in der Edda enthaltene Mythologie der nordischen Dichter, und über die Säulen des Herkules, die nach seiner Behauptung, nicht in Westen sondern in Norden gesucht werden müssen. Im folgenden achten Kapitel beweist er, daß Ho-

mer, Plutarch und Maximus von Tyrus, die Insel Ogygien beschreibend, wo Ulysses nach siebenjährigen Irrfahrten zurückgehalten wurde, bloß von Schweden gesprochen haben. Folglich blieb Ulysses nicht blos im mittelländischen Meere. Auch der Berg Atlas lag — einer Stelle des Apollodorus und den Schilderungen der Dichter zufolge — nicht in Afrika sondern in Norden, um so mehr da Virgil die Himmels-Achse ihm auf die Schultern bürdet, welche Achse bekanntlich an den Polen endet. Auch bekränzen die Dichter den Atlas mit Fichten, Eis und Schnee; hätte er in Afrika gelegen, so würden sie Pomeranzen und Citronen darauf gesetzt haben. Die Sagen der Alten von den Hyperboreern sollen gleichfalls nur auf Schweden passen. Es ist albern wenn Diodor von Sicilien sagt, die Hyperboreer würden so genannt, weil sie über den Wind Boreas hinaus gewohnt hätten. Rudbeck will, der Beherrscher des Landes sey jederzeit aus der Familie Boreas gewesen, das Wort Hyperboreo sey gothisch, und bedeute keinesweges die Wohnung, sondern das edle Geschlecht. Im 10ten Kapitel

beweist er, daß auch das eigentliche Scythien nur in Schweden zu suchen ist, und daß, wenn es zwischen dem schwarzen und baltischen Meere noch Scythen gab, es blos von jenen Schweden überwundene und abhängige Völker waren. Er erwähnt noch mancher Nahmen, durch welche man vor alten Zeiten Schweden bezeichnete, und bemerkt im Vorbeygehen, daß das Wort Germani, welches die Einwohner von Deutschland bedeutete, schwedischen Ursprungs ist, woraus er denn ganz keck den Schluß zieht, daß Deutschland von den Schweden erobert worden. Das Guerra der Italiener und Guerre der Franzosen soll auch von Germani abstammen. Das mögte alles noch hingehen; aber daß der Hr. Professor sogar die sogenannten glücklichen Inseln der Alten in Schweden wieder findet, muß Lächeln erregen. Er spottet derjenigen, welche unter diesen Inseln die canarischen verstanden wissen wollen, vielleicht weil es dort warm ist und allerley edle Früchte giebt. Darauf, meynt er, sahen die Alten nicht, sondern auf Tugend und Sitten, die bey den Hyperboreern heimisch waren. Weit leichter

war es, das räthselhafte Thule der Alten nach Schweden zu versetzen. Ein gewisser Grieche, Antonius Diogenes, hat, kurz nach dem Tode Alexanders, 24 Bücher von den unglaublichen Wundern dieser Insel geschrieben, wozu er den Stoff in den Grabmälern von Tyrus, nach dessen Einnahme, auf Denkmälern von Cypressen gefunden haben wollte, und welche unter andern auch die Reisen der Tyrier nach Thule bewiesen. Das Zeugniß dieses Griechen scheint dem Verfasser eine mächtige Stütze. Er nimmt den fabelhaften Pytheas in Schutz. Er sträubt sich gegen den gelehrten Pontanus, welcher Island für Thule hielt. Eben so heftig bestreitet er die Meynung, daß unter dem cimbrischen Chersones Jüttland zu verstehen sey. Auch diese Benennung soll blos Schweden gelten, wo er endlich gar die Hölle und den Acheron der Alten wieder entdeckt. Nämlich die Gerechtigkeitspflege der nordischen Völker habe den Dichtern das Original zu den Richterstühlen des Minos, Aeacus und Rhadamantus geliefert. Ferner lägen in Schweden die hesperischen Gärten und das Elysium.

Wen die Beweise von alle dem nicht überzeugen, der wird wenigstens die Belesenheit des Verfassers und seine Kenntnisse bewundern. Den deutschen Waffen-Ruhm im Kampfe gegen die Römer sucht er zu schmälern, indem er behauptet, daß die Sueven, welche zu den Zeiten des Julius Cäsar einen großen Theil von Deutschland bewohnten, Schweden waren, die sich durch Eroberungen festgesetzt hatten. Darum bekannten auch die deutschen Abgesandten vor Cäsar, sie wären wider ihren Willen über den Rhein gekommen, weil sie von den Sueven vertrieben worden, einem Volke, dem weder Menschen noch Götter widerstehen könnten.

Da Rudbeck einmal im Zuge ist, alles in der alten Geographie Zweifelhafte nach Schweden zu versetzen, so wird man sich nicht wundern, daß er auch die riphäischen Gebürge zu schwedischen Bergen macht.

Der Argonautenzug liefert ihm abermals Stoff sich auf der Steppe der Hypothese zu tummeln. Er will, daß die Argonauten von Colchis über den Ocean zurückgekehrt und durch die Meeren-

ge von Gibraltar in das mittelländische Meer eingelaufen seyen. Daher nimmt er an, daß sie erst so lange als möglich den Don hinauf gefahren und dann ihre Schiffe zu Lande nach einem benachbarten Strome gezogen, der sie in das nördliche Meer geleitet habe. Diese Voraussetzung gründet er auf das Zeugniß des Diodor von Sicilien, welcher sagt, daß mehrere alte Geschichtschreiber diesen Weg bezeichnen, der auch so ziemlich zu der Erzählung des Orpheus, Eines der Argonauten paßt. Andere wollen freylich, die Eroberer des goldenen Vliesses wären die Donau hinauf gegangen, und hätten ihre Schiffe zu Lande ins adriatische Meer gezogen. Noch andere suchen ihren Landweg in Africa, aber Rudbeck glaubt sich auf bessere Beweise zu stützen.

So rühmlich auch alles bisher Gesagte und Behauptete für Schweden ist, so wird es doch von dem folgenden noch weit übertroffen. Sämmtliche griechische Gottheiten sollen aus dem Norden gekommen seyn, wenn gleich aus den Schriften der Alten erhellet, daß sie aus Syrien einwanderten. Rudbeck hingegen sammelt wieder andere,

in seinen Kram taugliche Stellen, aus welchen hervorgeht, erstens: daß die Griechen anfangs ihren Göttern gar keine Namen beygelegt; zweytens: daß sie verschiedene egyptische Gottheiten unter demselben Namen verehrten, die sie in Egypten führten; drittens: daß die Egyptier von den Bewohnern der Insel Atlantis eine Menge Nahmen liehen, die sie ihrer Sprache anpaßten und die hernach wieder von Solon der griechischen Sprache angepaßt wurden; viertens: daß die Atlantiker sich rühmten, in ihrem Lande seyen die Götter entsprungen, und Uranus, ihr erster König, habe den größten Theil der Welt beherrscht, besonders in Westen und Norden; fünftens: daß zwey nordische Jungfrauen ihre Götter nach der Insel Delos brachten; sechstens: daß Apoll zuerst von den Scythen göttlich verehrt wurde, sein Dienst nachher sich ringsum verbreitet und endlich bis zu den Einwohnern von Dodona drang; die ersten Griechen die den Apoll als eine Gottheit aufnahmen.

Man sieht schon, wo es hinaus will. Die Alten haben ihre vornehmsten Gottheiten, den Sa-

turn, Jupiter, Neptun, Pluto, Hercules und Apollo von den Hyperboreern, von den Schweden entlehnt, und der Herr Professor findet selbst die Namen dieser Götter in seiner Landes-Sprache wieder. Noch ein Wort von den kriegerischen Unternehmungen der alten Schweden. Die Erste setzt Rudbeck in das Jahr der Welt 2571, als Othoniel, Josua's Nachfolger, Richter in Israel war, und meynt, der Hunger habe sie damals aus ihrem Lande getrieben. Was Plato von den Bewohnern der Insel Atlantis erzählt, daß sie nemlich ihre Eroberungen bis nach Hetrurien und Egypten ausgedehnet, soll zu jener Zeit von den Schweden vollbracht seyn. Sie gründeten damals das trojanische Reich, denn — Homers Beschreibung des Berges Ida paßt ganz auf die schwedischen Gebürge, aber keinesweges auf die Ebene von Troja. Diesen trifftigen Beweis unterstützt er noch durch einen andern, von der phrygischen Sprache geliehenen. Alle Worte nemlich, die von dieser Sprache uns noch übrig sind, sollen schwedisch seyn, und noch jetzt dieselbe Bedeutung in Schweden haben. (Aus der-

serselben Sprache bewies einst Bochart, daß die Römer nicht von Aeneas abstammten, weil sich im Lateinischen kein einziges phrygisches Wort findet.)

Den zweyten Kriegszug der Vorfahren des Herrn Professors, nennt er den gallischen; erstens: weil in Schweden eine Provinz gewesen, die Gallien geheißen; zweytens: weil mehrere Geschichtschreiber, die von den Einfällen der Gallier gesprochen, diese Krieger aus Norden kommen lassen. Die Gallier waren also eigentlich Schweden, und so bemächtigt sich Rudbeck ohne Umstände aller ihrer Thaten, der Einnahme von Rom, des Angriffes auf den Tempel zu Delphos, der Eroberung so vieler Provinzen nicht allein in Europa, sondern auch jenseit des Hellespont. Das mag er mit einem Herrn Audigier ausmachen, der schon im Jahr 1670 ein Buch über den Ursprung der Franzosen geschrieben. Außer mehreren wichtigen Citaten, auf die Rudbeck sich gründet, zeigt er auch die Gleichheit der Sitten und der Sprache zwischen den alten Galliern und den alten Schweden. Man wird ihm vielleicht ohne Bedenken zugeben, daß Krieger-Schaaren, aus dem Norden

hervor gebrochen, Europa überschwemmt und verwüstet haben; aber man wird nicht wenig stutzen, wenn man im 38sten Kapitel liest, daß die Schweden auch die Kunst zu schreiben nach Griechenland brachten. Hier kommt er auf die Runenschrift der alten nordischen Völker, von der schon Olaus Wormius in seinen dänischen Denkmälern weitläuftig gehandelt hatte. Bis dahin glaubte man, Cadmus habe die Griechen schreiben gelehrt. Das leugnet Rudbeck, theils weil die Jonier, schon vor der Reise des Cadmus, Buchstaben gehabt, theils, weil das Alphabet der Griechen, zur Zeit der Belagerung von Troja, nur aus 16 Buchstaben bestand, da hingegen die Phönicier deren 22 zählten. Nun aber war ja Cadmus ein Phönicier, wenn also die Buchstaben von ihm herrührten, so hätten deren auch 22 seyn müssen. Besser stimmen jene 16 mit den Buchstaben der alten nordischen Völker überein, die gerade auch 16 gehabt haben sollen; folglich haben sie sie entweder von den Griechen, oder die Griechen haben sie von ihnen entlehnt. Daß das Letztere anzunehmen sey, beweist der Herr Professor durch folgendes Raison-

nement: die Runen sind von gröberer Form als die griechischen Buchstaben; nun ist bekannt, daß diejenigen, welche eine Sache von andern annehmen, sie verfeinern und vervollkommnen, da hingegen diejenigen, bey welchen die Sache heimisch ist, sich um deren Ausbildung wenig kümmern, ergo u. s. w. (Der gelehrte Verfasser hätte sich doch erinnern sollen an das, was Diodor von Sicilien erzählt, daß nemlich einige Griechen im Lande der Hyperboreer kostbare Geschenke im Tempel opferten, und selbige mit griechischen Buchstaben bezeichneten.) Er träumt aber noch weiter. Die goldenen Aepfel, die Herkules rauben mußte, waren nichts anderes, als die Buchstaben der Hyperboreer. Er beruft sich dabey auf eine Stelle des Apollodorus, welche sagt: als Herkules jene Aepfel der Minerva dargeboten, sey die Göttin der Meynung gewesen, daß man sie augenblicklich zurückgeben solle. (Der oben erwähnte Gelehrte Audigier hingegen zeigt aus einer Stelle des Archilochus und aus einer andern des Xenophon, daß die griechischen Buchstaben von den Galatern und Mäoniern entlehnt waren.)

Das sey genug um zu beweisen, daß die Wahrheit des biblischen Spruches: Wer da sucht, der wird finden, noch nie sich auffallender bewährt hat, als an dem Upsalaschen Herrn Professor Rudbeck, denn ich zweifle nicht, daß, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Vitzli-Putzli der Mexicaner und ihre Bilderschrift aus Schweden abzuleiten, er beydes dort gesucht und auch gefunden haben würde.

Historisches Quodlibet.

Als im vorigen Jahre der unglückliche Andreas Hofer den Tyroler Damen befahl, ihr Arm- und Brustfleisch zu bedecken, und in keinen durchsichtigen Hadern ihre Reitze blos zu stellen, da lachte man in Europa über ihn, und er that doch nur, was manche Päpste vor ihm gethan hatten. Schon im Jahre 1635 schrieb der päpstliche

Nuntius in den Niederlanden, auf Befehl Urban VIII., an alle Bischöfe, daß sie gegen die Weltfrauen Strenge üben sollten, „die den „Busen und die Schultern entblößen, und das „Gesicht mit Schönpflästerchen besäen.“ Sogar der Eintritt in die Kirche sollte ihnen versagt werden. Papst Innocenz XI. gab sich gleichfalls viele Mühe, jenem Unwesen zu steuern, und als er sah, daß nicht einmal die Furcht vor den Türken, die damals Wien belagerten, die Damen bessern konnte — obgleich ganz Italien zitterte — so verordnete er am 30sten November 1683 mit großem Ernst: „daß alle Weiber und Mädchen sich den Busen „und die Schultern bis an den Hals hinauf, und „die Arme bis an die Brust hinunter bedecken sollten, und zwar mit einem dichten, ja nicht durchsichtigen Stoffe.“ Diejenigen, die binnen 6 Tagen diesem Befehl nicht gehorchten, sollten ipso facto excommunicirt seyn, und, ausgenommen auf dem Todbette, sollte nur der Papst diesen Bann lösen können. Beichtväter, die sich etwa unterfangen würden, zu absolviren, wurden mit gleicher Strafe bedroht, so wie auch die Familien-Häupter,

die bey dem Unfug durch die Finger sahen. Bald nachher (1685) ließ ein Geistlicher ein Sendschreiben an die Nonnenklöster drucken, in welchen junge Mädchen erzogen wurden. Hier legt er sowohl den Nonnen als ihren Zöglingen mit heiligem Eifer eine keusche Kleidung an die Herzen, und ermahnt sie „jenen verdammten Moden zu entsagen, die gleich„sam mit offener Gewalt sträfliche Begierden durch „die Augen in sonst wohl disponirte Herzen ein„dringen lassen.“ Aber weder dieser Geistliche, noch Urban VIII. mit seinen Drohungen, noch Innocenz XI. mit seinen Bannstrafen, noch der ehrliche Andreas Hofer, haben auf die Toiletten unserer Damen den mindesten Einfluß bewiesen, und fast sollte man glauben, daß sie beständig in Bereitschaft wären, Eyde nach der Vorschrift des Seneca abzulegen, welcher meynt, man sollte eigentlich nur nackend schwören. (de Ben. l. 7. c. 9. it. epist. 90.)

* * *

Ein gewisser Almeloveen, in seinen opusculis, sucht den Ursprung der heydnischen Alterthümer aus der heil. Schrift zu erweisen. Die

Bildsäulen des **Priap** z. B. sollen aus Feigenholz bestanden haben, weil Adam im Paradiese sich mit Feigenblättern bedeckte. Auch die heydnische Gewohnheit, die Götter unter Bäumen und in heiligen Haynen zu verehren, leitet er aus dem Paradiese ab; denn da standen ja zwey ganz besondere Bäume, und überdieß ohne Zweifel viel Gebüsch, weil Adam glaubte, er könne sich darin verstecken. Der Verfasser beweist aus vielen Stellen, daß, da die Unendlichkeit Gottes nicht von uns begriffen werden kann, man von jeher **Schweigen** und **Dunkelheit** für angemessen seinem Dienste gehalten. Sonch Plinius hat gesagt: „Weniger die Bilder von Gold und Elfenbein, als die **Hayne**, und in diesen das **Schweigen**, beten wir an.“

Aus dem Beyspiel der **Rebecca**, die, sammt ihrer **Amme**, den Boten des Abraham überliefert wurde, schließet der Verfasser, daß die Hebräer, wie die Heyden, ihre jungen Mädchen bis zu ihrer Verheyrathung unter die Obhut ihrer Ammen gestellt. Diese waren denn auch so sorgsam, daß sie an jedem Morgen den Umfang des **Halses** ihrer

Pflegbefohlnen maßen, um daraus zu erkennen ob ihnen noch zu trauen sey.

Ferner untersucht er: ob es jederzeit Hebammen gegeben? welche die ersten gewesen? und ob die Männer vor alten Zeiten sich, wie heutiges Tages mit dieser Kunst befaßt haben? Er führt eine lange Stelle aus dem Hyginus an, die uns belehrt, daß bey den Alten viele Frauen aus Mangel der Hebammen starben, und weil sie sich schämten, ihre Zuflucht zu Männern zu nehmen. In Athen verbot ein Gesetz den Weibern, Arzeneykunst zu treiben. Ein junges Mädchen, Nahmens Agnodice, spürete einen besonderen Beruf in sich, dieß Gesetz zu übertreten. Sie zog Mannskleider an, studirte die Arzneykunst, und gieng zu den Weibern in Kindesnöthen, denen sie ihr Geschlecht entdeckte und dann half. Die Aerzte machten ihr einen Prozeß, und beschuldigten sie eines unerlaubten Umganges mit den Weibern, deren manche bloß deshalb krank würden, um den hübschen jungen Arzt rufen zu lassen. Sie brachten es wirklich dahin, daß Agnodice von den Areopagiten verurtheilt wurde. Allein sie beschämte die graubärtigen Richter durch Ent-

hüllung ihres Busens. Sogleich öffneten die Aerzte eine andere Batterie, und bestanden auf der Beobachtung des erwähnten Gesetzes. Aber nun rüttelten sich die athenischen Damen, das Gesetz wurde abgeschaft, und allen freyen Weibern erlaubt die Arzneykunst zu studiren.

So wie noch jetzt die Christen mit dem Worte Abracadabra die Zahnschmerzen vertreiben, so schrieben auch die Heyden manchem sinnlosen Worte große Kräfte zu. So setzten sie z. B. über ihre Hausthüren: Arse verse, und über die Thüren ihrer Speisesäle S. T., welche der Verfasser durch sed tace, oder silentium tene, als eine Ermahnung zum Schweigen erklärt.

Ein, von den Christen erfundenes Mittel, um Schnecken und Raupen von den Feldern zu vertreiben, stehe hier zur Freude aller Landwirthe. Man darf nur die Worte Joels auf Pergament schreiben: „Die Ueberreste der Kohlraupe (eruca) frißt „die Heuschrecke (locusta) und die Ueberreste der „Heuschrecke frißt wiederum eine Heuschrecke „(bruchus).“ Diese Pergamentstreife wickelt man um hölzerne Stäbe, und steckt sie an den vier Ecken

des Feldes in die Erde. Das ist das große Geheimniß, alles Ungeziefer zu verbannen.

* * *

In einem Buche von Menage, le origini della lingua italiana, findet man die Etymologie vieler Nahmen, sowohl von Städten als Familien, mit interessanten Anekdoten durchwebt. In Rom z. B. lebte ein dem heil. Gregorius verwandtes Geschlecht. Einer aus dieser Familie theilte bey einer Hungersnoth Brod unter die Armen aus, und seitdem bekamen sie den Nahmen Frangipani. Gewiß ein sehr ehrenvoller Ursprung; aber lächeln muß man, wenn man liest, daß unter der Regierung Ludwig XIII. eine gewisse Gattung von wohlriechenden Handschuhen Frangipani genannt wurden, weil ein Nachkömmling von jenem edlen Frangipani, der seinem Ahnherrn schwerlich glich, damals solche Handschuhe nach Frankreich brachte. Cerisantes, ein guter lateinischer Dichter, zählte es unter die Kennzeichen seiner hinsterbenden Galanterie, daß er keine Handschuhe à la Frangipani mehr trüge. Die Stelle ist in einer Ode an Voiture enthalten.

Menage erzählt uns auch, daß die China anfangs das Pulver des Cardinal de Lugo genannt wurde, und daß die Engländer sie Jesuiten-Pulver nennen. — Man weiß, daß die Gelehrten vormals gar zu gern ihre Nahmen ins Lateinische und Griechische übersetzten. Hier werden die wahren Nahmen von Wörtern wieder ans Licht gezogen, die freylich unter beyden Nahmen längst vergessen sind. Ein gewisser Petau nannte sich Kercoëtius, welches im Griechischen der Bedeutung eines Affen ziemlich nahe kommt. Der berühmte Salmasius, der von ihm beissend critisirt worden war, benutzte diesen Umstand, um ihn mit einer Gattung von Affen zu vergleichen, die auf die Spitzen der Bäume klettern, um — ihren Hintern zu zeigen. (Herr Merkel ist auch so ein Kercoëtius.) Nach Montaigne's Zeugnisse hat der Kanzler Olivier diesen Gedanken sogar auf seine Nation angewendet. Mit welchem Rechte? das dürfen wir heut zu Tage nicht entscheiden.

* * *

Wenn zu den Zeiten des heil. Gregorius, der auch Papst war, ein Geistlicher, Bischof werden

wollte, so befragte man ihn insgeheim und auf sein Gewissen: ob er seine Junggesellschaft noch habe? Konnte er diese Frage nur stockend beantworten, so rieth man ihm freundlich, lieber in ein Kloster zu gehen. War er vermählt gewesen, so mußte er wenigstens eine lange Zeit in keuscher Wittwerschaft zugebracht haben. Bey solchen Vorkehrungen sollte man denken, es müsse damals ein großer Mangel an Bischöfen, oder die Candidaten eben nicht sehr gewissenhaft in ihren Antworten gewesen seyn.

* * *

Ein französischer Erzbischof sagte einst zu der Königin Marie von Medicis: „die Wahrheit wäre nun seit 50 Jahren nicht über die Schwelle ihres Kabinets gekommen" und ein anderer Prälat predigte bald nachher vor dem Könige: „die Wahrheit schleiche nur verstohlen und durch die Fenster in die Palläste der Könige." Ach! es ist noch immer ein Glück, wenn wenigstens die Fenster ihr offen stehen. Zu gewissen Zeiten wird sie blos zum Fenster hinaus geworfen.

Bayle macht irgendwo die Bemerkung, daß Milde und Strenge sehr relative Eigenschaften wären, deren Größe man bloß nach gewissen Organen beurtheilen müsse. Ein Schmidt, gewohnt mit glühendem Eisen umzugehen, finde nur warm, woran eine zarte Dame sich schon verbrenne. Von Natur hartseelige Menschen halten ein Verfahren gegen Ketzer (ich meyne die politischen) für sehr milde, wenn dabey nicht gleich vom Erschießen die Rede ist.

* * *

Der Geschichtschreiber Zosimus versichert, Kaiser Constantin sey blos deshalb ein Christ geworden, weil die heydnischen Priester sich geweigert hätten, ihn von seinen schweren Sünden zu absolviren, die christlichen hingegen ihm ohne alles Bedenken das Himmelreich aufgeschlossen hätten. Eben so erzählt man von der Herzogin von Etampes, der Maitresse Franz des Ersten, sie sey dem Lutherthum sehr geneigt gewesen, weil sie gute Ursachen gehabt habe, die Ohrenbeichte zu vermeiden. Gott bedient sich sehr verschiedener Wege um Herzen zu erleuchten.

Auch die Maitresse Eduards III. soll aus gleichen Gründen Wicleffs Ketzereyen begünstigt haben.

* * *

Bayle sagt von der Geschichte ein leider nur allzuwahres Wort; nemlich sie werde in den Küchen der verschiedenen Nationen, wie das Fleisch, auf verschiedene Weise zubereitet, und jedes Land mache sein eigenes Ragout aus ihr. Jedes Volk, jede Religion oder Secte, nehme dieselben rohen Thatsachen zur Hand, würze sie aber nach ihrem Geschmacke, und dann erschienen sie einem jeden Leser wahr oder falsch, je nachdem sie seinen Vorurtheilen zusagten oder widersprächen. Ja, man könne die Vergleichung noch weiter treiben; denn so wie es gewisse Speisen gäbe, die in einigen Ländern durchaus unbekannt wären, und die man auch dort nicht mögte, es sey mit welcher Brühe es wolle, so gäbe es auch Thatsachen, die von manchen Völkern anerkannt, von andern für Trug und Verleumdung erklärt würden. — Man könnte noch hinzu fügen: wenn auch die Völker der Wahrheit nichts in den Weg legen, so thun es leider die Geschichtschreiber

selber aus Schmeicheley oder Rachsucht. Man kennt das Beyspiel, welches Herodot, der Vater der Geschichte, uns gegeben. Um an den Korinthern sich zu rächen, unterdrückte er nicht allein vieles, ihnen Ehre bringendes, sondern er beschuldigte sie auch ohne allen Grund, daß sie bey Salami die Flucht ergriffen hätten. — Die Geschichte wimmelt von solchen Verfälschungen, und besonders von Beweisen falscher Schaaren mancher Nation, die, wenn sie geschlagen ist, ihre Niederlage, bisweilen auf die lächerlichste Weise als einen Sieg darzustellen strebt. Das erinnert an den Geschichtschreiber Sandoval, der den Spaniern den Sieg bey Cerisalles zuschreibt, obgleich unbezweifelt die Franzosen ihn davongetragen hatten. Die siegreichen Spanier, sagt er, wurden von dem französischen General überredet sich zu ergeben.

* * *

Vor ein paar hundert Jahren machte ein Jesuit, Sirmond, Briefe bekannt, deren einer die Heiligkeit des berühmten Robert d'Arbrissa, Stifter des Ordens von Fontevrault, sehr verdächtig

machte. Er wurde nemlich in denselben ermahnt, nicht mehr bey seinen Nonnen zu schlafen. Im Jahr 1682 erschien dagegen ein sogenannter Clypeus nascentis ordinis, (ein Schild des aufblühenden Ordens) contra priscos et novos ejus calumniatores (gegen dessen alte und neue Verleumder.) Hier wird nun zwar das Factum zugestanden, allein bewiesen, daß Robert nur, durch eine solche schwere, freywillig übernommene Kreuzigung seines Fleisches eine noch glänzendere Märtyrer-Krone erringen wollen. Selbst da, wo die Weiber gewöhnlich ihre schönsten Siege feyern, wollte er über sie triumphiren. Der Pater Sirmond nennt das eine wundervolle Einfalt und Sicherheit und bedient sich da fürwahr der gelindesten Ausdrücke. Indem Robert diese Tantalus-Qual sich auflegte, hatte er vermuthlich seine Bettgenossinnen unterwiesen, jenes Wasser und jene Früchte nachzuahmen, die in der Hölle den Tantalus umgaben, und bekanntlich stets zurückwichen, wenn er sie zu erlangen strebte. Nur ist die Frage, ob die armen Nönnlein, die er gleicher Gefahr aussetzte, sich auch stets zu rech-

ter Zeit seines Unterrichtes erinnert haben? Wenn er nicht überzeugt war, daß sie in der heiligen Abgestumpftheit ihm gleich kamen, so war es doch immer verwegen und lieblos von ihm, seinen Nächsten sündhaften Versuchungen Preiß zu geben, blos um seinen eigenen Triumph zu verherrlichen. War er hingegen sicher, daß eine Vestalin neben ihm lag, wo blieb denn sein Verdienst? — Auf jeden Fall mögte er einem Steuermanne zu vergleichen seyn, der, wenn es in seiner Macht stünde, selber einen Sturm erregte, um seine Geschicklichkeit desto mehr zu zeigen. Zweckmäßiger scheint Franz von Assissi gehandelt zu haben, als er aus gleichen Ursachen wie Robert, sich eine Frau von Schnee machte. Vom heiligen Bernhard wird erzählt, er habe, als ein Mädchen sich zu ihm gelegt, nichts weiter gethan, als sich auf die andere Seite gekehrt. — Zu den Zeiten des heiligen Cyprian gab es Nonnen, die sich einer vollkommenen Keuschheit rühmten, und sich erboten, ihre Unschuld durch Eyde, ja durch Hebammen zu erhärten, obgleich sie männliche Bettgenossen duldeten. Der heilige Cy-

prian nahm ein großes Aergerniß daran und bezweifelte sogar die gerühmte Keuschheit, wenn auch die Nonnen bis auf einen gewissen Punkt nicht strafbar seyn sollten, denn, sagte er: Certe ipse concubitus, ipse complexus, ipsa confabulatio et osculatio et conjacentium duorum turpis et foeda dormitio quantum dedecoris et criminis confitetur. (Siehe Dodwells dissertationes Cyprianicae) Die Stelle mag unübersetzt bleiben, und um den Ruhm der Nonnen zu retten, wollen wir an ein großes Beyspiel erinnern. Ein Fürst verliebte sich in eine Nonne. Einer seiner Höflinge, der den Unterhändler machen wollte, versicherte die keusche Braut Christi, daß besonders ihre schönen Augen den Fürsten so bezaubert hätten. Da stach sie sich die Augen aus, legte sie zierlich auf einen Teller, und überschickte sie dem erschrockenen Liebhaber.

* * *

Zwischen König Philipp August von Frankreich und König Richard von England, der zugleich Herzog von Aquitanien war, erhub sich einst ein großer Streit über eine Antike, die ein

Soldat in Limousin gefunden hatte. Diese Antike war von Gold, und stellte einen Kaiser dar, der mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zur Tafel saß. Philipp machte Anspruch darauf als König, Richard als Oberlehnsherr, allein der letztere wurde getödtet, als er das Schloß belagerte, in welchem die Antike gefunden worden. Die Rechtsgelehrten entschieden, wie le Bret berichtet, daß ein verarbeitetes Kleinod dem Könige zugehöre. In unsern Tagen erregen die Antiken keine Kriege mehr, sondern sie sind, ohne Widerspruch, ein Eigenthum des Siegers.

* * *

Zu derselben Zeit schrieb die Königin Christine von Schweden, die damals schon katholisch geworden war, folgenden Brief an den Chevalier Terlon:

„Da Sie meine Meynung über die vorgebliche Ausrottung der Ketzerey in Frankreich zu „hören wünschen, so sage ich Ihnen — gewohnt „niemanden zu fürchten oder zu schmeicheln — „daß ich an das Gelingen dieses großen Entwurfes noch nicht glaube, so wenig als an den

„ Vortheil, der unsrer heiligen Religion daraus
„ erwachsen soll; vielmehr sehe ich manche Nach
„ theile voraus. Im Ernst, was soll man von
„ der Aufrichtigkeit der Neubekehrten hoffen?
„ ich mögte die Sünden nicht auf meinem Ge=
„ wissen haben, die durch solche Missionärs ver=
„ anlaßt werden. Kriegsleute sind seltsame Apo=
„ stel, ich halte sie für geschickter zu morden, zu
„ schänden und zu rauben, als zu überreden.
„ Auch erfahren wir, durch Berichte, deren Wahr=
„ haftigkeit nicht bezweifelt werden kann, daß
„ sie ihren Auftrag ganz nach ihrer Manier aus=
„ richten. Ich beklage die armen Menschen, die
„ ihnen Preiß gegeben sind; ich beklage so viele
„ ruinirte Familien, so viele brave Leute die zu
„ Bettlern geworden; ich beklage ihre Irrthü=
„ mer; aber nicht um die Herrschaft der Welt
„ mögte ich Schuld an ihrem Unglücke seyn. Ich
„ betrachte das heutige Frankreich als eine Kranke,
„ der man Arme und Beine abhacket, um sie von
„ einem Uebel zu heilen, welches durch ein wenig
„ Geduld und Sanftmuth von selbst geheilt seyn
„ würde. Ketzer bekehren wollen ist sehr löblich,

„ aber die Art und Weise, wie man sich dabey „ nimmt, muß doch wohl nicht die beste seyn, da „ Jesus Christus sich deren nicht bedient hat. Ich „ bewundere diesen Eifer und diese Politik; aber „ ich begreife sie nicht, und bin recht froh sie „ nicht zu begreifen. Darf man sich wohl schmei„ cheln, gute Katholiken aus den Hugenotten zu „ stempeln, zu einer Zeit, wo man in Frankreich „ die der römischen Kirche schuldige Ehrfurcht so „ ungescheut aus den Augen setzt? u. s. w."

* * *

Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß, wenn man die Zahl der angeblichen Märtyrer historisch prüft, unbezweifelt hervorgeht, daß die Päpste und katholischen Fürsten mehr Menschen um der Religion willen hingerichtet haben, als die heydnischen Kaiser. Diese christliche Verfolgungswuth ist, Gott sey Dank! vorüber. Von dem Regenten des Himmels darf man jetzt so ziemlich denken und sagen was man will.

* * *

Als Drusus sehr krank war, machte ein römischer Ritter, Lutorius Priscus, vorläufig ein

Gedicht auf seinen Tod und las es einigen Damen vor. Drusus wurde wieder gesund, hingegen starb Germanicus, und der Dichter überreichte nun sein Werk dem Kaiser Tiber, als sey es auf den Verstorbenen gedichtet, erhielt auch eine Belohnung dafür. Aber jene Damen verriethen den kleinen unschuldigen Betrug, und der arme Priscus büßte seine Eitelkeit mit dem Leben, entweder weil er den Kaiser hintergangen, oder weil er sich unterstanden hatte, den Drusus voreilig für tod zu halten. (Diese Stelle beym Tacitus ist etwas dunkel.) — Auch in spätern Zeiten hat man es zum Verbrechen gemacht, an die Sterblichkeit der Fürsten zu glauben. Der Arzt Duval wurde auf die Galeeren geschickt, weil er prophezeyt hatte, Ludwig XIII. werde noch vor den Hundstagen 1631 sterben.

* * *

Es wäre hart, wenn die Meynung des heil. Irenäus wahr wäre, daß nämlich die Seelen der Bösewichter nach ihrem Tode vernichtet würden. Die kühnsten Bösewichter, die Geißeln der Menschheit, sind so glücklich, und dabey so zufrieden mit

sich selber, daß in der That Jedermann mit Vergnügen ein Bösewicht werden mögte, wenn er wüßte, daß keine Strafe nach dem Tode seiner harret.

* * *

Man sollte in jeder Stadt einen redlichen Mann besolden, um ein Tagebuch über alle die falschen Neuigkeiten zu halten, welche steif und fest geglaubt worden sind, wie auch von allen Prophezeyungen, welche von den politischen Kannegießern in Umlauf gebracht werden. Ein solches Tagebuch könnte viel Gutes stiften, denn es wäre doch möglich, daß die Welt endlich einmal ihrer albernen Leichtgläubigkeit sich schämte. Vor einiger Zeit wurde in Rußland für ganz gewiß erzählt, der König von Preußen werde seine Krone niederlegen und der Kronprinz unter russischer Vormundschaft den Thron besteigen.

* * *

Jeder gute Kopf, der achtzehn Jahrhunderte und 100000 Bände vor sich hat, kann in der Politik behaupten oder widersprechen, was ihm beliebt, an Beweisen wird es ihm nicht fehlen.

* * *

Glücklich ist der Mann, sagt Plinius, welcher Thaten verrichtet, die aufgezeichnet zu werden verdienen: glücklich auch der, welcher sie aufzeichnet; am glücklichsten, der beydes vereinigt.

* * *

Es wäre kein Wunder, wenn aller Glaube aus der Welt verschwände. Und er würde in der That verschwinden, wenn alle Menschen wüßten, daß Jeder, der ein wenig Scharfsinn und Gelehrsamkeit besitzt, aus einem Dinge machen kann was er will. Den Alterthumsforschern, zum Beyspiel, ist jene räthselhafte Inschrift hinlänglich bekannt, die man, wo ich nicht irre, an einem Landhause bey Bologna liest oder las. Fast ein halbes Hundert Schriftsteller haben sie ausgelegt, der Eine so, der Andere so. Man fand darin den Regen, die Schikane, das Goldmachen, die Liebe, den Urstoff und Gott weiß was alles. Endlich kam noch ein Professor von Bologna, und bewies, es sey die Grabschrift eines Mädchens, welches schon vor der Geburt gestorben, und dem Verfasser der Grabschrift zur Frau versprochen gewesen.

(Aelia Laelia Cuspis u. s. w. von Malvasia) Wenn es für alle diese Meynungen gute Gründe gab, so muß sich ja wohl auch beweisen lassen, daß ein Kirschkern ein Dudelsack ist.

* * *

Cicero hat, an manchen Stellen seiner Werke, Geringschätzung für Mahlerey und Bildhauerey geäußert, und doch besaß er 14 Landgüter, deren kostbarste Zierden die Kunstwerke jener Gattung waren.

* * *

Die griechische Sprache war in Rom so gemein, als jetzt die französische in den meisten Ländern. Juvenal spottete sehr beißend darüber. Indessen gab es doch nur wenige lateinische Schriftsteller, die griechisch schrieben, so wie es jetzt nur wenige Deutsche giebt, die französisch schreiben. Aelian war einer jener Wenigen, ein Priester und Sophist. Der letztere Titel war damals rühmlich. Er sprach das Griechische so rein als ein Athenienser. Dabey war er ein sehr bescheidener, genügsamer Mann. In dem Buche über die Thiere, welches wir noch von ihm ha-

ben, erzählt er, daß es ihm ein Leichtes gewesen seyn würde, sein Glück bey Hofe zu machen, daß er aber eine Unze wahrer Gelehrsamkeit allen Schätzen des Crösus und des Crassus vorgezogen habe. Wer jetzt so spräche, würde ausgelacht werden; denn jetzt kann Niemand begreifen, daß es noch etwas Besseres auf der Welt giebt, als reich und mächtig seyn, wäre es auch auf Kosten des Gewissens. Das Menschengeschlecht ist gleichsam mit einem dreytägigen Fieber erschaffen worden, von dem es nie geheilt wird. Es hat nur bisweilen freye Tage, wir aber leben im Paroxismus.

Cicero lebte auch an einem solchen Fiebertage, denn er sagt in seiner Rede pro Coelio: wenn es zu seiner Zeit einen Menschen gäbe, der dem sogenannten Glück entsagte, so würden die Leute glauben, die Götter hätten ihre böse Laune an ihm ausgelassen.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß die Alten den Quintus Curtius gar nicht gekannt zu haben scheinen? denn vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts hat Niemand seiner erwähnt.

* * *

Die Wahrheit ist ein Schatz und die Zeit ein furchtbarer Schatzgräber. Sie enthüllet auf einer Seite die Erbärmlichkeit so vieler Schmeichler, und auf der andern die Fruchtlosigkeit aller Versuche, die Nachwelt zu betrügen. Was thaten nicht alles die schlechten Kayser des alten Roms, um die Erinnerung an ihre Verbrechen zu ersticken! Wie viele Bücher ließen sie verbrennen! wie viele Menschen ermorden! Die Sklaverey der Römer war so tief, daß man nicht einmal den Mund zu klagen öffnen durfte. Wenn es eben so leicht möglich gewesen wäre, den Jammer zu vergessen, als die Zunge zu fesseln, das Andenken daran würde gänzlich erloschen seyn. So sagt Tacitus: Dedimus profecto grande patientiae documentum, at sicut vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, ademplo per inquisitiones et loquendi audiendique commercio: memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Und was haben jene Kayser dabey gewonnen? Wissen wir nicht doch die Wahrheit? und ist nicht eben dieser Tacitus mitten in der Sklaverey ein

Herold der Wahrheit geworden? mit Recht macht er sich lustig über die Tyrannen (Annal. I. 4.) qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

* * *

Der Herzog von Rohan schrieb vor 125 Jahren ein Büchlein, welches (wie so manche andere noch heutiges Tages) unter dem verdächtigen Schilde von Peter Hammer in Cölln erschienen ist. Es führt den Titel: Nouveaux interêts des Princes de l'Europe, où l'on traite des maximes qu'ils doivent observer pour se maintenir dans leurs états et pour empêcher qu'il ne se forme une Monarchie universelle. Wenn der Verfasser wieder aufstünde, so würde er Europa sehr verändert und sein System sehr überflüßig finden. Er beginnt mit Betrachtungen über die damaligen, zum Vortheil der Franzosen eingetretenen Veränderungen, und sagt: Frankreich verdanke seine Größe allerdings zum Theil der Weisheit seines Königs und seiner Minister, aber auch größtentheils den dummen Streichen (bévûës) seiner Nachbarn.

* * *

Es giebt Leute, die sich einbilden, solche Feste, wie jetzt gegeben werden, um, mit der größten Wahrhaftigkeit, Liebe und Bewunderung für einen Monarchen auszudrücken, wären vormals nie gegeben worden. So sehr aber auch die Erfindungskraft der Menschen seit ein paar hundert Jahren geübt und geschärft worden, so scheint es mir doch, als ob sie, diesen Gegenstand betreffend, nicht die mindesten Fortschritte gemacht hätte. Man lese z. B. in einer kleinen Schrift: Recit de ce qui s'est fait à Caen; u. s. w. wie am 5ten September 1685 der Geburtstag des Königs zu Caen gefeyert worden. Zuerst würde Gottesdienst, und, während der Messe, eine Lobrede auf den König, durch den Rector der Universität gehalten; dann vom Gouverneur ein prächtiges Diner gegeben; dann ein Concert, in welchem nichts anders gesungen wurde, als was in den Prologen der Opern zum Ruhme des Königs vorkam. Dann folgte abermals eine Lobrede von dem Prior der Jakobiner, nachdem zuvor Motetten gesungen worden, die aus lauter, auf den König anwendbaren, Stellen der Bibel zusammen gesetzt waren. Dann

erschallte ein Te Deum. Dann wurde eine Statue des Königs aufgedeckt und dabey ein Freudenfeuer angezündet; dann versammelten sich die Damen zu einem prächtigen Souper auf dem Stadthause; dann wurde ein kostbares Feuerwerk abgebrannt, und endlich mit einem glänzenden Balle der Tag beschlossen. — Gleicht diese Feyerlichkeit nicht Allen, die wir jetzt so häufig beschrieben lesen? ausgenommen etwa, daß man keinen Saal dabey erbaute, der in fünf Minuten in Flammen stehen konnte.

* * *

Von Vereinigung der christlichen Secten ist seit einiger Zeit viel geschrieben worden, doch gewöhnlich nur Wiederholungen dessen, was schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts der preußische lutherische Prediger und Geschichtforscher, Prätorius, in seiner Tuba pacis darüber sagte. Er schickte sie dem Papste mit einem so schmeichelnden Briefe, als ob ein Mönch ihn geschrieben hätte. Auch dem Kaiser, allen Königen, Churfürsten und Reichsstädten sandte er sie zu und ermahnte Alle, zu jener Vereinigung die Hände zu bieten. Dabey pries er

die römische Kirche, als ob er einen Kardinalshut suchte. Als Grundsatz stellte er fest: daß jeder Christ verbunden sey, sich dem zu unterwerfen, was in einem allgemeinen Concilio ausgemacht worden. In einem solchen ließ er den Papst präsidiren, und verlangte, was Gott selber nicht gewähren kann ohne das Menschengeschlecht umzuschaffen, nemlich, daß jedes Mitglied desselben vollkommen frey von Vorurtheilen und Partheylichkeit seyn sollte. Ueber 14 widersprechende Meynungen sollte dann entschieden werden und diese Entscheidungen schlug er vor. Z. B. den Kelch im Abendmahl betreffend; er sollte denen gereicht werden, die es wünschten; die Uebrigen mögten immerhin nur das Brod empfangen. Den Papst erkannte er als Primas, und kurz er spielte mehr den Bekehrer als den Mittler.

Wenn er sich aber auch anders dabey benommen hätte, so würden seine Bemühungen doch eben so fruchtlos geblieben seyn, als die der heutigen Vermittler, weil es die größte Chimäre von der Welt ist, gleich dem Stein der Weisen und der Quadratur des Cirkels, die Religionen vereinigen

zu wollen. Wenn der, unter den Waffen grau gewordene, Turenne einmal einen solchen Einfall hatte, (wie man sagt) so ist das sehr verzeihlich, aber ein Gelehrter, ein Philosoph, sollte die Rechthaberey der Menschen besser kennen.

* * *

Das vierte lateranensische Concilium untersagte den Priestern die Ausübung der Wundarzneykunst, weil man sich dabey des Eisens und des Feuers bedienen, auch Arme und Beine abschneiden müsse. Die Herren Paters vergaßen, daß ihre Herren Mitbrüder, die spanischen Inquisitoren, in dieser Rücksicht die größten Wundärzte waren.

* * *

Isaac Vossius in seinem liber variorum observationum giebt den Umfang des alten Roms, ohne die Vorstädte, zu 50000 Schritt an, mit diesen zu 72000, folglich größer als Babylon, das nur 60000 im Umfang hatte. Dabey ist noch nicht einmal der Theil der Stadt jenseits der Tiber gerechnet, weil man diesen nicht eigentlich als zur Stadt gehörig betrachtete.

Da befand sich aber unter andern Nero's Pallast, der, nach Vossius Behauptung einen größeren Raum bedecket haben soll, als irgend eine Stadt in Europa. Daß man heut zu Tage die Spuren von Roms ungeheurer Größe nicht mehr findet, widerlegt, nach des Verfassers Meynung, dessen Behauptung nicht; denn, sagt er, man müßte 60 Fuß tief graben, um sich zu überzeugen, und wollte man die Trümmer von Ninive in Babylon aufsuchen, so müßte man gar 200 Fuß tief graben, weil sie auf feuchtem Grund gebaut waren. — Vossius liefert auch Listen von der Zahl der römischen Bürger; die erste Zählung unter Servius Tullius gab 130000, die letzte, im Jahr 667, 460000. Die Einwohner sind nie gezählt worden, wenn aber das Verhältniß der Sklaven zu den Bürgern in Rom dasselbe war, wie in Athen, (wo man auf 20000 Bürger 400000 Sklaven rechnete) so würden sich zu Rom acht Millionen Sklaven befunden haben. Vossius versichert, daß, vor Sulla's Tyranney, Rom mehr Einwohner enthielt als das halbe Europa zu seiner Zeit; und doch nimmt er ihre Zahl nur zu 14 Millionen an. Er schrieb in

der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und damals rechnete er auf Spanien nicht mehr als 2 Millionen, Frankreich 5, Italien sammt den Inseln 2, Großbrittanien 2, die Niederlande 2, Deutschland mit Böhmen und Ungarn 5, u. s. w Dem ganzen Erdboden giebt er höchstens 500 Millionen, und meynt, wenn man sie Alle neben einander stellte, so hätten sie auf einer deutschen Quadratmeile Platz, da keiner mehr als einen Quadratfuß brauche um zu stehen. Deßhalb habe der Dichter Lucanus ganz recht gehabt zu behaupten, daß in Rom das ganze menschliche Geschlecht Platz haben würde. Denn Rom habe wenigstens 20 Quadratmeilen bedeckt.

* * *

Derselbe Vossius sagt von den Chinesern: sie feyerten das Andenken ihrer kriegerischen Fürsten nicht, sondern sparten allen Ruhm für die friedfertigen und gerechten auf. Eroberungen wären ihnen ein Greuel; wenn benachbarte Völker, durch ihre weise Gesetzgebung angelockt, sich ihnen unterwürfen, so nähmen sie wohl gern sie auf, allein sie zwängen Niemanden, an ihrem Glück Theil zu nehmen.

Wäre diese Schilderung ganz wahr, so wären die Chineser das beste und weiseste Volk auf Erden.

* * *

Der Consul Valerius Publicola stiftete zu Rom im Jahr 245 die Säcular-Feyer, um die Stadt von der Pest zu befreyen. Drey Tage sollte sie währen und alle hundert Jahr wiederholt werden. Aber unter den ersten Kaisern beobachtete man die Zeit nicht genau, denn Augustus veranstaltete sie im Jahr 737, Claudius im Jahr 800, und Domitian im Jahr 840. Dennoch wurde sie stets durch Herolde nach der alten Formel ausgerufen: „Jedermann solle sich einfinden, um Spiele zu sehen, „die er noch nie gesehen habe, und auch nie wieder sehen würde.“ Man lachte darüber, allein Monarchen fragen wenig darnach, ob man lacht, wenn man nur gehorcht. (Dissertation sur douze Medailles par Rainssart). Die Ceremonien bey diesem Feste hatte die Sybille vorgeschrieben. Der Verfasser macht gelegentlich die Bemerkung, daß Julius Cäsar selbst (jener große Mann und kleine Geist) nach dem Bericht des Macrobius wenigstens 16 Bücher von den Vorbedeutungen aus den Ein-

geweiden der Opferthiere geschrieben habe. Es wäre zu wünschen, daß jeder Eroberer nichts anderes thäte.

* * *

Varillas macht, in seinen geheimen Anecdoten des Hauses Medicis, folgende tröstliche Bemerkung: der letzte Alphons, welcher die Krone von Neapel trug, versuchte alles Mögliche, um die besten Schriftsteller seiner Zeit zu gewinnen oder zu bestechen. Jeder berühmte Mann, er mogte wohnen in welchem Winkel von Europa er wollte, empfieng von ihm Geschenke und Pensionen; dennoch hat es wohl kaum einen Monarchen gegeben, dessen Laster und Schwachheiten so ohne alle Schonung wären aufgedeckt worden. Pontanus, Panormus, Benedictus und 64 andere Geschichtschreiber, mogten loben und preisen so viel sie Lust hätten, man glaubte dennoch dem kühnen Bernhard Cerico. Hinwiederum ist wohl nie einem Helden von 30 berühmten Geschichtschreibern, und unter diesen von dem furchtbaren Machiawel, so übel mitgespielt worden, als dem Castruccio und doch hat Nicolaus Tegrinus ihm Ruf und Ruhm gerettet. (Schade nur, daß solche Be-

merkungen Tyrannen nicht zügeln, und daß jenes alte Mährchen: Der Löwe erzittere vor dem Hahnengeschrey; immer nur ein Mährchen bleibt.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Clio's Blumenkörbchen

Bd.: 2

Darmstadt (1811)

P.o.germ. 764 f-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112909-4